MARC AUGIER

GÖTTER DÄMMERUNG

Wende und Ende einer großen Zeit

MARC AUGIER * GÖTTERDÄMMERUNG

MARC AUGIER: GOETTERDAEMMERUNG

MARC AUGIER

GÖTTER DÄMMERUNG

Wende und Ende einer großen Zeit

1949

EDITORIAL PROMETHEUS

Copyright 1949 by Editorial Prometheus, Buenos Aires.
Todos los derechos reservados — Hecho el depósito de ley.
IMPRESO EN LA ARGENTINA

Este libro fué impreso por "El Toba - Impresiones"
Buenos Aires, en el mes de diciembre de 1949.

DICKE LUFT

Ich erwachte mit einem Ruck. In meinem Bett aufsitzend begriff ich, dass etwas sich ereignet haben musste, etwas, das drohend nachhallte in der Stille, die mich lastend umgab. Mühsam versuchte ich meine Gedanken zu fassen. Was war geschehen, und war etwas geschehen? Voller Beglückung klammerte ich mich an den Gedanken, ich möchte geträumt, oder gar mich getäuscht haben, nichts wäre in Wahrheit geschehen, ich könnte mich umdrehen in meinem Bett und weiterschlafen. Doch unerbittlich meldete sich in meinem Verstand der wahre Grund meines Aufwachens: Es war Fliegeralarm gegeben worden, und beinahe hätte ich ihn verschlafen.

Ich habe den Schlaf eines Naturmenschen. Irgendwo und in irgendeiner Stellung kann ich schlafen, und selbst der ärgste Lärm weckt mich schwer auf. Ich hatte genügend Möglichkeiten, dies 1942 in Russland und 1943 in Paris während des Schiessens der Flak zu erproben. Aber 1944 in Berlin während eines Fliegeralarms zu schlafen, entspricht einem Selbstmordversuch. Seit der Luftwarnung musste viel Zeit vergangen sein. Ich vernahm nicht einmal mehr die hastigen Tritte der Verspäteten auf der Flucht in die Kellerräume, die dumpfen, hastigen Schritte der gehetzten Menschen, die wie die Ratten unter die Erde flüchteten. Und dennoch mussten es die Sirenen zunächst, die Vorbeieilenden etwas später gewesen sein, die in meinem Unterbewusstsein jene Folge von Bildern wachgerufen hat-

ten, die mich am Ende mit einem Ruck aufspringen liessen. In diesem Augenblick begann der Angriff, es war zu spät, Schutz zu suchen, ich würde meinen gesunden Schlaf mit dem Leben bezahlen müssen.

Wer keinen Luftangriff in Berlin miterlebt hat, weiss nicht, welche Abgründe von Angst im menschlichen Herzen verborgen sind. Ich hatte bereits vier Angriffe hinter mir, und blindes Entsetzen erfasste mich bei der Vorstellung, ich müsste nun das Fallen der Bomben gleichsam nackt und unter offenem Himmel ertragen. Aus der schwarzen Unendlichkeit über uns vernahm man immer deutlicher das bezeichnende Geräusch der Luftminen, das heftige Trommeln... floup... floup... floup..., das so knapp dem furchtbaren Augenblick der Explosion und des Einschlages vorangeht. Ich warf mich unters Bett. In demselben Augenblick wurde der Anhalter Bahnhof getroffen, zum Glück in solcher Entfernung, dass meine Fensterscheiben nicht barsten. Ich wusste wohl, dass ich dadurch noch einmal gerettet war vor dem Schrecken eines nur zu bekannten, vielseitigen Todes: Da flogen Gesteine, die mit der Wucht von Hammerschlägen trafen, sausende Glasscherben, die durchstiessen oder skalpierten, wirbelnde Massen von Abfall, die in die Augen drangen bis zur schmerzhaften Erblindung, verlorene Phosphortropfen, die sich in die Haut einbrannten, bis auf die Knochen, bis in die Gehirnmasse hinein, plötzlicher tötend als eine Gewehrkugel. Ich war in ein Hemd und eine Hose geschlüpft und eilte in den Gang. Nun war ich der gejagte und verfolgte Mensch, feiger als ein Schakal, angesichts dieser unzähligen Todesarten, die wir unserem Zeitalter des Fortschrittes und der Fabriken verdanken. Hatte nun endlich die alte Furcht der Gallier Gestalt angenommen: die Vorstellung eines Himmels, der in Glut und Flammen zusammenstürzt? Der Luftdruck einer Explosion warf die Türe meines Zimmers hinter mir zu. Beinahe in demselben Augenblick fiel eine Bombe in der unmittelbaren Nach-

barschaft der Anhalterstrasse, und diesmal wurde ich mitgerissen wie auf dem Kamm einer Woge der anstürmenden Hochflut. Die geschlossene Türe meines Zimmers wurde gleichzeitig mit dem Fenster aus den Angeln gerissen, aber ich war dem Angriff schon ausgewichen und floh nun den Gang des vierten Stockwerkes entlang, das von plötzlichen Stössen hin und herbewegt wurde: Backbord, Steuerbord, Backbord... Das Licht folgte der schwankenden Bewegung, die Birne erlosch, leuchtete schwach auf, und es wurde völlig finster. Die Minen schlugen mit sturer Hartnäckigkeit immer wieder in das Viereck ein, das von der Wilhelmstrasse, der Leipzigerstrasse, der Saarlandstrasse und meiner eigenen gebildet wurde. Das Gebäude ächzte und krachte in den Fugen wie ein altes Schiff bei heftigem Sturm, ich fühlte wie es sich bog, schwankte, und alle diese Bewegungen fanden ihr Widerspiel in meinen Eingeweiden, als wäre ich selbst ihr Mittelpunkt. Die Luftmine durchschlägt nicht, sie wirft um. Zur Rechten und Linken einer Strasse fallen die Häuser unter dem Luftdruck um. Ich spürte, wie mein Hotel seinen Sturzwinkel suchte. Ich wusste, dass es nur alte Ruinen aus dem Jahr 1943 umgaben. In Erwartung des endgültigen Zusammenbruchs löste sich der Bau um mich und über mir langsam in seine Bestandteile auf. Dicke Kalkschichten fielen mir auf den Kopf und nahmen mir den Atem, Staub drang mir in den Mund, verstopfte meine Nase und trieb mir Tränen in die Augen. Ich spürte auf meiner Haut wie scharfe Nadelstiche das feingemahlene Glas, das mit jeder Luftwelle nach den Explosionen zu mir gelangte. Ich wusste, dass es mit mir zu Ende war. Ich konnte nicht mehr fliehen in der Nacht auf diesem schwankenden Boden. Ich erwartete den letzten Schlag, und ich dachte nicht mehr, bereute nichts mehr und hoffte nichts mehr. Ich befand mich bereits unter den Toten.

Und dann auf einmal trat Stillstand ein. Eine un-

wahrscheinliche Ruhe legte sich über diesen Ort der Zerstörung. Der Lärm der Einschläge entfernte sich immer mehr nach Süden hin und verklang fast völlig. Ich stürzte den Gang hinunter, beide Arme nach vorne gestreckt, all mein Wollen und Fühlen zusammengedrängt in den Fingerspitzen, die den Weg zum Keller suchten, den mütterlichen Schutz der Erde vor den Schlägen der zweiten Angriffswelle, deren ankündigendes Tamtam bereits vom Norden Berlins bis zu mir drang.

Dort in jenem Hotel der Anhalterstrasse war es auch, wo mir das Schreckensbild einer grauenhaften Zukunft dämmerte. Die Katastrophe hatte eben erst begonnen. Deutschlands Zusammenbruch bedeutete für mich Jahre der Flucht und des Schreckens, während welcher ich immer wieder der Todesgefahr Trotz bieten musste, gehetzt und verfolgt, immer fliehend, mit den Händen den gefahrvollen Weg ertastend, so wie in dieser Schreckensnacht des Winters 1944, mein Leben tragend auf ausgestreckten Armen.

Wenige Augenblicke später begannen die Bomben wieder zu fallen, doch ich hatte inzwischen Zeit gehabt, den Schutz des Kellers zu erreichen. Wir befanden uns da etwa zu hundert, Männer, Frauen, Kinder aller Nationen. Die Erde Deutschlands war unwohnlicher geworden als die Gletscher der Eiszeit. Ohne es zu ahnen, denn die Geheimwaffen hatten noch nicht die Epoche der V 2 überschritten, machten wir die Lehrzeit der Atombombe durch. Diese Zufluchtsräume erinnerten in ihrer Ausstattung an die Filme von Wells, die das unpersönliche Glück des Jahres 2000 veranschaulichen. Das grelle Licht der Notlampen fiel auf die weissgekalkten Mauern. Alles Brennbare war aus dem Keller entfernt worden, mit Ausnahme einiger Bänke und der hölzernen Stützpfeiler.

Die vollständige Arbeitsausrüstung eines Minenarbeiters hing an der Mauer neben dem Rettungsausgang, der uns mittels einer dünnen Mauer vom Nachbarkeller trennte. Eine unerbittliche innere Zucht versteinerte diese Männer und Frauen einer neuen Eiszeit. Man vernahm zwischen den Einschlägen der Bomben nur das leise Surren der Notdynamos, die durch eine Art Fahrrad im Umlauf gehalten wurden, und dieses Geräusch nahm dann in der Stille unerwartete Bedeutung an. Ein Deutscher trat die Pedale mit der Gemütsruhe eines Tiergartenspaziergängers. Der Luftschutz war vertreten durch den Pförtner des Excelsior und einigen Kriegsveteranen von 1914, die in ihren schwarzen Helmen und den bereitgehaltenen Gasmasken ein klein wenig lächerlich und rührend wirkten. Die Bomben fielen in unmittelbarer Nähe des Anhalter Bahnhofs, so schnell und so dicht, wie seit den grossen Angriffen von 1943 nicht mehr. Das unterschätzte Amerika, das wir in unseren Artikeln bespottet hatten, bewies nun, wozu es fähig war. Bei jedem stärkeren Einschlag stieg der Boden buchstäblich an unseren Beinen hoch, und war das auch an sich nicht unmittelbar gefährlich, wirkte diese wildbewegte Erde erschreckend. Neben mir lag ein französischer Soldat, den der Alarm ohne Zweifel bei der Heimkehr in sein Kommando überrascht hatte. Ich sah, wie sein ohnehin schon erblasstes Gesicht in dem grellen Licht der Lampen immer fahler wurde. Er nahm meine Hand und legte seine freie auf sein Herz. "Beim nächsten Schlag werde ich hinüber sein", flüsterte er, und dann, in einem ruhigen Augenblick fügte er, wie sich entschuldigend, hinzu, "ich habe einen Herzfehler, müssen Sie wissen". Man konnte auch sicherlich nicht sagen, dass wir uns in einer Erholungsstätte für Herzleidende befanden. Viele Franzosen fielen mir auf in diesem Keller, und die Mehrzahl von ihnen gehörte nicht einmal zu den Kollaborationisten. Es waren Kriegsgefangene und freiwillige oder zwangsverpflich-

tete Arbeiter, mehr oder minder freie Menschen, die nun von dem Alarm mitten aus ihrem Nachtleben aufgestört wurden. Die meisten unter ihnen trugen im Herzen einen Hass gegen den Deutschen, der sie ihrem Heim entrissen hatte. In diesen Tagen der grossen Gefahren jedoch, als die Brandbomben die Arbeiterlager in Flammen aufgehen liessen, als die Luftminen bis in die tiefsten Keller Tod und Zerstörung brachten, war nicht länger der Deutsche ihr Feind. "Die Schweinehunde", flüsterte der herzkranke Kriegsgefangene, meine Hand in der seinen zerdrückend. Und die Schweinehunde waren nicht die Männer der SS, sondern die amerikanischen Bomber. Ein Luftschutzwart öffnete die gepanzerte Türe in dem unglückseligen Augenblick als gerade eine Mine zersprang. Da geschah etwas Entsetzliches, wie man es nie wieder vergessen kann, wenn man es einmal am eigenen Leibe erfahren hat. Es vollzog sich eine Verwandlung in der Struktur des Zimmers. Es kam keine Luftwelle herein, im Gegenteil, die Luft erstarrte und hörte gleichsam auf zu fliessen. Dafür nahm sie an Dichte zu und zwar so rasch, dass nichts mehr die Verwandlung aufhalten konnte. Einige Männer griffen sich mit der Hand an die Kehle. Die Luft erhärtete sich in den Ohren, im Mund, auf der empfindlichen Haut der Augen, um den Hals herum, dann die Beine und Arme entlang. Der Keller verwandelte sich; die Mauern, die Decke und der Boden näherten sich einander wie in Alpträumen... Dicke Luft... Dicke Luft... Da war sie nun schreckliche Wirklichkeit geworden, die Drohung, die fast täglich vom deutschen Rundfunk durchgegeben wurde, jedesmal wenn die langen Todeszüge von Luftschiffen sich über das Meer begaben, Richtung: Osten. Dicke Luft... Nach der Explosion der amerikanischen Bomben, die den roten Truppen den Weg ebneten, hat die Luft Europas nie wieder ihre Frische, Leichtigkeit und Fröhlichkeit zurückgewonnen. Zu viele Märtyrer sind unter den Ruinen der deutschen Städte begraben, als dass der alte

Erdteil sich je eines solchen verdächtigen Sieges erfreuen könnte. Wenn heute, zwei Jahre nach der Berliner Tragödie, ein Sender den neuen Erfolg einer kommunistischen Partei verkündet, bedeutet das jedesmal eine Rückentwicklung der menschlichen Freiheiten, einen Fortschritt des Geistes der Untertänigkeit, eine Einbusse an Schönheit und Glauben und jedesmal entspricht es dem Alarmsignal: Dicke Luft... Dicke Luft... für den, der zu lesen versteht, was nicht im Buche des menschlichen Erkennens geschrieben steht.

Ich war am 3. September 1944 in Berlin angekommen. Es war meine sechste oder siebente Reise seit dem Waffenstillstand mit Frankreich. Diesmal jedoch hatten sich Frankreichs Tore endgültig hinter mir geschlossen. Ich fand ein Berlin vor, das noch zerstörter als im Juni und auf dem Wege war, völlig vom Erdboden zu verschwinden. Drei Jahre lang war es mir gegeben gewesen, dem Martyrium einer der grössten Städte der Welt beizuwohnen. Und nun war das Ende da, der Uebergang zur Steinwüste. Während dieser Jahre erhielt ich eine viel deutlichere Vorstellung von der Katastrophe, als wenn ich dauernd in der Reichshauptstadt gewohnt hätte. Für die Berliner war das Verschwinden ihrer Stadt unmerklich vor sich gegangen, während es für mich eine Folge von Bildern darstellt, die mein Gedächtnis heute noch mit grösster Geschwindigkeit aneinanderreihen kann.

1941 kam ich von der Leipziger Messe und Berlin erschien mir unversehrt. Das Baufieber und das gute Leben von 1938 waren zwar zu Ende, doch blieb den Bewohnern das Vertrauen in die eigene Kraft und der Stolz auf die neue Stellung Berlins als Hauptstadt Europas. Der Deutsche lebte in Sicherheit. Göring hatte gesagt: "Ich will Maier heissen, wenn ein einziges englisches Flugzeug bis hierher kommt". Wie konnte man sich vorstellen, dass die Nationalsozialisten, die sich seit zehn Jahren als unwiderlegbare Propheten erwiesen, die alles richtig vorausberechnet hatten, die Machtüber-

nahme ohne Revolution, das Ende der Arbeitslosigkeit, den Bau der Reichsautobahnen, die Neuordnung der deutschen Länder, den materiellen Aufschwung des Arbeiterstandes, die Ferienfahrten mit bezahlten Gehältern, den revolutionären Krieg, die Eroberung der Tschechei ohne einen Schuss, das Verschwinden Polens innerhalb von drei Wochen, Frankreichs in sechs, Griechenlands in zwei Wochen, wie konnte man sich vorstellen, dass auch sie sich irren konnten, dass diese Uebermenschen sich einmal in gehetztes Wild verwandeln würden? Nicht so leicht konnte dieses Vertrauen in Deutschlands unantastbaren Luftraum verschwinden. 1942 fuhr ich auf dem Weg nach der russischen Front durch Berlin. Schon wies die Stadt offene Wunden auf, hie und da war eine Lücke in den Häuserreihen sichtbar, oder ein sorgfältig aufgestapelter Haufen von Ziegelsteinen füllte die Stelle aus, wo früher ein Haus gestanden hatte. Die Berliner Staatsoper war zerstört worden. Goebbels verkündete, dass sie innerhalb von sechs Monaten wieder aufgebaut sein würde, und so geschah es auch. Das Vertrauen des deutschen Volkes in seine Macht war unerschüttert. Dann ereignete sich etwas Neues. Ich befand mich eines Tages im OKW, in der Dienststelle in der Viktoriastrasse. Es war zwei Uhr nachmittags und keine Wolke am Himmel. Dann auf einmal Alarm. Ich sagte zu Hauptmann B.: "Sieh einer, kommen die jetzt mitten am Tage?" Er antwortete mir erst einige Stunden später, als bereits "Entwarnung" gegeben worden war: "Das war wohl ein verirrter Jagdflieger, oder aber ein Irrtum des Flakdienstes". In Wirklichkeit aber waren es die amerikanischen Jagdflugzeuge, deren grosser Angriffsradius bereits bis weit nach Deutschland hineinzureichen begann. Kurz darnach ereignete sich die Nacht von Charlottenburg, der Beginn der Apokalypse. Der Westen Berlins brannte drei Tage und drei Nächte lang. Der Phosphorregen fiel in Gestalt von roten und blauen Kugeln, die sich in der Luft veränderten, wie Teig aus-

einanderflossen, zerdrückten, auf die Dächer und in die Strassen regneten. Es war eine Art Jüngstes Gericht. Man warf Kirchen, Krankenhäuser, Kliniken, Gaststätten, Regierungsgebäude, Museen, selbst den Zoologischen Garten in Brand, dazu Kasernen, Arbeiterlager und zahllose Dienststellen. Man verbrannte deutsche Frauen und Kinder gleich Unkraut und verschonte ebensowenig die französischen Kriegsgefangenen, die belgischen, russischen, bulgarischen, griechischen, holländischen, polnischen Arbeiter. Es wird heutzutage viel Geschrei um einige Judenverbrennungen gemacht, ohne dass es jedoch erwiesen ist, ob die Opfer lebendige Menschen waren oder ob sie tot verbrannt wurden. Es ist nicht meine Absicht, die widerlichen Sklavenhalter zu verherrlichen, die übrigens in der Mehrzahl Russen und Polen waren. Aber eines steht fest, dass selbst die Hölle der Konzentrationslager sich an Grauen nicht mit der Charlottenburger Nacht vergleichen lassen kann, und ebensowenig mit all den anderen Nächten der Luftangriffe, die in ganz Deutschland folgten. Niemand hat in diesem Krieg das Monopol der Tugend oder Barbarei. Diejenigen, die heute auf ihre Leistungen pochen und sich Träger und Bewahrer der neuen Zivilisation und Menschlichkeit nennen, haben im Grund keinen anderen Anspruch auf diesen Titel, als ihre Macht, als Sieger, die ihnen erlaubt, den Gegner zum Schweigen zu bringen. Hätte Deutschland den Krieg gewonnen, würden wir kein Buchenwald kennen, dafür würden hundert Bücher, hundert Sender und Tausende von Zeitungen der Welt in allen Einzelheiten die unmenschlichen Grausamkeiten der Alliierten verkünden.

Als der Westen Berlins zu brennen aufhörte, wurden diejenigen, die es wagten, diese Wüste von Steinen und warmer Asche aufzusuchen, von Staunen und Schrecken erfasst. Drei Tage hatten genügt, um ein neues Pompeji erstehen zu lassen. Kilometerweit reihten sich zusammengebrochene, rauchgeschwärzte Häuser an den Strassen. Ich sah Keller, in denen noch einen

Monat lang das Feuer weiterschwelte. Nichts als eine grauenhafte Wüste blieb übrig, in der kein hungriger Hund etwas zu fressen gefunden hätte. Der Russ regnete unaufhörlich aus einer Höhe von tausend Metern auf die Stadt herab. Der Geruch von verbranntem Fleisch und schwelendem Mauerwerk zog tagelang bis nach Spandau und Erkner hin. Die neue Technik des Flächenangriffs hatte ihre Leistungsfähigkeit bewiesen. Roosevelt konnte nun auf seine Weise die Worte zitieren: "Wo meine Bomber gewesen sind, da wächst kein Gras mehr". Das Gras vielleicht nicht, wohl aber die Hoffnung. Sehr bald hatten die Deutschen wieder Vertrauen gefasst und sagten: Nun gut, sie haben den Westen bombardiert, die Stadtmitte werden sie niemals erreichen. Und die Stadtmitte mit der Reichskanzlei, den Ministerien, den grossen Druckereien, auf das kommt es an. Die Ausländer, denen dieses grossartige Vertrauen in die Gottheiten der Luftwaffe nicht die Augen vor der Wirklichkeit verschloss, mutmassten die Tragweite der Katastrophe in dem Augenblick, als die fahlen Kometen der Phosphorbomben auf das Zentrum der Stadt niedergehen würden. Und dennoch war es der Südwesten, der zuerst verschwand.

Es sind dort nun Stadtlandschaften, deren Erinnerung bis heute in meinen Nächten spukt. Hauptsächlich erscheint mir in meinen Träumen ein unbebautes Stück Land an der Linie der S-Bahn, gegenüber der Station Lichterfelde-Süd. Im Hintergrund erhob sich eine riesige Arbeiterstadt, von den Nationalsozialisten ganz neu erbaut. Viele Kilometer weit erstreckten sich die Häuser, es war eine Stadt innerhalb der Stadt. Als ich sie das erste Mal von weitem erblickte, da man sie vom Zug aus in ihren Umrissen liegen sah, war es einem nicht möglich, das leere Innere der Häuser zu erkennen. Der selben optischen Täuschung war ich bei Smolensk erlegen. Beim Heranfahren jedoch, als man in einer Kurve der Schienen die Stadt plötzlich zur Seite vor sich hatte, sah ich durch alle Fenster in den Himmel

der toten Stadt. Ich gab etwas später der Neugierde nach, sie zu Fuss zu durchstreifen. Ich hatte alle Musse, zu bewundern, mit welcher Meisterschaft das Feuer am Werke gewesen war. Die Explosion erschüttert und zerstört in grösserem oder geringerem Ausmass, und eigentlich eher weniger als mehr. Ihre Wirkung ist plötzlich aber vorübergehend. Das Feuer hingegen lässt nicht ab und vernichtet alles Brennbare, und dank dem Phosphor ist fast alles brennbar. Ich habe zugesehen, wie ein Tropfen Phosphor in den Zement eindrang wie ein Wassertropfen in den Sand. Die Phosphorangriffe haben das Zeitalter der Hexerei und der schwarzen Magie wiederaufleben lassen. Ich habe merkwürdige Dinge gesehen, die vom Standpunkt des Absonderlichen äusserst interessant sein: Ein Mann, der auf der Strasse auf einen kleinen Flecken Phosphor tritt und dessen Schuhe unversehens zu brennen beginnen. Wagen, die plötzlich bremsen, mit vier Rädern auf Feuer stehen und auf flammenden Kreisen weiterfahren.

Der Phosphor war durch Lichterfelde-Süd geströmt. Von diesen Hunderten von neuen Häusern blieb nichts übrig als die nackten Mauern und einige verkrümmte Eisenstäbe. Im Schutt konnte man erschütternde Zeichen der Macht des Feuers erkennen, uns fielen besonders Schreibmaschinen auf, an denen man ganz deutlich alle Teile erkennen konnte, die aber auf die Hälfte ihrer natürlichen Grösse zusammengeschrumpft waren, ohne eine Veränderung der Proportionen zu erleiden, so ähnlich wie die Köpfe, die die Indianer des Matto-Grosso als Trophäen bewahren. Auch hier sah man schwelende Feuer in den Kellern, wo die Kohle, die für die Zentralheizung aufgestapelt war, langsam zu Asche wurde und die Luft mit Kohlenoxyden erfüllte. Ich fragte mich: "Wie ist das wohl möglich, kann das menschliches Werk sein?" Dennoch habe ich sehr wenig Deutsche gesehen, die nach Rache schrieen und die Fäuste ballten, wenn die englisch-amerikanischen Flieger vorbeizogen. Es waren wieder einmal die Ausländer, die

sich nachtragender zeigten. Am Anfang konnte ich mein Erstaunen darüber nicht verbergen, später jedoch gewöhnte ich mich daran und fand es fast in der Ordnung. Die Katastrophe war von solchen Ausmassen, sie erinnerte dermassen an ein Spiel von Naturgewalten, dass die Gegenwart menschlicher Wesen dabei an Bedeutung verlor, sowohl beim Angriff als bei der Verteidigung. Sowohl Deutschland als Amerika hatten Gewalten entfesselt, die jetzt ihrer Herrschaft entwachsen waren.

Als ich im Oktober und November 1944 in Steglitz wohnte, in einem Raum, dessen Läden infolge des Luftdrucks nach innen verbogen waren, hatte ich aus meinen Fenstern den Blick auf all diese Häuserskelette, die bereits von Unkraut überwuchert wurden. Manchmal betrachtete ich sie nachts im Schein des Mondes. Sie ragten dann als ein Bild der Verzweiflung empor, ihre Schornsteine und Giebel zeichneten eine Bewegung des Leidens oder des Schreckens in den erhellten Nachthimmel, andere hingegen nahmen an diesen Strassen, wo der Fremde auf jedem Bürgersteig Gefahr lief, in ein Loch zu stürzen oder durch einen fallenden Stein erschlagen zu werden, die Gestalt von riesigen Wegweisern an.

Als der Schnee kam, wurde der Anblick dieser Landschaft für das Auge und die Phantasie unerträglich. Zu unmittelbar war die Nähe und Allmacht des Todes. Es wurde unmöglich, sei es nur für eine Minute, zu vergessen, dass wir zum Scheitern verurteilt, dass unser verzweifelter Widerstand sinnlos war, und dass sich unser Schicksal auf die eine oder andere Weise erfüllen würde. Oefters ging ich auf diesem grossen Friedhof im Licht des Mondes spazieren. Dieses Berlin des letzten Kriegswinters war zur Hauptstadt eines Planeten geworden, auf dem nur feindliche Mächte herrschten. Die Höhlenmenschen bewegten sich gemessen in dem Kerker der Dicken Luft. In erstaunlichen Wanderungen zogen sie von Norden nach Süden, von

Osten nach Westen und hinterliessen auf den geschwärzten Mauern seltsame Inschriften, die Leitworte des Ameisenhaufens, der immer wieder von der Faust des amerikanischen Riesen durcheinandergewühlt wurde, und immer wieder neu geordnet wurde... "Familie Pfeiffer ist gerettet und gesund". "Frieda wohnt jetzt Kurfürstendamm 138". "Vater und Mutter der Kinder von Kaltenberg sind hier gestorben". "Tante Elsa ist nach Leipzig geflüchtet Bahnhofstrasse 54".

Während dieser Uebergangszeit vom Sein zum Nichtsein waren und blieben die Deutschen doch stets überzeugt, das Zentrum der Stadt könne nicht getroffen wenden. Indes hatte sich 1944 der Feuermantel fast schon über dem Herzen der Hauptstadt zusammengezogen. Als ich das Viertel am Potsdamerplatz verliess, war es noch unversehrt, kaum einen Monat später fand ich nur noch die Skelette der Gebäude vor, auf dem Bahnhof liefen die Züge unter freiem Himmel ein und vom Columbushaus ragte ein Eisengerüst über die schwarzen Ruinen hinaus. Im "Haus Vaterland" waren sämtliche Stockwerke ausgebrannt, aber man hatte die Räume im Erdgeschoss mit Brettern überdeckt und die durchziehenden Wehrmachtsangehörigen sassen immer noch auf den rotgepolsterten Samtsesseln dieser furchtbaren wilhelminischen Räume mit den dicken Mädchen und der unvermeidlichen Wurst. Das Orchester spielte immer noch mit tragischem Ernst: "Deutschland, Deutschland über alles" und das titanische "Näher zu Dir, mein Gott", während Berlin gleich einem treibenden Gespensterschiff langsam versank. Dieses Vertrauen in die Unverletzbarkeit des Stadtkerns und damit der Reichskanzlei, des neuen Glaubentempels, sollte bis fast zuletzt bestehen bleiben, genau gesagt bis zum 3. Februar 1945. An jenem Tag, um 10 Uhr morgens, als ich glücklicherweise in der Gegend des Kurfürstendamms war, griffen 2000 schwere Flugzeuge das Herz der Stadt an. Es war der letzte in der Reihe der tödlichen Angriffe. Der Todesstoss. Er zielte auf die Reichskanzlei und

auf den Mann, der mit einer Kühnheit ohnegleichen die Welt herausgefordert, der zugleich dem angelsächsischen Kapitalismus, dem russischen Bolschewismus, dem Judentum, dem internationalen Freimaurertum, der katholischen Kirche, dem sozialen Elend und den sozialen Ungerechtigkeiten, dem Versai'ler Vertrag, dem Kolonialwesen, dem französischen Wirrwarr und der englischen Flotte den Kampf angesagt hatte. Die neuen Bomben mit ihrer grossen Durchschlagskraft richteten entsetzliches Unheil in allen Kellern an; der Mann jedoch, der an jenem Tag gejagt und erlegt werden sollte, befand sich nicht in Berlin. Das Schicksal hatte ihm einen letzten Sieg zugedacht. Er sollte den Schlussakkord der Götterdämmerung noch erleben und Weg und Stunde seines Todes selbst bestimmen. Ich habe seit 1941, seitdem ich versuchte, eine ehrliche und verständnisvolle Zusammenarbeit mit der deutschen Jugend zu schaffen, in meiner Eigenschaft als Gründer und Führer der "Jugend des Neuen Europa" immer wieder behauptet, dass nicht die "Widerständler", sondern vielmehr die Kollaborationisten es waren, die am meisten durch die Kollaboration zu leiden hatten. Ich spreche natürlich nur von den ehrlichen Politikern, nicht von solchen Leuten, die nur um eines Vorteiles willen dabei waren oder gar von den Agenten des S. D., obwohl es unter diesen letzteren einige Fanatiker gab, die ganz ohne Eigennutz der Sache dienten. Durch die Ankunft der französischen Kollaborationisten in Berlin im September 1944, wurden die letzten Aussichten der Kollaboration zunichte. Ihre politischen Wege und Anschauungen waren rein gefühlsmässig bestimmt. Sie hatten in Vichy und in Paris zumeist nur die "Spezialisten der Kollaboration" kennengelernt. Leute wie Rudolf Rahn, Otto Abetz, Bran, Sieburg, die Frankreich liebten und eine französische Kultur besassen, die weit über dem Durchschnitt der unserer Landsleute stand. Nun waren sie ihrer Machtsphäre und ihrer Heimat entrissen, und der Krieg warf sie, meist ohne Geld und

gar ohne Gepäck, mitten in das tragische Berlin des letzten Winters unter das gemarterte, hungernde deutsche Volk, das die Trauer schweigsam und mürrisch gemacht hatte. Der Durchschnittsdeutsche kam mit den Ereignissen nicht mehr mit. Er wusste nicht mehr, wo sich das deutsche Heer befand, er wusste nicht einmal mehr, ob es überhaupt noch existierte. Die Männer in der grünen Uniform sprachen jetzt französisch, tschechisch, russisch, dänisch, flämisch, rumänsich, italienisch oder kroatisch. Er wusste, dass es Franzosen in den Arbeitslagern gab, und zugleich solche, die in der Wehrmacht dienten und solche, die in Konzentrationslagern sassen. Aus diesen widerspruchsvollen Tatsachen erwuchs eine Art geistiger Verzweiflung, und er wünschte nichts weiter als das Ende des Krieges, das heisst, das Ende der Luftangriffe herbei. Die Neuankömmlinge sprachen mit Hingerissenheit vom Nationalsozialismus, während es doch seit langem schon nicht mehr um Weltanschauung und Politik ging, sondern um Brot, sichere Luftschutzkeller, Schuhbezugscheine und Kleiderkarten. Für die Franzosen war das eine grosse Enttäuschung. Was war aus dem Deutschland ihrer Träume geworden? Sie durchwanderten die Strassen auf der Suche nach den jungen Helden, die sie 1940 lächelnd und siegreich erlebt hatten. Sie lasen immer wieder in der "Gerbe des Forces", um ihrem Glauben Schwungkraft zu geben, und schlossen das Buch sehr rasch wieder, denn der Hunger war stärker als die Neugierde des Geistes.

Hier gab es keine geheimen Luxusgaststätten mehr, keinen "Robinson" oder "Bougival", dafür aber eine eisern durchgeführte Rationierung, keine gefälschten Lebensmittelkarten und nirgendwo einen schwarzen Markt. Der Schwarzhandel existierte ausschliesslich in den Lagern der Fremdarbeiter, und die Kollaborationisten hatten am Anfang keinerlei Fühlung mit den Lagern. Dazu kam, dass die meisten unter ihnen schon bei Beginn des Krieges arm waren und es blie-

ben, wie später in den sogenannten Kollaborationsprozessen klar zutage treten sollte. Die Welt der politischen Illusionen brach zusammen, und was bestehen blieb, war einzig der Kampf um das nackte Dasein. Es galt, sich einzurichten.

Zunächst machten sie die Bekanntschaft des "Bal", d. h. des fortlaufenden Wechsels der Unterkunft alle drei Tage. Berlin hatte so viele Hotels und möblierte Zimmer eingebüsst (20.000 Zimmer in einer einzigen Nacht 1943), dass niemand im Prinzip sich länger als drei Tage irgendwo aufhalten konnte. Und diese Notlage hob alsbald die künstlichen Grenzen zwischen französischen Kollaborationisten, freien Arbeitern und ehemaligen Kriegsgefangenen auf. Es bildete sich eine Art Einheit, es galt gemeinsam um die einfachsten Dinge wie Schlafen, Essen, das nackte Dasein zu kämpfen. Der Kollaborationist bekam von dem Mann aus dem Lager sein Brot gegen irgendeine Empfehlung bei deutschen Dienststellen. Man tauschte Bücher und Zigaretten aus. Der französische Sozialkörper baute sich erneut auf historischer Basis auf. Der menschliche Faktor wurde wichtiger als der politische, der bereits unter den Bomben tot und begraben lag. Man unterhielt sich wenig über die märchenhaften Versprechungen des englischen Rundfunks und noch weniger über die untergegangenen Hoffnungen von Vichy. Das Unglück hatte eine Gemeinschaft geprägt, und sowohl die einen wie die anderen waren dahin gelangt, irgend ein dunkles Schicksal für ihren Aufenthalt in Berlin verantwortlich zu machen. Unsere Freunde lernten von den "Alteingesessenen", die bereits drei oder vier Jahre in Berlin waren, wie man die verschiedensten Vorteile erreichen, ja selbst die gesetzliche Frist von drei Tagen in den Hotels umgehen konnte. Es war bestimmt keine kleine Sache, zehnmal im Monat seine Koffer durch S- oder U-Bahn zu schleppen, denn natürlich gab es längst keine Mietautos mehr. Sie lernten es, den besten Bunker, den sichersten Keller zu

wählen. Man gab sich die Losungsworte weiter, die die Türen zu den seltenen Orten öffneten, wo es uns möglich war, Wein zu trinken. Uebrigens geschah dies alles sehr schnell mit jener Anpassungsfähigkeit, die die Deutschen so bewunderten und selbst niemals besassen. Politik ist eine Sache, und eine andere sind die natürlichen Anlagen einer Rasse. Springt erst einmal der dünne politische Lack, bleibt nichts übrig, als die Tugenden und Fehler, die dem betreffenden Volke in Wahrheit eigen sind und die allein vor der Geschichte massgeblich sind, wenn das endgültige Urteil gefällt wird. Nach einigen Wochen war das Leben für die Kollaborationisten menschlicher geworden, sie lebten nun mehr oder weniger wie die Arbeiter, das heisst etwas weniger schlecht als die deutsche Zivilbevölkerung. Und dennoch..., wenn mir heute irgend ein Bericht unter die Augen kommt, in dem voll Mitleid der "Widerständler" gedacht wird, die in London unter den Bomben, dem Hunger und allen möglichen Entbehrungen zu leiden hatten, während die Kollaborationisten "üppig auf Kosten des Feindes lebten", denke ich jedesmal, dass auf die Autoren solcher Berichte entschieden der englische Sinn für Humor abgefärbt haben muss.

Die beiden ersten Kollaborationisten, die ich in Berlin wiedertraf, waren von französischer Seite Mordrel, der bretonische Autonomist, und von deutscher Seite Karl Epting, der Direktor des Deutschen Instituts in Paris. Mordrel war ziemlich niedergeschlagen, die Zukunft seiner Kelten-Politik schien mehr als in Frage gestellt. Epting seinerseits strahlte. "Schauen Sie", sagte er zu mir gewandt, "Sie stehen an der Spitze der Liste"... Und er hielt mir einen Durchschlag der öffentlichen Erklärung des "Comité National des Ecrivains" hin, die ungefähr 240 französische Schriftsteller mit dem Bann belegte. In der Tat stand ich als erster in dem Verzeichnis, und die berühmte alphabetische Ordnung, die mit blindem

Gleichmut diejenigen Geiseln in den Tod schickt, deren Name mit A beginnt, verlieh mir, dem Anfänger, einen eindeutigen gefährlichen Ruhm. Ich befand mich da in bester Gesellschaft, zusammen mit Charles Maurras, Jean Giono, Montherlant, Sacha Guitry, Jean de la Varende, Abel Bonnard, Chateaubriant, Brasillach, Hermant, Fabre-Luce usw. Meine Reaktion war merkwürdig. Einerseits hatte ich das unangenehme Gefühl, dass da sich mir die Schlinge um den Hals legte, denn ich wusste wohl, dass die moralische Verurteilung eine andere vorbereitete, bei der es um mein Leben ging. Andererseits konnte ich nicht umhin, ein tiefes Glücksgefühl zu verspüren. Na also — dachte ich—, unsere Gegner sind doch weniger intelligent als wir gedacht haben. Sie bekriegen den Nationalsozialismus im Namen der menschlichen Freiheiten, sie wollen den Völkern in erster Linie ihre Gedanken- und Redefreiheit wiedergeben, und dann veranschaulichen sie uns gleich als erstes ihre Lehre dadurch, dass sie unsere Bücher verbrennen und uns die Feder entreissen. Sie können ihrer Sache nicht gar so sicher sein, wenn sie solche Angst vor der Macht unserer Gedanken haben. Auf alle Fälle versinnbildlichen sie selbst die Lüge ihres Liberalismus, und es wäre doch sehr merkwürdig, wenn die Völker auf die Dauer die inneren Widersprüche der sogenannten Demokratie nicht begreifen würden. Hitler hatte Epstein verjagt, und das war ein Fehler gewesen. Aber wenigstens war er nicht so schamlos gewesen, die Gedanken der Gegner im Namen der Freiheit ersticken zu wollen. Er hatte genug Mut gehabt, das Wesen seiner Macht beim Namen zu nennen.

Am selben Abend sprach ich im Heim der Franzosen und legte meine Ansichten über Gedanken- und Redefreiheit im Gegensatz zu denen des sogenannten "Nationalen Schriftsteller-Komitees" dar. Unter meinen jugendlichen Zuhörern hatte ich erstaunliche Fanatiker. Ich entsinne mich vor allem eines hübschen blonden Mädchens, das 1943 bei einem meiner Vor-

träge über Russland den Saaldienst versah und später einen grossen Kerl geheiratet hatte, der für sich allein ein Schrecken der "maquis" war. Irgendwo auf der Fahrt von Paris nach Berlin hatte sie zwischen zwei Angriffen ihr Kind zur Welt gebracht und an jenem Abend hatte das junge Ehepaar das Neugeborene in dem gemieteten Zimmer in Spandau, eine Stunde von der S-Bahn entfernt, zurückgelassen, um die Gelegenheit, "la bonne parole" zu vernehmen, nicht vorbeigehen zu lassen. Ein Säugling allein, unter den Dächern Berlins, auf die jederzeit der Phosphor niederregnen konnte, ohne die geringste Möglichkeit einer Rettung... das überstieg meine Vorstellungskraft. Ich wagte einen Tadel. Der Partisanenbändiger antwortete, das Kind sei es gewohnt, und ausserdem werde ja nichts geschehen. In der Tat gab es an dem Abend keinen Alarm.

Wenige Monate später, als die Amerikaner und Engländer bereits den Rhein überquert und die Russen Erkner besetzt hatten, fuhr diese junge Frau dreimal durch ganz Deutschland von Berlin nach Sigmaringen auf der Suche nach ihrem Helden, in Zügen die unter Maschinengewehrfeuer standen und in die sie durchs Fenster einsteigen musste. Bald floh sie mit dem Kind auf dem Arm über die Felder, bald musste sie nächtelang in den Schutzräumen hausen, doch liess sie sich nie erschüttern. Ich habe mich oft gefragt, welch ein Menschengeschlecht diese spartanische Lebensweise hervorbringen würde. Das übertraf Nietzsche.

Lange Wochen hindurch erschienen die Grossen unter den Kollaborationisten nicht in Berlin. Sie schlugen sich mit den Ernährungs- und Unterbringungsfragen herum, die es für die Tausende von Franzosen zu lösen gab, welche vor dem Terror nach Deutschland geflohen waren und nun zwischen Baden-Baden, Ulm, Stuttgart und Sigmaringen herumirrten.

Bruneton, der zu seinem späteren Unglück seit

kurzem Ministerrang besass, kam endlich auf seinen Posten zurück. Die Verfolgungen, denen er sich nach Kriegsende ausgesetzt sah, sind denkbar ungerechtfertigt. Er war uneigennützig, gutmütig und ehrlich; trotz seines Alters entfaltete er eine unglaubliche Energie und verwendete einen Teil seines persönlichen Vermögens, um die Rechte der französischen Arbeiter zu verteidigen, wobei er sich in geschickter Weise der Sozialgesetzgebungen Leys als Waffe gegen die immer stärker werdenden deutschen Forderungen bediente. Bruneton arbeitete nicht für die Kollaborationisten. Scapini, der reichlich spät die "Widerstands"-Seele in sich entdeckt hatte, war verschwunden. Die Miliz richtete sich am Ende des Kurfürstendamms ein, und die Sekretärinnen, die mitgenommen worden waren, brachten ein wenig Eleganz und Anmut in die graue Einförmigkeit Berlins. Der Optimismus des gutmütigen, rundlichen Charbonneau hätte so wertvoll sein können wie ein ganzes Fallschirmjägerbataillon, wenn die Deutschen nur ein wenig Kriegspsychologie besessen hätten. Aber was das betrifft, konnten wir ganz beruhigt sein. Es gab im Osten und Westen, im Norden und Süden nichts Neues...

Das gehetzte Frankreich (die Verfolger hatten nur die Uniform gewechselt) versammelte sich langsam in der deutschen Reichshauptstadt. Jeden Tag verliessen diejenigen Dienstgruppen, die in Sigmaringen überflüssig wurden, jene Stadt und bezogen irgendwo Wohnungen, die zerbrechlicher waren als die Bambus- und Papierhäuser Japans. Die Deutschen, die in diesen Bewegungen der ehemaligen Vichy-Beamten keinerlei Gewinn für ihre Kriegsanstrengungen entdecken konnten, suchten vergebens diese Wanderungen aufzuhalten. Die Ueberreste des P. P. F., der Miliz, der Franquisten, des R. N. P. und der Kollaborationsgruppe führten die verschiedenartigsten Dienstaufträge bei sich, die ebenso schleierhaft für die Gestapo wie phantasievoll für die Franzosen waren. Die Feldgendarmen

fühlten sich immer mehr entmutigt, denn zu gleicher Zeit durchzogen die Freiwilligen des NSKK, der L. V. F. und der Waffen-SS die Gebiete, die noch unter deutscher Oberhoheit standen; sie fuhren über Prag oder Wien, um von Hamburg nach Frankfurt am Main zu gelangen und wiesen unlesbare Marschbefehle vor, sich im übrigen auf ihre völlige Unkenntnis der Landessprache berufend, wenn man Erklärungen von ihnen forderte. Der deutsche Michel gab es auf; er schüttelte traurig den Kopf und wiederholte nur "Franzosen — grosse Filous...".

In Berlin jedoch belebte nunmehr die Tage des Exils ein neues Leben im Bannkreis neuer Organisationen, die ebenso nutzlos wie vergänglich waren. Was gab es nicht alles zu tun! Da musste das Buch über die Grausamkeiten des Maquis herausgegeben werden und das Buch musste dick werden und eine ordentliche Portion Blut für die Federhalter der Herren Schriftleiter war dazu nötig... Es musste ein "Komitee der französischen Intellektuellen in Deutschland" gegründet, es mussten literarische Zeitschriften gedruckt werden (denn die Schriftsteller blieben konsequent bis zum Ende). Die grosse Sache war im übrigen das Eden. Es war der letzte Ort, an dem man noch einigermassen anständiges Essen bekommen konnte. Es erhob sich hinter dem Zoo, inmitten einer Schuttwüste und seine oberen Stockwerke waren ausgebrannt. Im Erdgeschoss jedoch entwickelte sich ein blasser Abglanz des einstigen mondänen Lebens. Man traf dort die Minister... Darnand, Bruneton, manchmal Luchaire. Man begrüsste sich von Tisch zu Tisch und die hübschen Französinnen wirkten wie die Blumen eines Frühlings, der nie wiederkehren würde. Wir wurden zum Schluss so zahlreich, dass wir nach und nach die Deutschen völlig verdrängten. Da sie nie Platz fanden, gaben sie es auf, wiederzukommen und überliessen das Feld völlig diesen Scharen von hungrigen Fremden, die das letzte gute Restaurant Berlins aufgespürt und

mit Beschlag belegt hatten. Man langte im Eden in der Stimmung eines Reisenden an, der eine schreckensvolle Einöde durchwandert hat. Und es war auch eine tolle Strecke vom Bahnhof Zoo bis dahin. Man stiess zunächst beim Ausgang der U-Bahn an das "Gespensterhaus". Acht Stockwerke Fassade und nichts dahinter, nichts drumherum; sie hielten sich auf ebenso rätselhafte Weise im Gleichgewicht wie eine antike Säule. Wieviel Jahre wohl würde dieser Zeuge einer verschwundenen Zivilisation noch dort stehen? Tausend... zweitausend?... Wer wird je seine Geschichte schreiben? Etwas weiter stand ein Haus, das ebenfalls sehr hoch war und immer nach Leichen roch. Von oben bis unten war dieses Gebäude gespalten und vom Feuer ausgefressen. Dank des eisernen Fussbodens war jedoch das Gerüst erhalten geblieben, und das Haus wirkte wie ein verlassener Bienenstock. Man umging die zerstörte Kirche, aus deren Kuppel immer noch Steine auf die zerbrochenen Bänke, die zerschmetterten Beichtstühle und Altäre niederfielen. Gegenüber hatten die eleganten Gaststätten und Bierstuben gestanden, in denen Berlin in glücklicheren Tagen so viel getanzt, gelacht und geflirtet hatte. Dorthin gingen wir jetzt unsere Notdurft verrichten, wenn wir aus dem Eden kamen, wo wir zuviel dünnes Bier getrunken hatten. Wir liessen dabei grosse Vorsicht walten, denn das Betreten von Ruinen war strengstens verboten. Dann kamen Trümmer und nochmals Trümmer. Um 12.30 Uhr befanden sich täglich in diesem Bezirk ein Dutzend Häftlinge, die gleichmütig verbrannte Ziegelsteine hin und hertrugen. Puk bemitleidete sie sehr und zeigte heftige Neugierde in Bezug auf die Bedeutung der Abzeichen, die sie auf ihren weissblaugestreiften Pyjamas trugen. Wir erfuhren, dass das Dreieck die Sexualverbrecher bezeichnete, der Kreis die Mörder, ein Rechteck die Spezialisten in Vergewaltigung, das Kreuz die Plünderer, während das Quadrat für die gewöhnlichen Diebe galt. So kam es, dass wir jeden

Tag das Eden unter den Blicken dieser Ausgestossenen betraten.

Ich denke mir, dass diese ganze "Gesellschaft" später die Hilfe des amerikanischen Roten Kreuzes genossen und den Berichterstattern "das Martyrium der edlen Freiheitsritter in der Hölle der Nazizuchthäuser" in den furchtbarsten Farben geschildert haben wird.

Niemals werde ich diesen letzten Abschnitt des Krieges auf dem Leidensweg der Kollaboration vergessen können: Die Ankunft in Berlin, am 3. September 1944, im Morgengrauen, zwischen den verrussten Mauern des Anhalter Bahnhofs. Und während Puk im Café Excelsior auf mich wartete, rannte ich von Dienststelle zu Dienststelle, von einem Freund zum anderen, um die kostbare dreitägige Aufenthaltserlaubnis zu erhalten. Endlich konnten wir die Koffer hinaufschaffen. In ein kleines Zimmer unter dem Dach. Rissige und fleckig-feuchte Mauern. Puk schnupperte ohne sonderliche Begeisterung umher. "Es riecht nach Zusammenbruch", sagte sie. Ja, ganz Berlin fühlte das Ende, und doch brach das von einem einzigen Menschen, Goebbels, gestützte Gebäude nicht zusammen. Abends hatten wir natürlich wieder "dicke Luft". Es handelte sich übrigens um einen kleinen Einflug ohne Bedeutung. Puk interessierte sich ausserordentlich für die einzelnen Phasen der Verteidigung und weigerte sich mit echt weiblichem Unverstand, in den Luftschutzkeller zu gehen. Wir bewunderten das Spiel der Scheinwerfer, die sich inmitten der flimmernden Leuchtraketen der deutschen Jäger zusammenfügten, als hätten sie das Himmelsgewölbe zu stützen und uns beim Auseinandergehen das grossartige Schauspiel eines Nordlichtes vorgaukelten. Der Himmel war erfüllt von Geheimnissen, man hörte das Summen unsichtbarer Bienen

und wusste nie, ob es sich um die beschützenden Focke-Wulf oder die feindlichen Lightnings handelte. Und am Horizont grollte endlos das tiefe Donnern der DCA. Noch war nichts verloren. Und wir hatten ja auch noch die geheimen Waffen!

Am nächsten Tag nahm ich die Verbindung mit dem "Deutschen Verlag", der Druckerei des "Combattant Européen" wieder auf. Man hatte dort eine ihrer Anzahl und Qualität nach in Europa wohl einzigartige Sammlung von Pressen, Linotypen und Rotationsmaschinen vereint. Ich hatte eine Zusammenfassung für meine Oktobernummer zu improvisieren. Der ganze Papierwust meiner Redaktion in Paris hatte sich in Dunst aufgelöst. Es war nicht ein einziges Dokument zurückgeblieben, das über meine Mitarbeiter hätte Aufschluss geben können, denn ich kannte die Reichweite und die Gier der "Säuberung" nur zu genau. Aber ich kam mit leeren Händen in Berlin an. Also griff ich zur Feder... Lieber "Combattant Européen" (Organ der Legion der französischen Freiwilligen gegen den Bolschewismus). Ich hatte ihn 1942, bei der Abfahrt an die russische Front, gegründet. Bis Anfang 1943 wurde er von einem "Sonderführer" geleitet, der sich mit der Energie der Verzweiflung an dieses Amt klammerte. Er übersetzte die Artikel des deutschen "Combattant Européen" in grauenhaftes Französisch. Die führenden Kreise des OKW glaubten zu jener Zeit noch, es genüge, um ein "neues Europa aufzubauen", einfach die deutschen Begriffe und Richtlinien in die Sprache eines jeden Landes zu übersetzen. Armes Deutschland, das erst, als es zu spät war, um noch irgend etwas retten zu können, seine europäische Lehrzeit durchmachte! Als ich Ende 1942, krank und dienstuntauglich aus Russland zurückkehrte, hatte ich die Zeitung nach Paris verlagert, um ein französisches Blatt daraus zu machen. Es war dies nicht ganz leicht gewesen, denn der "Sonderführer" hing an seiner Stellung, und auch von französischer Seite aus versuchte

man durch unzählige Intrigen, mein Unternehmen zu behindern. Endlich, im Frühling 1943, gelang es mir, das Vertrauen der LVF, Vichys und des OKW zu erwerben, und ich konnte, bis auf den Druck und die Lieferung des Papiers, die aus technischen Gründen von Berlin aus sichergestellt wurden, die Zeitung in 100 % französischer Form herausbringen. Ich möchte hinzufügen, dass die Zeitung niemals auch nur eine Mark zugewiesen erhielt. Nicht eine einzige Anweisung. Niemals wurde auch nur eine Zeile zensiert. Nur einmal verurteilte das OKW eine Zeichnung Stalins zu Füssen des Papstes, zu der ich die wilde Legende erfunden hatte: "Und ich segne dich, Väterchen, für all die Märtyrer, die du meiner Kirche schenkst...". Das war, in der Tat, etwas gewagt, und selbst Hitlers Pfaffenfresser baten mich, diese Anspielung auf die seltsame demokratisch-christliche Politik zu unterlassen. Ich glaube, dass niemals eine Kriegszeitung freier war, als meine. Wenn ich auch unter der völligen psychologischen Unwissenheit der Deutschen, ihrer stolzen, oft etwas beschränkten Selbstsicherheit litt, die einen mitunter fast in die Arme der "resistance" hätte treiben können, so muss ich doch sagen, dass ich hinsichtlich des "Combattant Européen" völlig frei war, tun und lassen konnte, was ich wollte. Prinzipiell und aus einer spontanen und ehrlichen Ueberzeugung heraus, befand ich mich in der allgemeinen Kampffront gegen den Bolschewismus. Mein Blatt war eine Soldatenzeitung, sie richtete sich an Männer, die ihr Blut für Deutschlands Ziele vergossen hatten, und der SD, der mich drei Jahre lang hatte beobachten lassen, wusste genau, dass ich kein Intrigant war und einzig und allein meinem politischen Gewissen diente. Wenn ich aufrichtig sein will, muss ich gleichzeitig zugeben, dass die Gründung und Herausgabe des "Combattant Européen" meinen ersten und letzten Erfolg in der Politik der Zusammenarbeit mit Deutschland dargestellt hat. Die Oktobernummer wurde also zusammengestellt und herausgebracht. Der "Deutsche

Verlag" befand sich ganz in der Nähe der Wilhelmstrasse und war von den Bomben verschont geblieben. Nur das Dach war durch einen Brand zerstört worden, was hier in Berlin ein Vorfall ohne Bedeutung war. Die Rotationsmaschinen drehten sich Tag und Nacht, und ich fragte mich, durch welches Wunder die Deutschen es fertig brachten, die Produktion auf voller Höhe zu erhalten und den Transport solcher Unmengen von Papier zu bewerkstelligen. Man druckte einfach alles, angefangen vom "Reich", der allzu lehrhaften Zeitung Goebbels, die einzig dastand durch ihren Umfang und die Konzentriertheit ihrer kulturellen Beiträge, die jeden anderen Leser als den Deutschen in eine leise Schläfrigkeit versetzt hätten, bis zu den Büchern und Zeitschriften für die ausländischen Freiwilligen, die in Russland auf Seiten Deutschlands kämpften und den illustrierten Kinderzeitschriften. Man druckte tschechisch, ukrainisch, italienisch, finnisch, norwegisch, sogar englisch für die vier Freiwilligen der "britischen SS". Man druckte auch Propagandamaterial für den Orient, für die indische Legion und für die Japaner in Deutschland. Ich lebte also im 4. Stock des Verlages, mitten im Babel der Druckerschwärze. Meine Leute waren geschickte und findige Pariser, die sich in dieser "Internationale" mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit wie in Belleville durchfanden. Sie hatten den deutschen Arbeitsrhythmus angenommen und wussten sich dabei genug Freizeit zu verschaffen. Das grosse Geschäft für das Personal des Verlages war der schwarze Markt. Dort kaufte und verkaufte man alles: Zigaretten und Brot, Butter, Pelzmäntel und Leicas. Die Beherrscher des Marktes waren Serben und Polen, "Ersatzjuden" für die traditionellen Händler Israels. Alles war in Deutschland unter dem Druck des totalen Krieges verboten und der schwarze Markt offiziell aus der Stadt verbannt, aber die Setzmeister drückten beide Augen zu und kauften, wie alle Welt, ihre Zigaretten schwarz. Dank meinen Druckern knüpfte ich in

dieser "Lagerwelt" Beziehungen an und fand in ihr letzten Endes zahlreiche Sympathien, obgleich meine Tätigkeit als Journalist und Schriftsteller der Kollaboration bekannt war. Denn das Berlin des Krieges in seiner lebendigen Wirklichkeit war sehr verschieden von der Welt, die die alliierte Propaganda beschrieb. Das Bild des gedrillten Deutschland, der gehetzten, in ihren Lagern eingesperrten Arbeiter ist eine Verzerrung. Unter meinen Druckern befanden sich zwei ehemalige französische Kriegsgefangene und ein zwangsverpflichteter französischer Arbeiter. Die beiden ersteren wohnten in einem Lager in Spandau. Sie mussten vor Mitternacht zurück sein, das war die einzige Vorschrift. Ab und zu gab es Streitigkeiten mit der polnischen Lagerbewachung. Es ist überhaupt angebracht, festzustellen, dass die Polen in ganz Deutschland die freiwilligen Schergen und Henker stellten. Der Zwangsverpflichtete hatte eine Braut und damit eine Wohnung. Er war eine wirkliche Persönlichkeit, und irgendwelche Zusammenkünfte musste man vorher telefonisch mit ihm verabreden, denn er war mit seiner Liebe, der Druckerei und dem schwarzen Markt vollauf beschäftigt. Eines Tages vertraute er mir an, dass seine zukünftige Schwiegermutter ihm für die Hochzeit einen Smoking geschenkt hätte, den sie für dreissigtausend Mark auf dem schwarzen Markt gekauft hätte. Und dieser Zwangsarbeiter, den alle englischen Sender als einen Märtyrer beschrieben haben, lebte unendlich viel besser als ich mit all meinen "Vorrechten" als Mann der Kollaboration, die mir nicht soviel einbrachte, meinen Hunger richtig zu stillen und die 600 Gramm Tabak aufzutreiben, die ich als Mindestmenge im Monat zur Versorgung meiner Pfeifen benötigte.

Eines Tages befand ich mich in der Setzerei, mitten im grössten Trubel vor dem Erscheinen der Zeitung, als mein junger Freund mich aufsuchte und in ziemlicher Verlegenheit sagte: "Sehen Sie, Herr Augier, ich bin einigermassen besch... dran, ich brau-

che Ihre Hilfe. Ich habe Ihnen häufig von meiner Braut erzählt, aber ich habe Ihnen nie sagen wollen, dass sie Halbjüdin ist. Oh, wissen Sie, man sieht es ihr nicht an, aber sie haben hier so komplizierte Gesetze, aus einem Dorf da im Süden..."

"Nürnberg".

"Ja, Nürnberg, das ist es: Ich wagte bisher nie, Ihnen davon zu sprechen, Sie haben so Ihre eigenen Ideen..."

Ich fing zu lachen an.

"Wissen Sie, ich führe keinen Krieg mit jungen Mädchen, oder zumindest nicht mit diesem..."

"Das dachte ich mir auch. Also will ich Ihnen die Sache erklären. Es ist sehr dringend und sehr ernst. Sie bekam da so einige Papiere zugeschickt und anscheinend wird man zwei oder drei Tage nachher von der Gestapo aufgesucht und nach dem Osten verschickt. Sie wissen, dass man aus dem Osten nicht zurückkehrt?"

Ich wusste es. Jenem unumstösslichen Gesetz zufolge, das wollte, dass jeder Kollaborationist seinen "anständigen Juden" haben sollte, dem er seine Hilfe und seinen Schutz zuteil werden liess, versuchte ich also, diesem verliebten Halbblut zu helfen. Welch ein Jammer, dass seitdem nicht auch jeder Jude seinen "anständigen Kollaborationisten" besessen hat. Ich weiss übrigens nicht, was aus dieser Geschichte geworden ist, nehme aber an, dass dem Mädchen die grosse Reise nicht erspart blieb und der Setzer gleichzeitig die Braut, die Wohnung und den Smoking zu dreissigtausend Mark verlor. Da war nun also ein junger, hundertprozentiger Pariser, der mir erklärte: "Wissen Sie, Frankreich, das ist für mich vorbei... Hier habe ich eine gute Arbeit, ich kann auch nach dem Krieg beim Verlag bleiben. Es wird gut bezahlt, es ist sauber, man wird anständig behandelt, und man braucht sich nicht die Hacken abzurennen. Ich habe eine nette Braut, die mich liebt, und fabelhafte Schwie-

gereltern, die noch dazu reich sind und die sich für mich vierteilen lassen, und ich sollte zurückkehren? Wozu?" Es gab also, mitten in dem entsetzlichen Bürgerkrieg, der Europa verheerte, inmitten des Dramas der schier unmöglichen deutsch-französischen Zusammenarbeit, einen Menschen, der diese Verständigung und fruchtbare Durchdringung, aus der ein römischer Friede und eine Befestigung der Weltherrschaft Europas hätte enstehen können, als Einzelner verwirklichte. Aber das war natürlich unfassbar, und die Gestapo wird in dieser Angelegenheit "ordentlich aufgeräumt" haben. Ich möchte wohl wissen, ob mein junger Setzer das Mädchen behalten durfte oder ob er Oberst der "resistance" geworden ist?

Die Frau bedeutete übrigens im Leben der nach Deutschland verschickten Ausländer einen wahren Sonnenstrahl. Die deutsche Frau war wahrhaft bewunderungswürdig. Sie besass alle Tugenden der Antike. Sie vereinte Selbstlosigkeit und Heldenmut, Nächstenliebe und Barmherzigkeit im höchsten Mass. Es sind dies Tatsachen, die einmal festgestellt werden müssen: keiner der Millionen Arbeiter und Kriegsgefangenen könnte sie auch nur einen Augenblick bestreiten. Es ist sicher nicht leicht, die Psychologie der deutschen Frau zu begreifen. Wie war es ihr möglich, ihren Patriotismus, ihre stete Bereitschaft zu jedem Opfer und zu jeder Arbeit, mit der starken Weiblichkeit zu vereinen, die sie gleichzeitig in die Arme von Ausländern, häufig von erklärten Feinden Deutschlands trieb? Es werden hier Tiefen offenbar, die bis zum Urquell germanischer Lebenskraft hinabreichen. Die deutsche Frau war das Leben. Sie besass ein Gefühl für das Werdende, das sie weit über die bürgerliche Moral und ihre muffige Heuchelei erhob. Ueber Gut und Böse hinaus dachte sie einzig und allein an den Menschen der Zukunft, mit einer Hingabe, die sich zweifellos nur biologisch aus dem geheimnisvollen Ruf der gefährdeten Rasse erklären lässt. Es handelt sich dabei nicht um Erotik.

Hier war nicht das Laster im Spiel. Jene Haltung entsprach vielmehr einer Art Glaubensbekenntnis. Ich habe in dieser Beziehung nur einstimmige Urteile zu hören bekommen. Alle jenen Arbeiter, die deutsche Freundinnen besassen, haben die Sehnsucht nach der deutschen Frau nach Frankreich mitgenommen, die deutsche Frau ist für sie die vo'lkommenste in der Liebe, und zugleich die vollendete Gattin und die beste Mutter.

Wie viele solcher Kriegsgefangenen und Arbeiter haben dank der Frau nicht nur erträglichere, sondern sogar angenehme Lebensbedingungen gefunden, ja zum Teil besser als in ihrer Heimat, und sind nur mit Bedauern zurückgekehrt, aus einem gewissen Heimweh heraus, unter dem Druck der Repatriierungskommission, aus Furcht vor dem "Was werden die Leute sagen", um nicht als "schlechte Franzosen" zu gelten, nach dem sie im Begriff gewesen waren, gute Deutsche zu werden. Wie viele sind es, die sich heute, angesichts der Anarchie und Gewaltherrschaft in der Heimat, zurücksehnen nach dem stillen Hof, der stets untadeligen Wohnung, und vor allem nach dem Engel jenes wirklichen Heimes, der dem Feind selbst alles gab und nichts verlangte? Und so mächtig sind die Wellen des Hasses, die Deutschland überflutet haben, dass diese ursprünglichen menschlichen Wahrheiten geradezu widersinnig erscheinen. Je öfter ich diese ganzen Probleme nachträglich aus der Ferne erwäge, desto klarer wird es mir, dass die überwältigende Mehrheit der Ausländer in Deutschland unter sehr erträglichen Lebensbedingungen lebte, wenn man von dem Umstand des totalen Krieges absieht und von der doppelten Drohung, die auf allen gleicherweise lastete: den Konzentrationslagern und den alliierten Luftangriffen. Für den Kriegsgefangenen wie für den Zwangsarbeiter war alles oder fast alles eine Frage des Glückes. Es gab solche, die ihre vier Jahre Kriegsgefangenschaft in Deutschland als Abteilungschef eines grossen Unternehmens beendeten, und es gab andere, die fast ver-

hungerten. Eine grosse Anzahl von Franzosen, die aus politischen Gründen aus Frankreich deportiert worden waren, landeten am Ende durch das geheimnisvolle Spiel der Bürokratie in "Lagern" und Fabriken — als freie, gut bezahlte Arbeiter, aller sozialen Gesetze teilhaftig, Seite an Seite neben den seit 1941 zur Gruppe der Kollaboration gehörenden freiwilligen Arbeitern, während die Kameraden der Pariser Razzia in den unterirdischen Fabriken verreckten, als Opfer einer Führung, die sie auf den Weg der Unterdrückung geleitet hatte. Ich erinnere mich, einige Male einen Kriegsgefangenen eingeladen zu haben, den ich oft in völliger Freiheit auf der Strasse traf. Jedesmal zog er bei seiner Ankunft erstaunliche Mengen von Weissbrot, Würstchen und Käse aus den Taschen seines Ueberziehers. Dieser Kriegsgefangene vollbrachte keine bib'ischen Wunder, die Sache war einfach genug. Er war ein Dachdecker — und der Glaserabteilung zugeteilt worden, die, soweit dies irgend möglich war, alle durch die Luftangriffe entstandenen Schäden zu beheben hatte. Sobald sich nun der Mann morgens auf seinem Arbeitsplatz einfand, fielen die deutschen Familien über ihn her und überboten sich gegenseitig mit allen möglichen Mitteln, um nur als erste mit Fensterscheiben und Dachziegeln versorgt zu werden, denn man wusste nur zu genau, dass nicht genug Material vorhanden war, um alle gegen Kä'te und Schnee zu schützen. Dem Meistbietenden versprach er als erstem seine Dienste, und ich kann mir vorstellen, dass die Angebote sich sehr weit erstreckten.

Das Weissbrot, die Wurst, der Kaffee waren Tauschmittel, die es ermöglichten, Zigaretten, Schuhe und alle möglichen anderen Vergünstigungen zu erhalten. All dies konnte auch in Mark umgesetzt werden und, solange es noch Verbindungen mit Frankreich gab, wurde diese Mark dann auf allen möglichen illegalen Wegen nach Paris verschoben und in Franken verwandelt, die die Bankkonten daheim anschwellen

liessen. Manch ein Kriegsgefangener und manch ein Deportierter hat es in Deutschland zu einem wirklichen Vermögen gebracht. Im allgemeinen hat die gesamte ausländische Bevölkerung von Berlin, abgesehen von den Russen, besser gelebt als die Deutschen selbst, weil sie geschickter war und sich von den moralischen Verpflichtungen bezüglich der Reichsgesetze frei fühlte.

In den Fabriken gab es grossartige Einrichtungen sozialer Natur. Hitler hat auf diesem Gebiet, ich betone es nochmals, viel mehr geschaffen als Stalin oder Monsieur Blum. (Siehe "J'ai vu l'Allemagne", Sorlot 1941. — Das Buch wurde vom militärischen Sicherheitsdienst verboten!!!). Diese sozialen Gesetze fielen später mehr und mehr den unerbittlichen Forderungen im Kampf um das Material zum Opfer, besonders seit 1942. Aber sie bestanden nun einmal, und der Franzose, pfiffig und boshaft wie er von Haus aus ist, pochte streng auf sie und berief sich jedesmal, wenn es um irgendwelche Gehalts-, Wohn- oder Freizeit-Vergünstigungen ging, auf die Paragraphen dieser Gesetze. Ich habe Freunde, die sich auf diese Art und Weise Arbeitsbedingungen schufen, angesichts derer sie bei Renault oder Citroen binnen 24 Stunden herausgeflogen wären. Mit einer Art Genialität erreichten es andere, sich überhaupt von allen Verpflichtungen zu befreien. Das waren jene, die eines Tages in Berlin untertauchten, von der Nacht der grossen Stadt gleichsam aufgesogen. Sie besassen keine Ausweispapiere, keine Lebensmittelkarten, keine Aufenthaltserlaubnis, und doch waren sie von dem Augenblick an, da sie zu dem Heer der Gesetzlosen gehörten, mächtig und gefürchtet. Zu der Stunde, wenn die blauen Sterne der Sicherheitslampen im Dunkel zu schimmern begannen — ganz dunkel wurde es niemals bei all dem Schnee — erschienen sie am Alexanderplatz, dem Mittelpunkt des "Schwarzen Marktes" und der Prostitution. Die einen kamen aus raffinierten Schlupfwinkeln, andere wohn-

ten einfach bei deutschen Familien. Mit ihren Koffern voll Kaffee, Schokolade und Zigaretten, nahmen sie in den Kneipen Platz. Man musste sie mit einem Losungswort anreden, und die Koffer öffneten sich. Mitunter war es ein Polizeibeamter in Zivil, der das Kennwort aussprach, dann begann die Reise in ein Konzentrationslager. Aber das geschah sehr selten. Im Prinzip unternahm die Polizei ohne grosse Begeisterung hin und wieder mal eine Razzia, und man hatte das Gefühl, dass dieser mehr oder weniger geheime Betrieb in Berlin geduldet wurde. Er wurde dem Regime nicht gefährlich, im Gegenteil: wer dort glänzende Geschäfte machte, war gewiss für endlose Weiterführung des Krieges und für die bestehende Ordnung. Wenn Fliegeralarm ertönte und diesen Geschäften ein Ende bereitete, hob man die Faust zum Himmel, gegen die anrückenden amerikanischen Bomber...

Aber die Männer des "schwarzen Marktes" waren Waisenknaben im Vergleich zu den grossen Zuhältern. Ich kannte einen, einen Franzosen, der in ganz Europa "arbeitete" und sein Hauptquartier in einem Lokal am Alexanderplatz hatte. Fuhr er nach Warschau, so geschah es, um auf die "Jagd" zu gehen; die Polinnen stellten fast den grössten Teil der Prostituierten. Reiste er nach Paris, so geschah es, um ein Bankkonto anzulegen. Denn er war ein anständiger, sparsamer Mann und ausserdem Familienvater! Welche Machenschaften erlaubten es ihm wohl, andauernd ungehindert zu reisen, und immer erster Klasse? Ich war nie so taktlos, danach zu fragen. Und so pendelte er zwischen drei Hauptstädten umher. In der internationalen Strategie der Prostitution besass er den Weitblick eines grossen Strategen. Er war vorsichtig, nicht streitsüchtig. Sein "Milieu" war im übrigen durchaus friedlich. In diesem letzten Winter war es so alltäglich geworden, dass man sich an allen Ecken und Enden Europas gegenseitig den Bauch aufschlitzte, dass die Ritter vom Alexanderplatz nur selten nach dem Messer griffen.

Ueberall lauerte der Tod... Die Mädchen strichen den Bürgersteig entlang, standen in den tiefen Schächten der Tunnel und unter den Gewölben der S-Bahn. Und von den Ständen des Marktes, der am Vormittag dort abgehalten wurde, hing immer noch ein Geruch nach Fisch, nach angegorenem Kohl in der Luft. Als ich eines Abends allein war, führte mich der "Bal", dieser teuflische Kreislauf der Wohnungssuche, ganz in die Nähe des Alexanderplatzes, in ein düsteres, verfallenes, feuchtes Hotel, wo mich ein gespenstischer Pförtner mit fahlem Gesicht im Lichte einer schwachkerzigen Glühlampe empfing... Ich begegnete jenen Schatten, den Arbeiterinnen der Nacht, die in allen Sprachen Europas den Mann anriefen. Denn nicht eine Minute hatte ich in dem Zimmer bleiben wollen, das eine vollkommene Umgebung für den Selbstmord eines dostojewskischen Helden abgegeben hatte. Lieber würde ich irgendwo schlafen, auf die Gastfreundschaft irgendeines Bekannten angewiesen. Der Schnee dämpfte die Schritte der Mädchen auf dem Alexanderplatz. Und in jenem Augenblick erhoben die Sirenen ihre Stimme zum russigen Himmel: "Einwohner Berlins, kehrt in eure Wohnungen zurück..."

Die Luftschutzmannschaften zogen vorbei, schwarzbemützt, wie die Nachtwächter in den Dörfern des X. Jahrhunderts... Ich fühlte mich ganz plötzlich aller Zeit enthoben, in die urtümliche gesellschaftliche Ordnung des Jahres Tausend versetzt, mitten in ewige Wahrheiten. Die Lüge der Zivilisation war um mich herum zusammengebrochen. Nichts blieb, als die einfachen beruhigenden Dinge: das Gesetz des Todes, der Wollust und des Hungers...

"Wir werden die Schlacht von Berlin gewinnen... Auf die Grausamkeit der feindlichen Luftangriffe werden wir jeden Tag mit noch grösserer Einstimmigkeit

und Todesverachtung |antworten... Es kommt nur darauf an, dass wir durchhalten, denn wer durchhält, siegt. Und dem Sieger ist alles möglich... So grauenhaft der Anblick der Ruinen auch sein mag; er spielt im Gesamtbild des Krieges doch nur eine geringe Rolle. Die Kirchen mögen verschwinden, wenn nur unsere Fabriken arbeiten, und in dieser Hinsicht kann das deutsche Volk ganz beruhigt sein...".

Die Worte Goebbels' wurden hart wie die Luft in der Sekunde nach einer Explosion. Die Lautsprecher zitterten unter der Wucht dieser Stimme. Man wusste nicht mehr, wer sprach: der Teufel oder aber ein Held der Antike:

"Berlin wird wieder aufgebaut werden. Von uns wieder aufgebaut werden, grösser und schöner als vorher. Das vergossene Blut werden wir rächen. Aus den Tränen der Frauen werden die Saaten der Zukunft spriessen. Aber in diesem Kampf um Berlin haben wir, wie unsere Soldaten an der Front, unsere Aufgabe zu erfüllen, mit dem unerbittlichen Willen, unsere Mühen zu vergessen und ohne an irgendetwas anderes zu denken als an die Pflicht, die jedem von uns auferlegt ist..."

Die Stimme Goebbels' überschlug sich fast:

"Der Feind will uns aus Berlin hinausdrängen! Ich schwöre dem deutschen Volke, dass wir Berlin nicht verlassen werden!!"

Ich befand mich mit einigen Kameraden im grossen Raum des "Presseklubs". Die Aufrufe und Wutausbrüche des kleinen Doktors reichten bis dorthin. D., ein belgischer Journalist, murmelte:

"Sie werden den Krieg verlieren, aber Goebbels wird sein Wort halten. Ich kenne ihn. Niemals wird er Berlin verlassen."

Wir hatten gerade wieder einen bedeutenden Luftangriff überstanden. Der Rauch der grossen Brände hüllte noch ganze Stadtteile ein, und es dunkelte zwei Stunden früher als gewöhnlich. Ich fragte:

"Es besteht wieder Verbindung mit Potsdam?"

"Ja, sie haben über Nacht alles wieder hergestellt."

"Das Telephon?"

"Antwortet überall, bis auf die neutrale Zone."

Alles war bereits wieder in Gang, die Züge, das Telephon, die Lebensmittelversorgung, die Druckereien, die Gasanstalt, das Wasser, das Licht.

"Hört mal, wisst ihr schon, dass es zu Weihnachten 200 Gramm Butter, 1 Kilo Zucker, 4 Eier, 100 Gramm Kaffee, 2 Liter Wein und einen halben Liter Schnaps pro Kopf gibt? Es ist ein Geschenk von Goebbels. Er wird es gleich bekanntgeben...".

Der Rauch unserer Pfeifen stieg langsam zur Decke auf, dieser beizende Rauch des schwarzen Tabaks, den man in steinharten Stangen zu kaufen bekam. Wir tranken andachtsvoll unseren Martin, den jeder von uns dreimal in der Woche erhielt. Jetzt gleich, zum Abendessen, würden wir zwei Glas Wein bekommen. Nicht eines mehr und nicht eines weniger. Auch dreimal in der Woche. Es war dies das genaue Mass unserer Vergünstigungen als Journalisten, für die wir uns an Deutschland "verkauft" hatten, und gut die Hälfte aller anwesenden Kameraden würde diese Vergünstigungen mit dem Leben zu bezahlen haben. Lord Haw-Haw hatte einen kleinen Schwips, wie jeden Abend, und wir fragten uns, welch gütige Fee ihn wohl mit den nötigen alkoholischen Getränken versorgte. "Der Geschäftsführer des Klubs hebt seine Flaschen für die Russen auf", sagte irgendjemand...

Ich schaute träumerisch in die helle Nacht hinaus. Meine Gedanken kreisten um Frankreich. Hier würden wir ein Weihnachtsgeschenk erhalten, zu einer Zeit, in der mein Heimatland aus dem Elend der Besetzung in das noch grössere Elend des Regimes de Gaulles geriet. In Paris werden sie keine Weihnachtsgeschenke bekommen...!!

Das würde eine Riesenmenge von Lebensmitteln und Getränken bedeuten. Denn trotz der Evakuierung

zählte Berlin im Dezember 1944 noch über drei Millionen Einwohner, ohne die Arbeiter in den Lagern zu rechnen, die auch irgend etwas erhalten würden... "Was man hier für Berichte schreiben könnte," murmelte D., "es ist einfach toll... Sie werden vielleicht hunderttausend Menschen auf die Bauplätze stellen... Und habt ihr gesehen? Sie haben jetzt eine Maschine für die Aufräumungsarbeiten erfunden. Ein Bagger frisst sich in den Trümmerhaufen, ein laufendes Band befördert den Schutt und in einer richtiggehenden Fabrik wird der ganze Kram zerstampft, verknetet und gekocht und als fertiger Ziegelstein wieder ausgespuckt. Sie sagen, dass sie damit Berlin in zwei Jahren wieder aufgebaut haben werden...". Berichte? Natürlich... Die Führerinnen der Untergrundbahnen, die Männer des Luftschutzes... Aber man würde uns für Schwindler halten... Obgleich... die Wahrheit genügt sich von selbst...".

"Hier ist es schlimmer als an der Front, denn es ist ein gemeiner Krieg. Ein Krieg gegen die Frauen. Und es ist schlimmer, sein Leben in einem Phosphorregen aufs Spiel zu setzen, als in einem Tank. Aber ich glaube, die Deutschen haben kein Gefühl für Gefahr. Das erklärt alles".

"Heute morgen sah ich die Spezialmannschaften in Hennigsdorf arbeiten. Alles liegt voller Zeitbomben. Sie werden von zum Tode Verurteilten entschärft. Die versuchen ihr Glück. Ich glaube, sie müssen zehn Bomben auf ihrer "Jagdliste" haben, um den Hals aus der Schlinge zu ziehen."

Seit Wochen schon lebte der Kampf um Berlin jeden Abend in unseren Gesprächen wieder auf. Nein, ich bedaure es nicht, diese sagenhafte Zeit erlebt zu haben: eine Stadt im Kampf gegen den Himmel über ihr.

Der Wille eines einzigen Menschen zwang eine ganze Stadt dazu, in einer wahren Hölle zu leben, um unaufhörlich die Umgebung für ihre Todesqual neu zu

gestalten. Das war gewaltig in jeder Hinsicht; wenn Berlin von Osten bis Westen in Flammen zu stehen schien und hunderttausend Menschen auf einmal den Kampf mit dem Feuer aufnanmen; wenn der Laden eines Fleischers, durch einen Bombeneinschlag von der Bildfläche verschwunden, acht Tage später in einer Holzbaracke an der nächsten Strassenecke wieder auferstand.

Es war offensichtlich, dass bis zum letzten Flugzeug und bis zum letzten Haus gekämpft werden würde. Die dicke, schwere Luft war jetzt nicht mehr nur eine vorübergehende durch die fallenden Bomben hervorgerufene Erscheinung. Es war die Luft des totalen Krieges selbst, die Luft, die man in den Strassen einatmete, in den Büros der Ministerien und des Generalstabes, in den Katakomben der Keller, diesen Zufluchtsstäten der Märtyrer der neuen Zeit. Man fühlte nur zu deutlich, dass diese Luft für das deutsche Volk unerträglich wurde. Seine Führer hatten es zu gewaltigen Höhen emporgeführt, in denen, wie auf den letzten dreihundert Metern des Everest, nur noch einzelne Uebermenschen zu atmen und zu leben vermochten... Dieser Zustand der Spannung führte zu innerpolitischen Entscheidungen und militärischen Umbildungen, die nicht ohne weiteres an uns vorübergehen würden. Die Partei fühlte das Ermatten des Volkes und des Heeres und versuchte, alle noch verfügbaren deutschen Kräfte im Nationalsozialismus zusammenzufassen. So kam es, dass die Waffen-SS die besten Einheiten der Wehrmacht und der ausländischen Freiwilligen-Divisionen aufsog. Man hatte schon seinerzeit andeutungsweise davon gesprochen, als der olympische Gruss für alle, die eine Uniform trugen, zur Pflicht gemacht wurde...

"Die Brigade der französischen SS wird die LVR ersetzen..."

"Haben Sie die neuen Abzeichen schon gesehen? Sie sind wundervoll!"

"Es ist besser so. Unsere Geste als Freiwillige erhält ihre volle politische Bedeutung..."

Später hatte Himmler dann Darnand, Déat und Doriot empfangen. Man war übereingekommen, alle die verstreuten kleinen Einheiten vom Rhein bis nach Polen: LVS, Miliz, NSKK, Kriegsmarine in einer Division zusammenzufassen, die den glanzvollen Namen "Karl der Grosse" erhielt. Während der letzten Tage von Sigmaringen erzählte mir Déat von dieser Unterredung. Der grosse Mann der SS machte tiefen Eindruck auf die drei "D". Man konnte es sich anscheinend kaum vorstellen, dass dieser korrekte, ruhige, mit einer sanften Stimme auf alle Fragen antwortende Mensch die Verantwortung für die Polizeigewalt eines ganzen Kontinents auf sich genommen hatte.

Déat versicherte mir, er sei Idealist, und ich glaube es gerne. Wie alle Träumer war er bereit, seiner Philosophie unbarmherzig die halbe Menschheit zu opfern. Er war aber ein mittelmässiger Politiker, nicht gerade geschickt, dafür jedoch von einer boshaften Gerissenheit. Nach einer Viertelstunde hatte er Darnand in die Tasche gesteckt, und aus einer schlecht geführten Verhandlung zwischen den 3 "D" und Himmler sollte die Anstoss und Aerger erregende technische Organisation der französischen SS-Brigade "Karl der Grosse" entstehen, die dann mit ungenügender Bewaffnung in einer verzweifelten Kampflage gegen die Russen eingesetzt wurde.

Die L. V. F. verschwand, und mit ihr der "Combattant Européen". Mit schwerem Herzen vernahm ich diese Neuigkeit. Die "Legion der französischen Freiwilligen gegen den Bolschewismus" war eine politische und militärische Formel gewesen, die das Prinzip der französischen Oberhoheit achtete. Nach einer Niederlage hätten wir vor einem internationalen Gericht unsere "Schuldlosigkeit" vertreten können und wären dem Gesetz für Kriegsgefangene unterstellt worden. Die SS war schon viel heikler. In welchem Masse würden wir

unsere Freiheit behalten? Im Laufe der Zeit stellten sich diese Bedenken, die mich während des Kampfes um Berlin quälten, jedoch als völlig lächerlich heraus. Unsere Feinde haben im Handumdrehen für die Lösung dieses juristischen Problems gesorgt: Artikel 75 des Strafgesetzbuches für alle, SS oder LVF.

Einige Tage später sagte man mir beim OKW: "General Krukenberg erwartet Sie morgen um 13 Uhr im Hotel Eplanade zum Essen." Krukenberg, das wusste ich, war mit der Organisation der SS-Brigade "Karl der Grosse" beauftragt. Was hatte er wohl für Pläne und Auffasungen? In der LVF hatten wir einfach einen deutschen Verbindungsoffizier. Bei intelligenten Offizieren hätte diese Lösung unseren Einheiten völlige Unabhängigkeit gesichert. Mit den "Boches" als Vorgesetzten aber wurde es Unterwerfung. Ich schlief schlecht. Ein schrecklicher General "Kroukemitaine" schlich sich durch meine Träume.

Im Esplanade, dem einzigen unbeschädigten Gebäude in der Wüste des Potsdamerplatzes, empfingen Spitzen der Wehrmacht und Verwaltung, so gut es irgend ging, die letzten Freunde Deutschlands. Krukenberg war höflich und freundlich. Er zeigte sich Puk gegenüber sehr galant und wünschte dringend, mich in die schwarze Garde aufzunehmen. Ich antwortete ihm ungefähr folgendes:

"Hauptmann B. und das OKW haben mir eine geradezu fürstliche Freiheit gelassen, in Bezug auf alles, was die Schriftleitung und Verwaltung des "Combattant Européen" betraf. Da nun die SS nicht dazu bereit ist, die Zeitung der LVF zu übernehmen, was doch trotz allem wesentlich einfacher wäre als..."

"Alles muss im Geiste der SS gehalten sein..."

"Da Sie mich darum bitten, die Leitung des "Devenir" zu übernehmen, erlaube ich mir, als erstes die Frage zu stellen, die ich auch schon 1943 vor dem OKW zum Ausdruck gebracht habe: Kann ich mich weiterhin als französischer Schriftsteller betrachten,

wenn ich Ihre Vorschläge annehme, oder werde ich damit zum Uebersetzer?"

Er lächelte.

"Schriftleiter, freilich...! Uebrigens sind das ganz nebensächliche Fragen, die Sie mit Herrn von Dahn regeln werden, wenn Sie nach Hildesheim kommen... Und nehmen Sie sich Zeit... Es eilt nicht... Dahn ist ein reizender Mensch und hat viel von Paris in seiner Art", setzte er mit einem befriedigten Lächeln hinzu.

Es eilte nicht!!! Die Russen bereiteten sich darauf vor, die Oder zu überschreiten und die Amerikaner den Rhein. Die Grenzen Deutschlands schmolzen zusammen. Das Land verlor seine letzten Flugzeuge und seine letzten Städte. Aber die Kriegsmaschine war mit einer solchen Vollendung aufgebaut, dass in allen Zonen, die nicht verwüstet oder besetzt waren, das Getriebe noch reibungslos arbeitete. In Berlin war noch von der Organisation des "Komitée der französischen Intellektuellen in Deutschland" die Rede, deren Sekretariat ich übernehmen sollte. In Sigmaringen gab es noch eine deutsche Botschaft bei der französischen Exilregierung... und einen SD. Nicht weit davon, in Grainau, in der Nähe von Garmisch, versuchte mein ehemaliger Meister Alphonse de Chateaubriant immer noch, eine literarische Zeitschrift auf die Beine zu stellen... Er forderte Papier, in Berlin prüfte man die Sache und antwortete ausserordentlich höflich, die Lage wäre zwar schwierig, man würde aber selbstverständlich eine bestimmte Tonnenzahl für die Zeitschrift sicherstellen, vom zweiten Vierteljahr 1945 ab!! Erstaunliches Deutschland! Trotz seiner fast physischen Unfähigkeit, sich anzupassen, seiner fast krankhaften Schwerfälligkeit, den Geist anderer Völker zu begreifen, seiner Steifheit und Gewalttätigkeit, besass es ein hochentwickeltes Gewissen und verliess seine Freunde nicht... Papier für Alphonse de Chateaubriant! Die Angelegenheit wurde geprüft, bearbeitet und "lief" in dem gleichen Augenblick, in dem der Himmel selbst einzustür-

zen schien, und ganz Asien die Ebenen Europas überflutete...

Aber Deutschland war machtlos gegen die "dicke Luft", die es langsam erstickte. Für uns wurde sie, mehr noch als für die Deutschen selbst, immer unerträglicher. Ich fühlte, dass ich unbedingt auf einige Tage dieser Drohung des Erstickens entfliehen müsse. Nachdem der "Combattant Européen" ja von der Bildfläche verschwunden war, hatte ich jetzt Zeit und Musse genug, endlich die Reise nach Tirol zu unternehmen, von der ich schon seit langem träumte. Ich erwog die Entscheidung... München, Innsbruck, Sankt Anton... Schon als ich das Esplanade verliess, hatte ich meinen Entschluss gefasst und mit leichtem Herzen und fröhlichem Schritt ging ich auf den Tiergarten zu.

Der Nachmittag neigte sich dem Ende zu. Die Bäume zitterten in der Kälte. Der liebliche Wald aus den Friedenszeiten stand nicht mehr. Der Boden war aufgewühlt von den Bomben, entwurzelte Platanen lagen quer über den Wegen. Die Geschosse hatten die Tannen zerfetzt. Die zutraulichen Eichhörnchen waren verschwunden.

Mein Weg führte mich quer durch den Tiergarten bis zu den "Linden". Es dunkelte bereits, auf den quer über die Allee gespannten Tarnungsnetzen lastete der Schnee und liess wenig Licht durchdringen. Ich ging durch das Brandenburger Tor. Der Pariser Platz glich einer düsteren Kulisse und nur das Adlon, das unter einer Last von Sandsäcken fast verschwand, öffnete die Türen zu goldenen Sälen. Leise senkte sich die Dämmerung nieder, so behutsam, als ob alle Liebe, alle Güte und Barmherzigkeit der ganzen Welt sich in diese letzte Minute des Tages geflüchtet hätte und verhüllte langsam und mitleidsvoll die grosse Not und Qual der Stadt. Ich ging die verwüstete Strasse hinunter. Ich überquerte die Französische Strasse. Ein wenig weiter, gegenüber dem Denkmal des unbekannten Soldaten, auf einem Platz, der einen der wenigen würdigen Ausblicke dieser

grossen Stadt gewährte, verlangsamte ich meinen Schritt und blieb endlich stehen. Ich blieb stehen, obgleich es kein Hindernis gab. Im Gegenteil, weite Flächen öffneten sich vor mir und um mich herum. Aber zum ersten Mal in meinem Leben entdeckte ich Berlin, und es durchfuhr mich: Berlin war schön geworden!

So weit mein Blick reichte, sah ich nur aufgerissene Paläste und Steingerippe grosser Häuser. Säulen und Pfeiler lagen an den Strassenrändern, und dazwischen ragten nackte Mauern und leere Gerüste empor. All das war vom Feuer wunderbar ziseliert, von den explodierenden Bomben geformt, mit unerwarteten Winkeln und Ecken, halben Torbögen, sanften Rundungen, scharfen Kanten und geheimnisvollen Phosphor-Hieroglyphen versehen worden. Es gab nicht eine Ruine, die nicht ihr eigenes Gesicht gehabt hätte; als ob Generationen von Künstlern an ihr gearbeitet hätten, mit der Liebe der Erbauer grosser Kathedralen; als wenn die Zeit mit ihrer unnachahmlichen Zersetzungsarbeit dann das Meisterwerk vollendet hätte... Das scheussliche Alltags-Berlin war verschwunden. Ich entdeckte statt dessen eine neue Stadt von vollendeter Schönheit. Und ich begriff einen Teil der Wahrheit: Berlin war zweitausend Jahre alt. In dreissig Monaten hatte es so viel gelitten wie Rom in mehreren Jahrhunderten, dreissig Monate hatten genügt, um seine Läuterung durch das Feuer zu vollenden. Nun standen diese Trümmer, diese Säulenreihen, der Akropolis, dem Dionysostempel, dem Kollosseum, dem babylonischen Löwen an Schönheit nicht mehr nach.

Schnell war die Zeit am Spree-Ufer vorübergeeilt! In zehn Jahren hatte eine neue Religion und eine neue Weltanschauung erstehen und wieder versinken können. Hinter jedem alten Palais stand nun ein Soldat in Waffen, ein bewunderter Tribun, ein geachteter Gelehrter, und in einem kalten Gewölbe unter der

Erde harrte ein Maler aus Braunau und schickte sich an, den Giftbecher zu leeren.

Auf einmal begriff ich alles: Berlin war mit zweitausendjährigem Vorsprung vor dem normalen Ablauf in die Geschichte eingegangen. Ich hatte die Gewissheit, dass es niemals wieder aufgebaut werden würde, denn es gehörte den Menschen nicht mehr; tot oder lebend, kämpfend oder ruhend, es war bereits eingegangen in die Herrlichkeit.

Die Kandahar-Abfahrt in Sankt Anton am Arlberg ist überwältigend. Zuerst kommt ein Schuss, dann ein langer Hang, der von zwei Schluchten durchschnitten wird, in die man in voller Fahrt hineinsaust, um danach auf der Nordseite, wo der Schnee die Flüssigkeit des Oeles besitzt, am oberen Ende einer zweihundert Meter hohen Mauer wieder herauszukommen. Man vertraut sich wie trunken diesem Abhang an, und die Abfahrt gleicht in ihrer Vollkommenheit fast der Schönheit des freien Falls. Um einen herum fliegen die Gipfel der Berge vorüber. Endlich erreicht man den Eingang in den Hohlweg. Dort endet diese "Luftpartie". Man steht vereist, keuchend, den Wind noch in den Haaren. Und dorthin ging ich nun jeden Morgen und Nachmittag, um wieder unmittelbar mit dem Leben in Berührung zu sein. Der Schnellzug Berlin-München hatte mich auf einer Vorortstation abgesetzt, die Einfahrt in die Stadt war für grosse Züge nicht mehr möglich. Ich hatte vier Stunden auf Anschluss gewartet. Wir erreichten dann einen Eisenbahnknotenpunkt, der kurz zuvor bombardiert worden war. Und da trage ich nun meinen Rucksack und schleppe meinen Koffer quer über glitzernde Felder, über das von der Hand des Frostes zierlich heruntergebügelte Gras und schlängle mich endlich durch die rauchenden Trümmer des Bahnhofs, zwischen Eisenbahnwagen hindurch, die wie Na-

deln in den Grund gebohrt und Telegraphenstangen, die krummer als Weinstöcke sind... Und ich muss stundenlang so weiter laufen, bis ich endlich wieder an irgendeinen eisigen Zug gelange, der langsam durch die Dämmerung kriecht und dann durch die lange Nacht... Ich weiss längst nicht mehr, wo ich bin, ich kann nicht einmal mehr die Namen der Stationen unterscheiden, denn die Fensterscheiben sind von einer Eisschicht überdeckt. Es ist kalt, aber ich fühle es nicht. Der Zug schleicht, aber meine Wünsche galoppieren. Ich bin auf dem Weg in die Berge.

Um zehn Uhr abends hält der Zug endgültig. Innsbruck war soeben bombardiert worden. Das Häuflein der Reisenden wanderte in der stockdunklen Nacht, ohne jegliche Klage durch den Schnee. Noch sechs Kilometer, dann noch drei... Bomben auf Innsbruck! Die Wissenschaft muss also alles schänden! Sie achtet nicht einmal die bescheidene Hauptstadt der Berg-Schönheit. Flammen zeigten mir den Weg durch die Stadt. Innsbruck! Welche Erinnerungen... 1930, die Woche des Acht-Länder-Motorradrennens. 1937, die Tour durch Westdeutschland mit Puk. Der Friede und die Liebe... Nochmals acht Kilometer, um einen unbeschädigten Bahnhof zu finden. Aber ich spüre noch immer keine Müdigkeit, denn ich marschiere in Richtung auf die Berge, meinen geistigen Zufluchtsort und meinen Jungborn. Ein anderer Zug beginnt den langsamen Aufstieg zum hohen Arlberg. Ein Abteil ohne Licht. Soldaten singen "Ich hatt' einen Kameraden", zur bescheidenen Musikbegleitung der Harmonikas. Um vier Uhr morgens setzte ich bei eisiger Kälte und einem Himmel von gefrorenen Sternen meine Füsse in Sankt Anton in den Schnee. Ich musste noch droben in den Bergen die ehemalige Pension von Leni Riefenstahl finden, in der ich wohnen wollte. Mit dem Plan in der Hand und mit Hilfe einer schwach leuchtenden Taschenlampe steige ich die Hänge hinauf, immer mit dem Koffer. Ich bin am Ende meiner Kräfte, denn ich habe seit Mittag

über dreissig Kilometer zu Fuss zurückgelegt. Seit Berlin habe ich nichts gegessen. Zuweilen sinke ich tief in den unberührten Schnee der Senken ein. Endlich um fünf Uhr klopfe ich an die Türe, ich finde ein einziges Bett vor und sinke in die Vergangenheit, in die der Alpdruck des Krieges nicht reicht. Am nächsten Morgen erkannte ich vollends, dass ich mich in einem anderen Universum befand. Keine Flugzeuge, keine Sirenen, keine Bomben. Wie nie zuvor offenbarte sich mir der Geist der Berge. Fern des Krieges zu sein, das besagte an und für sich nichts. Aber ich stand ausserhalb der Sünde, ausserhalb der Sünde des Stadtmenschen. Ich war zum Urquell zurückgekehrt, an den Fuss der Gletscher, von denen die ersten Geschlechter ausgezogen waren... Sie waren in die Ebenen heruntergestiegen, in denen das Leben so viel einfacher schien. Der Jäger wurde zum Bauer. Stets fliehend vor den Anstrengungen, die Gott von ihm verlangte, baute dieser Bauer erst Dörfer, dann Städte. Eines Tages erbauten die Menschen Berlin. Der Sturz Berlins bekam einen neuen Sinn. Zweifellos ging er dem Sturz von Paris, New York und Moskau nur wenig voraus. Die Feuer des Himmels kamen über die Erde, um die Städte für ihren Hochmut zu züchtigen. Die grossen, alten Mythen verfolgten mich... Sodom und Gomorrha... die ewige Wiederkehr... Meine Vergangenheit erhielt ihre volle Bedeutung. Mit dem Urinstinkt des Tieres hatte meine Generation erraten, dass die Stadt es ist, die die Sünde hervorgebracht hat. Unsere Freiluftbewegungen, unser Jugendherbergswesen, unser Bergsteigen und unser Lagerwesen bedeuteten den ersten Auszug aus der Stadt. Niemand würde diese Entwicklung mehr aufhalten können, die Menschen würden nun zu den Bergen fliehen...

Diese zwei Wochen in Sankt Anton zählen zu den reichsten und fruchtbarsten meines Lebens. Alles schien mir möglich, nachdem es mir gelungen war, mich von der Lüge zu befreien. Also legte ich einen

Block Papier auf meinen kleinen Tisch, nahm eine Feder in die Hand und begann "Face Nord" zu schreiben. Es war ein schier sinnloses Unterfangen. Deutschland war besiegt, es konnte nicht anders sein, als dass es besiegt würde. Niemals würde ich Zeit finden, dieses Werk zu beenden, und selbst wenn es mir unter äusserster Anstrengung gelingen sollte, würde es doch in der Tiefe einer Schublade vergraben bleiben. Ich war als Schriftsteller verboten. Und als Politiker mehr oder weniger zum Tode verurteilt... Und diese Verurteilung war keine bloss symbolische. Nach einer Niederlage Deutschlands würden wir durch die ganze Welt gehetzt werden, man würde uns bis in die fernsten Wüsten und Wälder verfolgen, wie tollwütige Hunde. Also wozu?

In einem eisigen Zimmer in der Nähe von Sankt Anton schrieb ein zum Tode Verurteilter ein Buch. Es war so kalt, dass ich den winzigen elektrischen Heizofen, den ich entdeckt hatte, auf den Tisch, in die nächste Nähe meiner Hand stellen musste, um die Feder führen zu können. Ich starb vor Hunger in dieser Pension. Keine "Extramarken". Kein Geld, um sich zusätzlich Lebensmittel zu verschaffen. Trotz allem verlor ich meinen ungeheuren Arbeitswillen nicht. Ich schrieb stundenlang, und wenn ich es leid geworden war, nahm ich meine von einem französischen Bäckergehilfen entliehenen Skier und stürzte mich in den kindlichen, unwiderstehlichen Traum einer Schussfahrt... Mein Werk nahm Gestalt an. Sein Inhalt würde wahrscheinlich ein unüberwindliches Hindernis für jede spätere Veröffentlichung darstellen. Denn ich beschrieb einen Menschentypus, für dessen Sieg wir vier Jahre lang gekämpft hatten, und da wir als Vorkämpfer dieses Menschenideals verschwinden würden, war es ganz offensichtlich, dass unsere Feinde auch unsere Philosophie ausrotten würden. Ich erfüllte also den Glaubensakt des reinen Schriftstellers. Ich schrieb nicht, um zu veröffentlichen, sondern weil ich glaubte, etwas zu sagen zu haben... Indessen konnte ich vierundzwanzig

Monate später, dank einer Reihe von glücklichen Umständen und dank jener "Technik der Nacht", die wir voi der résistance gelernt hatten, eigenhändig die ersten Bände aus der Druckerei abholen, mitten in Feindesland, das heisst leider in Frankreich. Und einige Tage später erschien dieses Buch, das eine etwas diabolische Verteidigungsschrift alles dessen war, was die Demokratie hasste, in allen Buchhandlungen. Ich habe in meinem Leben schon einige Siege errungen: über eigene Schwächen, über den Hunger, über den Tod. Nie aber einen so strahlenden. Meine Arbeit war gesegnet worden, weil sie einem Glaubensakt entsprach.

In Sankt Anton kamen reiche Tage. Am Weihnachtsabend weilte ich in der Kirche unter traurigen Tiroler Witwen und Soldaten. In diesem Tal, das sein Schicksal mit dem Schicksal Deutschlands verknüpft hatte, herrschte grosse Trauer. Die jungen blonden Helden waren in Narvik, im Kaukasus, in den Alpen und in den Karpathen zu Tausenden gefallen. Mit den Skiern an den Füssen, dem Seil in der Hand, so wie sie gelebt hatten, waren sie gestorben. Auf das viel zu kleine Denkmal der Opfer zweier Weltkriege liessen sich keine weiteren Namen mehr setzen.

Das Mysterium der Mitternachtssonne erklang, aber hier, in dieser harten Gebirgswelt erhielt es einen neuen Sinn, der im Grunde nichts anderes war als die Auferstehung des ewigen Heidentums. Draussen war es eisig kalt, 25 Grad unter Null, und riesige Sterne standen am Himmel. Ein Heimkehrer aus dem Kriege besuchte mich zusammen mit dem jungen französischen Arbeiter in der Mansarde einer Bäckerei. Eine Eisschicht bedeckte den Tisch. Zwei auf seltsame Art gefundene Flaschen Wein wurden ohne Begeisterung getrunken. Es war wirklich zu kalt. Der Rheinwein schmeckte fad wie Regenwasser. Aber nichts konnte meine Freude dämpfen. Ich sass eingemummt in meine alte Daunenjacke, die Gefährtin aller meiner Skiexpeditionen von Lappland bis zum grossen Atlas, und

das Lied der unbesiegten Helden begann langsam in mir aufzusteigen...

So verging die Weihnachtswoche, und es kam das neue Jahr. Und während der Offensive in den Ardennen, die mir aus dieser "Ferne" nicht wichtiger als irgendein beliebiges Ereignis schien, schrieb ich ohne Unterbrechung und lief Ski. Die Zweiuhr-Seilbahn führte mich in Gesellschaft von hübschen Wienerinnen, Industriellen und Wehrmachtsurlaubern zum Kamm hinauf. Ich befand mich ausserhalb des Krieges, hatte in dieser verlorenen Schlacht nichts mehr zu suchen. Ich gehörte der Zukunft. Der Mythus der geheimen Waffen, der unseren letzten Tagen in Deutsch'and das Gepräge geben sollte, beschäftigte zu jener Zeit meine Neugier nur wenig. Ich hatte einmal Gelegenheit, sie einem jungen Wiener Industriellen und berühmten Skiläufer gegenüber zu erwähnen. Er antwortete mir ruhig:

"Das stimmt, wir haben geheime Waffen. Meine Fabrik stellte Tei'e davon her. Aber wozu? Wir können sie niemals an die Front bringen!"

Ja wozu?

Ich machte noch eine letzte Abfahrt gen Langen. Einsame, tief verschneite Täler beschützten diese blumengleichen Dörfer mit ihren bis unter das Dach bemalten Häusern. Welch ein Bild! Welches Paradies! In dieser fast erdrückenden Stille glitt ich bis auf die ebene Fläche hinab, die zur Station Langen führte. In wilder Entschlossenheit suchte ich aus dieser letzten einsamen Fahrt alle Süsse und Schönheit zu schöpfen. Nichts würde sich also meiner Abfahrt in den Weg stellen? Kein unüberwindliches Hindernis, das mich des Versprechens entbinden würde, das ich Krukenberg gegeben hatte? Eine SS-Zeitung? Welch seltsame Sache... Die Wahrheit der Welt lag auf den schneebedeckten Gipfeln und in den Abgründen der Berge. Was sollte ich in Berlin? Einen sinn- und nutzlosen Tod suchen? Würde sich mir niemand mit ausgebreiteten Armen in den Weg stellen?... Quo vadis?...

In diesem Augenblick erschien das Mädchen mit den roten Haaren. Es stieg im stahlblauen Widerschein der Dämmerung von Langen zum Dorf empor, herrlich und voll Kraft mit dem langen, gleichmässigen Schritt der einheimischen Skiläufer, eine gefüllte Tragbütte auf dem Rücken. Ich hielt an und sah sie kommen. Ich stand kerzengerade auf meinen Skiern, urplötzlich von einem unüberwindlichen Verlangen nach diesem unbekannten Mädchen überfallen. Ich wusste, wenn ich Mut hätte, ihr entgegenzugehen, sie in meine Arme zu nehmen und meine Wange an die ihre zu schmiegen, würde ich niemals mehr nach Berlin zurückzukehren brauchen. Ich könnte es tun, es war die einzige Möglichkeit, mich von der Sünde freizumachen. Ich müsste mit ihr aufsteigen bis zum Urquell des Menschen am Fuss der Gletscher. Sie kam auf mich zu. Sie hatte Augen wie Gold und eine edle, natürlich-stolze Kopfhaltung. Die Entfernung zwischen uns verringerte sich. Wir schauten uns in die Augen. Ich brauchte ihr nur zu folgen. Sie gehörte mir, denn es war das Weib ohne Mann... Ich hatte zu wählen zwischen Gespensterkindern und Kindern mit roten Haaren. Schon einmal, in Lappland, hatte ich bezüglich des Weges gezögert...

Und ich hatte die Sünde gewählt, die Umkehr...

Sie kam ganz nahe an mir vorüber. Ich hatte unvermittelt das Gefühl, dass alle ihre Muskeln leicht nachgaben, dass ihr Tritt ein klein wenig unsicher wurde. Es hätte genügt, zu sagen: "Guten Tag"... und alles hätte sich erfüllt. Ich sagte nichts. Sie war ganz nahe an mir vorbeigekommen. Der Duft der Alm war um sie und der Duft des Herbstes, wenn viele Blumen im hohen Gras stehen. Ihre Gestalt verkleinerte sich rasch in der Ferne, das Geräusch der Skier auf dem Schnee wurde unhörbar, und die blauen Schatten schlossen sich hinter ihr.

Und ich setzte meinen Weg durch die Nacht fort.

Als ich Raimund im Presseverein wiedertraf, meldete er mir in aller Ruhe: "Weisst Du, dass die Russen in Erkner sind?"

Ich fuhr zusammen. Erkner war die Endstation der S-Bahn. Ein östlicher Vorort, dreissig, fünfunddreissig Kilometer vom Leipziger Platz entfernt.

"Nein!?"

"Sie waren in Erkner", verbesserte sich mein Freund lächelnd, "und zwar zwölf Tanks, die die deutschen Linien durchbrochen hatten und bis zur Stadtbahn durchgedrungen waren. Wenn ihnen nicht das Benzin ausgegangen wäre, hätten sie die ganze Stadt und womöglich ganz Deutschland durchfahren. Die Stukas haben sie dann niedergemacht."

So hatten die Russen also mehr oder weniger die Oder überschritten. Die zwölf Wagen waren die Vorhut Attilas. Ah... ich erkannte sie wohl, meine Kosaken. Sie hatten keine Ahnung von der Geographie Europas, aber sie fuhren darauf los, was das Zeug hielt. Nun, da sie die Oder überschritten hatten, war ihnen Berlin, die letzte mehr oder minder zu verteidigende Stellung, einfach vor die Räder gelaufen.

Die rote Armee würde Hitlers Traum verwirklichen: Die Einheit der grossen eurasischen Ebene. Seit so langer Zeit wurde dieser Raum von Germanen und Slawen begehrt und umstritten, dass er aufgehört hatte, rein slawisch oder rein germanisch zu sein. Berlin, Frankfurt a. d. Oder, Danzig, Warschau, das war noch Europa, gewiss, aber es war auch schon Sibirien. Nun, da das Gleichgewicht zwischen den beiden grossen Streitmächten zerstört war, war es unvermeidlich, dass die russischen Panzer bis an den Thüringerwald vordringen würden.

Ich blickte zum Fenster hinaus. O ja... dieser Schneemantel, die eisige Dunkelheit, die Ruinen, der

Schrecken, der bei hereinbrechender Nacht seine Herrschaft antrat, der Zwang, unter dem die Seelen standen!... Im Grunde war Berlin bereits in die Welt Asiens eingegangen. Der Klubverwalter zählte schon die Wodkaflaschen und den französischen Wein, den er den russischen Offizieren anzubieten gedachte. Alle, die nicht in dieser Götterdämmerung des Reiches mit untergehen wollten, bereiteten sich auf Verrat vor. Das Wort Verrat ist freilich etwas stark. Alles das war anscheinend so einfach, mit so geringen Mitteln liess sich das Weltbild ändern (in Wahrheit ging es natürlich um eine neue und völlig andere Weltanschauung, aber der Mann von der Strasse konnte dies ja nicht begreifen)... Man würde das Hakenkreuz auslöschen aus der Fahne. Die rote Farbe hingegen war dauerhafterer Art, sie würde jeder "Säuberung" standhalten. Man würde marschieren und aufmarschieren, wie zu Hitlers Zeiten, und das war wohl die Hauptsache. Ja, man würde sogar besser als die Russen auf dem "Roten Platz" aufmarschieren, in gut gegliederten Formationen mit regelmässigen Tritten und präzisen Armbewegungen. In den Fabriken versuchten die Arbeiter, während sie noch die letzten Handgriffe an den deutschen Panzerwagen taten, sich auf alte und vergessene Formeln zu besinnen, die sie in der "Roten Front" gelesen hatten. Sie vergassen, was Hitler für sie geschaffen hatte: die vollkommensten sozialen Gesetze der Welt, die Arbeitersiedlungen mit ihren Blumengärten, die herrlichen Schiffe der Organisation "Kraft durch Freude", den Volkswagen auf Ratenzahlung, die Volksbühnen, die Werkkonzerte.

Es war menschlich, im übrigen, man konnte nicht von ihnen verlangen, dass sie Toten ihre Stimmen geben sollten.

Die Russen sassen dabei ja sozusagen schon in Berlin. Ihre Vorhut bildeten die Kriegsgefangenen. Man sah sie täglich, in Fetzen gekleidet, die früher Uniformen gewesen waren, ohne Schuhe im Schnee stapfend,

mit leeren Konservendosen, die ihnen als Essnäpfe dienten. Sie wurden zu den schwersten Arbeiten, auf den Schienensträngen und in den Ruinen eingesetzt. Ihre starren Augen blickten in eine Zukunft endlosen Hungerns und wenn sie uns anschauten, sahen sie uns nicht. Ihre Bewegungen waren langsam, als hafteten sie an dem dichten Nebel. Es war eine gespenstische Menschheit, die das gespenstische Berlin bewohnte. Sie schleppte ihren Hunger, ihre Läuse, alle Schrecken und alles Elend ihrer Steppenheimat mit sich herum. Hätten sie unsere westlichen Mitleidsregungen begriffen, wären sie zutiefst erstaunt gewesen. Machte sie doch gerade ihr unbesiegbarer Fatalismus zu den geschichtlichen Meistern des Unglücks. "Wolga... Wolga...".

Ob es das Sklaventum an den heimatlichen Flüssen oder das Sklaventum in Berlin war, keines liess ihnen mehr Hoffnung als das andere, doch keines erweckte Hass in ihnen. Nun, da das russische Heer vor Berlin stand, bereiteten sie sich auf ihre Abrechnung mit den Deutschen vor, ohne daran zu denken, was sie wohl von den neuen Herren zu erwarten hatten. Was kümmerte es sie, dass ihnen Sibirien drohte? Einige Tage lang würden sie die Herren sein. Die bisher unerreichbare deutsche Frau, die anzurühren so gefährlich war wie die Berührung eines elektrischen Hochspannungsdrahtes, würde ihnen dann ausgeliefert sein. In ihren Kehlen würgte, noch unterdrückt, doch schon vernehmlich, der gierige Schrei nach Vergewaltigung und Plünderung. Der Schrecken griff langsam um sich. Wie viele von diesen Sklaven gab es in Berlin? Hunderttausend? Zweihunderttausend? Niemand wusste es genau, aber die deutschen Frauen schliefen nicht mehr, und die hübschen Französinnen wurden nach dem Westen geschickt.

Hitler selbst hielt keine Reden mehr. Er hatte die gesamten Kräfte Europas eingespannt bis zum Aeussersten. Aber Europa konnte nichts mehr tun gegen eine ganze Welt, die sich zusammengeschlossen hatte.

Auf was wartete er? Auf was hoffte er?... Er harrte auf ein Zeichen des Himmels. Auf eine höhere Rechtfertigung. In seiner letzten Rede, am ersten Januar, hatte er gesagt: "Ich habe getan, was ich konnte, das Schicksal Deutschlands und seiner Freunde liegt in Gottes Hand."

Gott aber war Engländer geworden und schickte als Antwort Bomben auf die Reichskanzlei... Die Taktik der Luftangriffe hatte sich geändert. Es kamen keine Massenangriffe mehr, dafür aber täglich ein oder mehrere Besuche neuer besonders rascher Apparate, die so hoch flogen, dass sie von der Luftabwehr nicht erreicht werden konnten, und deren jeder eine einzige riesige Miene abwarf. Es starben weniger Menschen, doch der Tod lauerte überall.

Jeder Einzelne fühlte sich bedroht und gejagt. Nur um Haaresbreite entrann ich den Wirkungen dieser neuen Strategie, denn, da nun die Alarme häufiger geworden waren, die Bomben aber nur vereinzelt fielen, widerstand man nur schwer der Versuchung, ruhig im Haus oder gar auf der Strasse zu bleiben.

Eines Abends befand ich mich mit Raimund im Presseverein. Es war einer jener drei Abende der Woche, an denen Rotwein auf den Tisch gestellt wurde, mit demselben Aufwand und derselben Feierlichkeit wie Messwein auf den Altar. In jenem Augenblick ertönte das Warnsignal. Ein einstimmiges Wutgeschrei begrüsste das Nahen der Flieger: "Sch...". Langsam verliessen meine Freunde den Saal und begaben sich mit trockener Kehle in den Schutzraum. Alle Diener verschwanden. Raimund und ich beschlossen zu bleiben und uns selbst zu bedienen. Um den Preis von etwas Sonne, die uns diese Flaschen versprachen, waren wir bereit, dem Tod ins Antlitz zu sehen. Wir löschten alle Lampen und stellten einen Kerzenstumpen auf den Tisch, der sofort die gemütliche Stimmung der Wachtpostenstunden im Felde aufkommen liess. Ein unendliches Schweigen hatte sich über die Stadt gelegt. Un-

sere Einsamkeit auf der Oberfläche dieser aufgewühlten Erde war fast vollständig. Es war ein unheimliches Gefühl, und schon nach fünf Minuten schmolz unser Heldentum wie das Wachs der Kerze. Ich fragte mit trockener Kehle:

"Gehen wir zur Küche hinunter oder ganz bis zum Keller?"

"In den Keller, wenn du glaubst, dass es der Mühe wert ist; es wird wie gewöhnlich nichts geben..."

"Mein Lieber, das weiss man nie so genau".

"Genau weiss man es natürlich nie."

"Vielleicht haben wir nach der Entwarnung noch Zeit fürs Abendessen."

"Vielleicht."

"Also in den Keller."

"Nein, in die Untergrundbahn."

Und wir warfen unsere Servietten hin, stürzten die Treppen hinunter, rannten die Leipziger Strasse entlang und atemlos gelangten wir zwei Treppen tief in den Schacht. Es war höchste Zeit. Eine furchtbare Explosion erschütterte die Erdoberfläche. Ein Luftstoss trieb eine ganze Wolke von Staub, Kieselsteinen und zermahlenem Glas zu uns hinunter. Mit einigen Hundert Männern und Frauen befanden wir uns auf dem Allerwertesten sitzend mitten in einem wilden Durcheinander von Koffern, Regenschirmen, japsenden Schosshündchen (Tiere werden in den Luftschutzräumen nicht zugelassen, aber die liebenden Herrchen und Frauchen würden um ihretwillen noch ganz andere Verbote umgehen) und hysterisch schreienden Frauen.

"Ja, mein Lieber, es war allerhöchste Zeit."

Wir sehen uns in die staubbedeckten Gesichter und sind nicht sehr stolz auf unsere Flucht. Nach dem Entwarnungssignal, etwa eine Stunde später, erfolgt ein Wettlauf zum Klub zurück. Von weitem vernehmen wir schon die Rufe der Zuerstangekommenen. Unsere Kameraden scheinen sehr aufgeregt zu sein. Und das hat seine Gründe. Die Luftmine ist genau in der Mitte

des Leipzigerplatzes niedergegangen. In einem Umkreis von 500 Metern kann keine Fensterscheibe mehr ganz sein. Im Licht unserer Taschenlampen untersuchen wir das Ausmass der Zerstörung. Das Einfahrtstor unseres Gebäudes, das aus schwerem Eichenholz war, und gut eine Tonne wiegen mochte, war ausgerissen worden mitsamt den Angeln und den Steinblöcken, in die sie eingelassen waren. Wir finden das Tor hinten im Innenhof, mehr als fünfzehn Meter entfernt, wieder. In den Klubräumen herrscht ein wildes Durcheinander, die Telephonzentrale steht auf dem Kopf... Im Esszimmer wird gerade eine Notbeleuchtung angebracht, als ich mit Raimund eintrete. Wir sehen das und erblassen... Eine der Fenstertüren der Vorderseite, drei Meter hoch, zwei Meter breit, aus massiver Bronze und Glas war auf den Tisch gefallen, den wir bei Beginn des Alarms nicht verlassen wollten. Mit Grauen blickten wir auf die Steinstücke, die an den Eisenteilen hingen und auf die armlangen Glasdolche, scharf wie Rasiermesser.

An jenem Abend haben wir die beiden Gläser Wein ein wenig fad gefunden. Ein Massenangriff bedeutet eine vorübergehende Anspannung und Nervenprobe. Er ähnelt einer Schlacht. Aber diese Einzelwerfer hatten in ihrer Ziellosigkeit etwas Unerbittliches und Unheimliches. Sie liessen den antiken Begriff des Schicksals wiederauferstehen. Diese lederbehelmten Eumeniden, die über den Himmel Berlins strichen, führten keinen Krieg mehr, sie teilten Strafen aus. So dachten nach und nach alle Deutschen und wurden die Opfer einer sinnlosen Angst. Diese Menschen, die so viel Mutproben bestanden hatten, flüchteten nun zu Tausenden in die grossen Bunker, denn selbst die Luftschutzkeller schienen nicht sicher genug.

Oefters folgte ich ihnen in die Festung am Zoo. Da bot sich dem Hereinkommenden ein erstaunliches Schauspiel. Im Erdgeschoss, das den Frauen und Kindern vorbehalten war, reihten sich zweihundert, dreihun-

dert, nein fünfhundert Kinderwagen aneinander, Rad an Rad, in einer gerade Linie sorgsam ausgerichtet. Erwartete man Hitler zur Inspektion? Nein. Es war das angestammte Bedürfnis nach Ordnung und Disziplin, das den Deutschen hier leitete, da er sich einige Stunden lang vor den Bomben sicher fühlte, und ausser Reichweite der Russen, die die Frauen mit Wolfsaugen ansahen. Wir stiegen in die Türme hoch. Elf Stockwerke! Zu unseren Füssen breitete sich die hell erleuchtete Halle aus, in der tausend Säuglinge wimmerten, die nie die H. J. kennenlernen würden...

Es herrschte ein unbeschreiblicher Frieden. In diesen Kathedralen aus Eisenbeton erstand erneut die Barmherzigkeit und Menschenliebe des alten heidnischen Christentums. Man atmete auf, der dicken Luft entronnen zu sein. Man erwartete, unter diesen Wölbungen Choräle ertönen zu hören, aber nichts dergleichen geschah. Gott befand sich in Reparatur, und die Deutschen waren viel zu wohlerzogen und viel zu sehr auf Gemeinschaftsordnung eingespielt, als dass sie ohne Befehl angefangen hätten zu singen.

Man fühlte sich in diesem Bunker dermassen in Sicherheit, dass es unmöglich war, nicht der Versuchung des krassesten Egoismus zu erliegen, wo das Leben uns ohnedies hart und manchmal gemein machte. Wenn die Flak erdröhnte, die oben in den Betontürmen eingebaut war, und wenn dann die Bomben auf die Stadt niedergingen, konnten wir nicht umhin, uns in die Fäuste zu lachen und zu bemerken: "Was die da draussen alles abkriegen!"

Dreissig- bis vierzigtausend Menschen hasteten allabendlich in den Schutzbunker am Zoo, und meistens für die ganze Nacht, denn es kam so häufig Alarm, dass es das einfachste war, sich im Bunker wohnlich niederzulassen. Beim Morgengrauen zog diese Menge dann über eine Stunde lang durch den frischgefallenen Schnee von dannen. Es war wie wenn Schaulustige sich aus den Hallen eines riesigen Lichtspielhauses ergiessen. Jeder

rieb seine von der Schlaflosigkeit geröteten Augen und suchte nach Spuren des letzten Angriffs, nach dem Rauch der Brände.

Einer jener menschenfresserischen Zeitungsleute, die die "Widerstandsbewegung" hervorgebracht hat, ich glaube es war Madeleine Jacob, hat ernstlich geschrieben, dass im Augenblick der Gefahr die Bunker den Männern der SS vorbehalten wären. Ich erinnere mich in der Tat, einmal am Eingang des Zoobunkers einem dieser bösen SS-Männer begegnet zu sein, die sich, wie wohl niemandem verborgen ist, ausschliesslich von kleinen russischen Kindern ernährten, während zur gleichen Zeit Madeleine Jacob ihrem Ritus der christlichen Säuglingsverspeisung folgte. Dieser erzböse SS-Mann kam nun, seine Rechte geltend zu machen. Er trug einen Säugling auf dem Arm und schob ein anderes Kind im Wagen vor sich her. Vor ihm ging eine Frau, die zwei grössere Kinder, einen Jungen und ein Mädchen führte.

Es war wie im Jahre tausend! Berlin lebte in der Furcht vor den grossen Horden, die zwischen Oder und Spree nahten, und den Räuberbanden, die sich anschickten, die Stadt zu besetzen und die jeden Tag frecher wurden. Die Russen fanden ihre urtümlichen Instinkte wieder. Ganze Arbeitsbataillone lösten sich auf, verschwanden im Dunkeln in den Ruinen, gesellten sich zu den anderen entlaufenen Arbeitern, die bereits in den Vororten plünderten. Goebbels' eiserner Wille gab jedoch nicht nach; die Ministerien, der Generalstab, die Reichskanzlei, das Kerngerüst des Krieges hielt stand. Es wurden immer noch Panzerwagen, Kanonen, schwere Bomben und die Wurst aus Pferdefleisch in der Cellophantüte hergestellt. Die Lebensmittelkarten wurden inmitten dieses Chaos weiter vollständig beliefert, und so würde es bleiben bis zum letzten Tag. Sobald jedoch die Nacht auf die schneebedeckten Trümmer der Stadt herabsank, trennten sich die Menschen in aller Eile. Jeder begab sich direkt in seinen Keller oder

Bunker. Das "Heil Hitler" aus den glücklichen Tagen war vergessen. Man tauschte den Gruss des Jahres Tausend: Gute Nacht, geheiligte Nacht.

Dieses namenlose Unheil, diese vollständige Zerstörung all der Güter, die das Werk von zehn Generationen waren, das Ende der gewaltigen Hoffnungen, die der Nationalsozialismus geweckt hatte, liessen jedoch den alten christlichen Glauben nicht auferstehen. Es gab im übrigen keine Kirchen, keine Dome und keine Priester mehr. Man begab sich in die neuen Kathedralen, in die Bunker, auf der Suche nach dem Schutzrecht gegen den mächtigen Arm der Anglo-Amerikaner, der ohne Gnade und ohne Erbarmen zuschlug.

Wie in allen grossen Katastrophen der Geschichte gab auch diesmal die Liebe dem Tod die Hand. Ich nehme an, dass in deutschen Kreisen die Menschen sich in jenen letzten Tagen mit aller Leidenschaft und aller Hingabe geliebt haben müssen. Tanzfeste freilich gab es schon lange nicht mehr, doch man traf sich in den ganzgebliebenen Wohnungen des Kurfürstendamms und in Wannsee. Die Frauen waren von pathetischer Grösse und gaben sich mit völliger Offenheit hin, den Gesetzen des Lebens folgend, das Fortbestehen will. In der französischen Kolonie von Berlin hatte man immer schon geflirtet. Man flirtete auch jetzt noch in den Grenzen, die dieses Spiel kennzeichnen, so als wären die Kollaborationisten nichts weiter als bestellte Zuschauer in Deutschlands Todesstunde und aller Verantwortung für die Zukunft der Menschheit enthoben. Eines Abends wurde ich zum ersten und zum letzten Mal mit Puk und Raimund zu einer Abendunterhaltung bei Freunden eingeladen. Es hatte wahrhaftig des lateinischen Genius bedurft, um in der Wüste Berlins Champagner und etwas Essbares aufzutreiben. Nichts fehlte jedoch, und die deutsche Wirtin sperrte erstaunt die Augen auf. Man trank mässig und tanzte viel. Bobby Luchaire spielte Swing. Die Mädchen Montandon flirteten mit Anmut. Eine kleine deutsche Tänzerin, hübsch,

zart und melancholisch, flog von Arm zu Arm und wunderte sich über die französische Zurückhaltung. Bis zum Ende der Nacht klagten ihre blauen Augen uns an: "Seht, ich bin das Leben, und ich werde sterben, nehmt mich doch, solange ich jung und hübsch bin. Morgen werden die Russen meinen zwanzigmal vergewaltigten Körper durch die Strassen schleifen." Swing... Swing... Es war das letzte Echo jenes Paris, das sich trotz alliierter Lügen während der Besatzungszeit so glänzend unterhalten hatte.

Unser Fest fand ganz in der Nähe des Hauses statt, in dem sich wenige Wochen später unser Freund Jean Fontenoy, Direktor des französischen Informationsbüros, glänzender Journalist und Schriftsteller, märchenhafter Held toller Abenteuer, der die Gefängnisse von Tschiang-Kai-schek, von Moskau und Paris kennengelernt hatte, zur gleichen Zeit wie Hitler den Tod gab. Als Gründer des Cagoule hatte er sich stets in den höchsten Sphären der Politik bewegt. Er mochte nicht mehr leben, nachdem er seine Frau, Madeleine Charnaux, die grosse Fliegerin von Caudron-Rafale verloren hatte, und seinen Sohn, den die maquis 1944 entführten. Er jagte sich einen Revolverschuss ins Herz, nachdem er eine vielfache Dosis Opium zu sich genommen hatte. Raimund begrub ihn unter einem Haufen von Ziegelsteinen, als die russischen Panzerwagen bereits den Stadtkern von Berlin besetzten.

Es waren unbeschreibliche Tage. Man spürte wie die Töne dieser phantastischen Symphonie anschwollen, aber man wusste nicht, wo und wann der unsichtbare Dirigent das Zeichen zur Einleitung des Schlussakkords geben würde. Wir lebten ausserhalb jeder Wirklichkeit. Wir hatten so viele Schrecken kennengelernt, dass wir uns jetzt wie in einer neuen Welt bewegten, in der das unheimliche Näherrücken der Roten Armee und die Luftangriffe weniger schrecklich geworden waren. Dieses Sich-Zuhausefühlen inmitten des Weltunterganges begann Anfang Februar 1945. Ent-

schlossen zogen wir nunmehr der Sicherheit eines Unterschlupfes in der S-Bahn den Genuss von zwei Gläsern Rotwein vor. So gelangt man in der Folter bald in einen Zustand, in dem alle Möglichkeiten des Leidens sich erschöpft haben.

Alles war nun einfacher geworden. Ich erinnere mich bestimmter Ereignisse, die als Masstab für die Gleichgültigkeit dienen können, die sich unserer bemächtigt hatte. Ich besass eine Freundin und infolgedessen, wie mein junger Setzer aus dem Deutschen Verlag, eine Wohnung. Dort trafen wir uns abends spät, in einer Umgebung, die zwar etwas aufgewühlt, doch immerhin noch gemütlich war. Diese geliebte Gegenwart und dieses Heim selbst bedeuteten einen solchen Reichtum, dass auch der furchtbarste Bombeneinschlag mich nicht dazu bewegt hätte, es zu verlassen. Manch einen Angriff haben wir dort erlebt, währenddessen wir eng aneinandergepresst auf das geheimnisvolle Rauschen der Minen horchten, die die Abgründe der Dunkelheit durchsegelten. Diese Nächte waren ein so tiefes Erlebnis, dass sie der Liebe einen Wert verliehen, den kein bürgerliches Glück jemals aufwiegen könnte. Wir haben solche Gipfel, eine Mischung von so viel Qual und so viel Wollust kennengelernt, dass mich heute noch die Erinnerung an jene Berliner Nächte mit verzehrender Sehnsucht erfüllt. Unsere Gefühlsmöglichkeiten haben sich dort erschöpft für unser ganzes weiteres Leben. Welche Abenteuer, welche Erfolge wohl könnten uns die Stimmung jener Fahrten wiederbringen, die wir jenseits der Grenzen von Liebe und Tod unternahmen. Und dieses Bedauern ist der Preis, den wir dafür bezahlen müssen, dass wir im letzten Augenblick, während der letzten Runde, das Spiel verlassen haben. Wir durften nicht am Leben bleiben.

Endlich erhielt ich die Genehmigung nach Hildesheim zu reisen (niemand durfte die Stadt ohne Reisegenehmigung verlassen), wo ich die Redaktion der Zeitung "Devenir" übernehmen sollte. Es war dies das Blatt der französischen SS-Brigade Charlemagne. So öffneten sich die Türen meines ersten Gefängnisses. Indem ich den Weg nach Westen einschlug, rettete ich mein Leben und vielleicht meine Freiheit. Ich war von inneren Widersprüchen zerrissen: ich wollte aus der roten Einkreisung fliehen, denn gewiss würde mir Moskau mein 1943 erschienenes Buch nicht verzeihen. Andererseits lockte es mich, bis zum Ende in Berlin zu bleiben. Ich liebte die todgeweihte Stadt mit einer hoffnungslosen Liebe. Doch ich musste mein Versprechen an Krukenberg halten. Unsere kleinen persönlichen Wünsche zählten ja ohnedies nicht mehr. Ich umarmte meine Freunde und fand mich an einem strahlenden Morgen unter einem stahlblauen Himmel, der zahlreiche Alarme verhiess, auf dem Stettiner Bahnhof. Das östliche Deutschland befand sich auf der Flucht. Alle Bahnsteige waren überfüllt mit Zehntausenden von Flüchtlingen, die nun ihrerseits dem harten Gesetz zum Opfer fielen, das das Reich seinerzeit über Polen und Elsässer verhängt hatte, und mit dreissig Kilogramm Gepäck zogen sie nun aus der Heimat fort. Es herrschte Grabesstille, resignierte Disziplin. Sie warteten auf Gespensterzüge. Was würde geschehen, wenn ein schwerer Luftangriff auf diesen Ort niederginge. Es gäbe ein grauenhaftes Gemetzel wie in Hamburg, wie in Dresden.

Der Geruch der Schlachten haftete an diesen Gestalten und ihren zerrissenen Kleidern. Ich las auf ihren Gesichtern die Schrecken der Flucht vor den Barbaren. Seit 1943 hatte ich die Grenzzustände des Ostens nur mit dem Verstand miterlebt, doch zuvor hatte ich in Russland gestanden, und ich wusste wohl, um was es sich handelte. Ich sah im Geiste die Steppen, die Wälder und die düsteren Sandebenen vor mir, und ich war tief

erschüttert. Ein entsetzliches Schauspiel hatte sich an der Oder vollzogen: die ungeordnete Flucht der ganzen Vorhut der westlichen Zivilisation.

Tage- und nächtelang hatten die Frauen bei 20 Grad unter Null auf den Plattformen der Züge gestanden. Eine grosse Blonde presste ihren toten Säugling an die Brust. Sie sprach kein Wort, aber stundenlang sah ich, wie über ihr unbewegtes Gesicht die Tränen liefen. Einer der Zivilisten hatte als einziges Gepäckstück eine Panzerfaust mitgenommen. Andere stützten sich auf alte Gewehre. Offensichtlich hatten sie ihr Haus nicht ohne Nachhutsgefechte verlassen. Verwundete lagen auf zerrissenen Matratzen und schmutzigen Decken. Man konnte sich nicht bewegen inmitten dieses Auswandererlagers, in dem Wirrwarr von Wiegen, tragbaren Oefen, Matratzen, Wassereimern, in denen Suppe gewärmt wurde, und den unvermeidlichen Käfigen, in denen erschreckte Vögel flatterten. Nach vierstündigem Warten erschien der D-Zug Berlin-Hannover, den ich im Sturm nahm. Die Flüchtlinge rührten sich nicht, sie warteten auf Sonderzüge, die sie nach dem Süden bringen sollten. Ich eroberte in hartem Kampf eine Sitzecke, denn wer um jene Zeit in Deutschland reisen wollte, musste mit rascher Entschlusskraft und harter Muskulatur gesegnet sein. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, und ich betrachtete durch die vereisten Scheiben das überwältigende Bild, das die zerstörte Landschaft bot. Eine dunkle Vorahnung sagte mir, dass ich Berlin nie wiedersehen würde, und dass dieser rettende Zug, der mich davontrug, mich dazu verurteilte, dieser Stadt auf immer in Reue und Sehnsucht zu gedenken.

Der Zug hielt ganz plötzlich vor einer Telegraphenstange, blieb lange stehen und pfiff friedlich in kleinen Abständen. Ich schaute, ohne zu sehen, in ein Chaos von zerstörten Häusern. Dann auf einmal entdeckte ich etwas, das mir ganz ausserordentlich seltsam vorkam. Unmittelbar meinem Abteil gegenüber, in weniger als

zehn Metern Entfernung, befand sich eines jener "Wunderzimmer", das noch einen Fussboden und drei Wände hatte und so gleichsam über einem leeren Raum schwebte. Die zerstörte Frontmauer war durch hängende Dekken ersetzt worden, die in diesem Augenblick rechts und links hochgerafft waren, gleich schweren Vorhängen. Das Zimmer war bewohnt. Ich bemerkte das Bett, einen Stuhl, eine Kiste, die als Kommode diente, und Kleider, die an einem Nagel hingen. Eine Frau ging emsig hin und her. Mit einem Eimer, einem Besen und einem grauen Lappen machte sie sich daran, die Wände abzuwaschen...

Ein Jahr später erst tauchte dieses Bild erneut vor mir auf und diesmal in seiner ganzen erschütternden Grösse. Das war, als ich den Bericht eines jungen menschenfresserischen Reporters las, der bei einem Besuch in Berlin eben solch einer Szene beigewohnt hatte. Er ergoss in fünfzig Zeilen seinen Hohn über diese "Boche", die dumm und lächerlich genug war, die Wände eines solchen Loches inmitten von Ruinen auch noch zu waschen. Eine Französin würde gewiss nicht Zeit und Mühe an ein solches Unterfangen verschwenden! Oh nein, gewiss nicht. Das sogenannte siegreiche Frankreich hätte nicht mehr den Mut, sich hinzustellen und die Wände seines Bilderkabinetts zu waschen. Die Frau von Charlottenburg hingegen, die ihren Eimer, ihren Besen und ihren Putzlappen ergriff, bedeutete den Alliierten, dass ihr Sieg bereits dahin war, kaum dass sie ihn endgültig errungen zu haben glaubten.

Ich begriff, dass ich mich geirrt hatte. Berlin würde neu auferstehen.

IM KLOSTER DER SCHWARZEN MAENNER

Schienenstränge schimmerten in der Dunkelheit. Dann kam eine verschwiegene Station, von Oellaternen schwach beleuchtet... ein Platz ohne deutliche Umrisse, eine breite, moderne Strasse... Hildesheim... Aber schon ändert sich das Aussehen der Häuser, die Dächer spitzen sich zu: gotische Giebel ragen in den Nachthimmel, die Strassen werden enger, die vorspringenden Stockwerke verdecken fast den Himmel... Althildesheim.

"Haus Germania, bitte?"

"Links... rechts... links... rechts..."

Die dicken Steine des Pflasters glänzen in dem fahlen Nachtlicht. Feuchtigkeit schimmert in den Ritzen. Der nie ruhende Wind der norddeutschen Ebene schaukelt die schmiedeeisernen Hängeschilder. Der "Alte Weber" knarrt, das "Dicke Schwein" ächzt. An der nächsten Ecke erwarten mich sicher die Raubritter. Und schon vernehme ich den Lärm von Stiefeln.

"Haus Germania?"

"Links... rechts... links... rechts..."

Die Strassen Hildesheims sind fünf Jahrhunderte alt. Ich fühle mich aller Zeit entrückt... in einer Stadt, die sich gegen den grossen Schrecken verschanzt hat, der bald hereinbrechen wird...

Wie war noch das alte Lied von den Raubrittern in meiner Kindheit? Ich suche die Worte und finde sie nicht. Um mich Nacht und Nebel. Alle Türen sind zu.

Ein Mädchen läuft davon, an den Häusern entlang, und seine Holzschuhe klappern auf den Steinen.

Da sind sie endlich, die Raubritter. Sie sprechen französisch mit dem warmen Tonfall der Brüsseler Gegend. Es sind Offiziere der Wallonischen Waffen-SS. Sie kennen den Weg zum Haus Germania... Weiter geht es an anheimelnden Strassenecken vorüber durch Gässchen aus dem XII. Jahrhundert, durch ein endloses Wirrwarr von "Fliehenden Forellen", "Fischenden Katzen", vorbei an schweigenden Brunnen, an verschlossenen Türen, hinter denen sich unbekanntes Leben birgt.

Seltsames Deutschland, in dem sich nichts gewandelt hat, trotz Panzerwagen und Messerschmidtflugzeugen. Aus dem Willen heraus, das Mittelalter im Hitlertum weiterzuführen, hat es die Politische Abteilung seiner SS in einem alten Kloster untergebracht.

Kaum haben wir den Wachtposten passiert, lässt man mich mit meinem Koffer in der Halle allein. Die ultramoderne Telephonzentrale hat keine Meldung erstattet, niemand weiss von meiner Ankunft. Ich bin frei, aber stehe verlassen in der Dunkelheit. Durch die dichten Mauern dringt Orgelmusik zu mir. Irgendjemand spielt Bach. Das erinnert mich (o alte Kindheitsgeschichten) an das Schiff Nautilus mit dem Kapitän Nemo, der in seiner Halle allein Orgel spielt, während das verfluchte Schiff steuerlos in den Abgrund treibt.

Nach längerem finde ich den Lichtschalter, drehe auf. Sofort umgibt mich strahlende Helligkeit. Ich befinde mich in einem langen Gang unter romanischen Gewölben, die Wände kahl und weissgekalkt. Hier verbindet sich die Gegenwart aufs engste mit dem XII. Jahrhundert: elektrische Birnen sind hinter dem Gesims verborgen, und die Heizkörper, durch deren knakkende Röhren der heisse Dampf treibt, bilden ein seltsam lebendiges Element in dieser steinernen Stille.

Vorsichtig bewege ich mich vorwärts. Selbst in Deutschland und selbst in unseren Kreisen sind so viele

Gerüchte über die SS umgelaufen, dass ich nicht umhin kann, diese Einsamkeit, zu so später Stunde und in solcher Umgebung, als bedrückend zu empfinden. Die Wände des Wandelganges sind kahl bis auf einige Stiche und Wiedergaben bekannter Kunstwerke: dem Parthenon, dem Mitteltor der Kathedrale von Bourges, dem Appoll von Delphi, etws weiter, dem "Bamberger Reiter", der "Uta von Naumburg", der "Viktoria von Samotrake", und endlich, ganz am Ende trägt eine breite Steinplatte über der Tür die Inschrift:

"Meine Ehre heisst Treue".

Ich habe die Türe aufgestossen und sie hat sich hinter mir auf geheimnisvolle Weise wieder geschlossen. Die Kälte, die mich einhüllt, lässt darauf schliessen, dass ich mich im Freien befinde. Die tiefen Wolken, aus denen sich bei meiner Ankunft schwere Feuchtigkeit auf Steine und Dächer senkte, sind vom Wind zerrissen und emporgetrieben worden. Hoch oben sieht man sie jetzt im hellen Mondlicht segeln. Die Schatten der Säulen des inneren Klosterganges zeichnen sich scharf auf dem grauen Hintergrund ab. Lautlos wandere ich über die Steine, bis sich mir am Ende ein wilder Garten auftut, dessen wucherndes Unkraut sich weich fühlt unter dem Tritt meiner Schuhsohlen. Ich komme zurück und betrete den anderen Wandelgang, der im rechten Winkel auf den ersten stösst. Nur drei Seiten des Klosters sind erhalten, die vierte scheint verschwunden zu sein, lange bevor die SS hierher kam. Da vernehme ich Stimmen und Schritte, die aus der Nacht auf mich zukommen. Zuerst erkenne ich nur zwei schwarze Schatten auf schwarzem Grund, dann sind es graue Schatten, schliesslich werden Mützen, Stiefel, Uniformen erkennbar. Es sind zwei SS-Offiziere. Sie treten Schulter an Schulter ins Mondlicht. Dann verschwinden sie wieder in der Dunkelheit; ihre Schritte verlieren sich. Nur der helle Schein des Mondes ist geblieben und die tiefen Schatten der Säulen und Bogen. Ganz aus der Ferne werden die Stimmen wieder

hörbar, geheimnisvoll beleben sie das nächtliche Kloster. Das gleichmässige Aufklingen der eisenbesch'agenen Stiefel auf den Steinen durchbricht die Stille wie der Schlag einer Uhr. Die beiden Männer erscheinen diesmal im Gegenlicht. Der Mond vervielfacht die Bewegungen ihrer Arme, unterstreicht ihre Behauptungen, Verneinungen, jede Unsicherheit, jede Pause. Wieder kommen sie an mir vorbei, und ich drücke mich tiefer in den Schatten. Sie gehen jetzt nicht mehr Seite an Seite. Der eine weicht zurück vor dem Schritt des anderen, mit der Kraft seiner Ueberzeugung weiter auf ihn einredend, doch in jeder seiner Bewegungen drückt sich jene innere Sicherheit aus, die eine lange Schulung verleiht und die man in theologischen Streitgesprächen in den Seminaren, in der Grande Chartreuse oder in Soleme finden kann. Ich bin im Kloster der schwarzen Männer...

Auf Fusspitzen habe ich meinen Rückzug angetreten. Durch die Tür, die dank der gespenstischen Wache halboffen ist, trete ich wieder in die erleuchtete Halle. Ich nehme meinen Koffer und gehe geradeaus.

Welch seltsame Verwaltung! Da eine Treppe...weite Gänge... Dann verliert die Umgebung ihren mönchischen Charakter. Ich befinde mich auf einmal in einer Art Gastzimmer... Dunkle Teppiche.. Stahlrohrsessel. Auch hier strahlt die Decke im Glanz unzähliger unsichtbarer Lampen. Ich stehe vor vielen verschlossenen Türen und lese auf den Visitenkarten: von Bruneberg... Obersturmführer Kilfit... Bannführer Wintermayer... Oberbannführer Schmidt... und endlich Obersturmführer von Dahn... Dies also ist der Schlupfwinkel des Mannes, der mich erwartet. Ich klopfe an, horche, klopfe wieder. Unendlich ist die Einsamkeit, die mich umgibt. Keine menschliche Gegenwart ist zu spüren... Einzig die Bachsche Fuge klingt weiter aus dem Geheimnis der Mauern...

Die Türe ist nicht verschlossen. Ich trete ein und mache Licht. Von Dahn ist nicht da. Sein Zimmer ist

hübsch; ein mit Kreton bezogener Divan steht in der einen Ecke, ein Schreibtisch in der andern, darauf eine halboffene Schreibmaschine, Aktenmappen, ein Photoapparat und ein Revolveretui. Drei Stühle, ein Tisch, ein bequemer Sessel und lange Bücherreihen vervollständigen das gemütliche Bild des Raumes. Ich untersuche die Bücher: Darré, Rosenberg, Gobineau, Vacher de la Pouge... Aha, das sind die Bibeln der neuen Weltanschauung... Und hier auf dem Tisch etwas, das im Augenblick für mich entschieden brauchbarer ist: eine Flasche echten Cognacs. Ich trinke einige Schlucke unter den tadelnden Blicken des Führers. Ich lasse mich dadurch aber nicht einschüchtern. Chateaubriant hat mir an Hand vieler Bilder gezeigt, dass in allen Gesichtsausdrücken Hitlers stets ein Auge verurteilt und das andere gleichzeitig freispricht. Himmler seinerseits beachtet mich gar nicht. Hinter seiner Professorenbrille verfolgt er einen ewigen Traum. Hitlers Bild ist unterzeichnet, das des Reichsführers der SS trägt eine lange Widmung quer über das Blatt... Hm... ich bin im Begriff, den Cognac von jemandem zu trinken, der den Mächtigen dieser Erde sehr nahe steht. Der ganze Sicherheitsdienst Deutschlands steht wahrscheinlich im Begriff, von Dahn zu alarmieren. Macht nichts. Dieser Schnaps ist am Ende vielleicht gar von meinem Vater gebrannt worden. Und dann bin ich sehr müde. Ich habe Hunger. Ach dieses deutsche Hungern... Dieser hohle Magen, den wir herumgeschleppt haben, wochen-, monate-, jahrelang. Ich bin entschieden schlechter Laune und fest entschlossen, keinerlei Anstrengung zu machen, mühselig zwanzig deutsche Worte zusammenzustoppeln, um meine Lage zu klären. Im übrigen habe ich ja niemand getroffen. Es lebt überhaupt niemand hier, es ist längst ein Haus der Toten. Ich werde auf von Dahn warten.

Ich habe mich auf das Sofa gelegt... Erst am nächsten Morgen um sieben Uhr bin ich wieder aufgewacht. Dieselbe Stille und Einsamkeit lastete über dem Kloster,

und jetzt war nicht einmal mehr die Bachsche Fuge zu hören. Was für eine seltsame Organisation in diesem Haus! Und was die SS-Polizei betrifft, so soll mir das englische Radio noch einmal Schauergeschichten von ihrer Wachsamkeit erzählen!

Ich werfe einen Blick aus dem Fenster. Auf der Spitze des Daches, an einem 15 Meter langen Mast, weht die riesige schwarze Fahne der neuen Freibeuter mit den beiden weissen Runen, die im Spiel des Windes bald deutlich sichtbar sind, bald in den Falten des Tuches verschwinden.

"Guten Morgen, Mons. Augier, wie geht es Ihnen?"

Ich fühle mich in der Falle und bin sehr beschämt. Mit einem Ruck drehe ich mich um. Die kühle Stimme fährt in tadellosem Französisch fort:

"Darf ich mich vorstellen: Obersturmführer Dahn."

Ich bin wütend und zerknirscht darüber, dass ich so unrasiert und unordentlich vor diesem frisch gestriegelten, straffen SS-Mann stehe.

"Herr Oberleutnant, entschuldigen Sie..."

"Bei der SS entschuldigt man sich nicht..."

"Immerhin, Herr Oberleutnant, unter wohlerzogenen Leuten..."

Er mustert mich, mit sichtlicher Sympathie, während er langsam seine schweinsledernen Handschuhe von den Händen streift.

"Wenn Sie erst endgültig bei uns aufgenommen sind, werden Sie zu einer Herrenschicht gehören. Hatten etwa eure Adeligen und Ritter in der Normandie, der Ile de France und Burgund die Gewohnheit, sich zu entschuldigen?"

"Ich glaube nicht."

"Na also! Ihre kleinbürgerlichen Gewohnheiten müssen sie ablegen, mein lieber Augier. Gute Reise gehabt?"

"Ausgezeichnet."

"Schön. Ich glaube, es liegt uns beiden daran, gleich an die Arbeit zu gehen."

Auf diese Weise erhielt ich die erste der vielen Unterweisungen, die mich dazu befähigen sollten, eines Tages einen "Führungsbereich" mit dem Rang eines Untersturmführers zu übernehmen. Schöner Titel "Untersturmführer", bei Gott! Einen Namen, der an Kampf und elementare Naturgewalten gemahnt, zu tragen in einem ossianischen Gespensterschloss...

Ich bin jedoch nie SS-Mann geworden, und was ich hier berichten möchte, sind einige Episoden aus dem geistigen Kampf, den ich während der Wochen in Hildesheim mit dem Vertreter der Politischen Abteilung der SS geführt habe.

Wäre ich Führer einer revolutionären Bewegung, würde ich allen meinen Schriftstellern königliche Gehälter auszahlen, würde ihnen jedoch aufs strengste untersagen, irgendetwas an die Oeffentlichkeit zu bringen. Sie müssten ausschliesslich für die Nachwelt schreiben. Der Schriftsteller ist für die Parteiarbeit völlig unbrauchbar. Die Sowjets haben das endlich begriffen, nachdem sie Versuche mit einigen anerkannten Grössen aus allen Ländern angestellt haben. Ihre letzte Erfahrung auf diesem Gebiet, mit dem Franzosen André Gide, ist eine der aufschlussreichsten. Die Geschichte nimmt stets den gleichen Verlauf. Man lädt den bedeutenden Mann, von dem man weiss, er ist der Sache wohlgesinnt oder hat sich gar schon dafür eingesetzt, ein, stopft ihn mit Kaviar, verbraucht tausend Liter Benzin, um ihm alle grossartigen Leistungen der Partei vorzuführen, und muss dann erleben, dass er, in sein Heimatland zurückgekehrt, auf dreihundert Seiten auseinandersetzt, dass alles in allem die Tatsachen recht enttäuschend sind und dass die Partei die ursprünglichen Ideale verraten hat, da der Kamerad Stalin sich zum genialen Vater der Völker ernannt hat.

Immer widersetzt sich der Schriftsteller der Par-

tei, wenn diese an die Macht kommt. Es ist der alte Zwiespalt zwischen Traum und Wirklichkeit der Revolution. Immer ist der Denker, der General der Worte und Sätze, die ihm unbedingt untertan sind, der politischen Verwirklichung voraus, die sich mit den menschlichsten Eigenschaften herumschlagen muss, a's da sind, Faulheit, Angst, Berechnung, Mittelmässigkeit. Stalin hat sehr wohl begriffen, dass die Revolution ihre geistigen Schöpfer stets enttäuschen muss. Daher hat er die selbständigen Denker ausgemerzt und Propagandisten eingesetzt.

Die SS aber besass noch nicht die Erfahrungen der Sowjets. Sie hatte sich alle Illusionen bewahrt. Sie hätschelte uns und zog uns zu sich heran. Es waren noch die Zeiten des Kaviars (im moralischen Sinne selbstverständlich nur, denn was das Materielle betrifft...)

Ich machte mich mit dem ehrlichsten Willen an die Arbeit. Im Haus Germania erfolgte die Herausgabe aller Zeitungen der ausländischen SS-Einheiten. Von Dahn, der damit beauftragt war, diese Presse zu überwachen (man war Gott sei Dank davon abgekommen, einfach die deutsche SS-Zeitung zu übersetzen), hasste Berlin.

Man kann nie revolutionäre Gedanken haben, sagte er, wenn man in derselben Stadt lebt wie das OKW. Diese Offiziere sind samt und sonders Reaktionäre. Und dann ist da die ganze Clique der Kriegsindustriellen, die uns gleichfalls hasst. Lieber lasse ich mir die technischen Annehmlichkeiten Berlins entgehen und rette den SS-Gedanken.

Wir mussten mit einer kleinen Druckerei arbeiten, deren einzige Aufträge bisher Geburts- und Hochzeitsanzeigen, Doktorarbeiten und lokale "Käseblätter" gewesen waren. Als Setzer waren Tschechen, Polen, ja sogar Kirgisen angestellt. Sie lieferten mir Korrekturen, die die fürchterlichsten Veränderungen erfahren hatten. Ich musste sie acht- bis zehnmal durchsehen... Das war nun Deutschlands Geschick! Nachdem es erst weltumfassende Ziele verfolgt hatte, musste es sich auf einen

europäischen Rahmen beschränken, dann musste es sich mit seinem eigenen Raum begnügen; jetzt fasste es seine Kräfte auf noch kleinerem Gebiet zusammen: Hitlers Partei kehrte zu ihren Anfängen zurück: Acht Männer — ohne Mittel — in einem Keller... Dieser fanatische Wille zur Fortdauer, dieser unerschütterliche Glaube an die Vorsehung, das Recht, entbehrten nicht der Grösse.

Ich arbeitete im Haus Germania zusammen mit einem Wallonen, einem Tschechen und einem Norweger. Die schwarze Fahne hing gerade vor den Fenstern unseres hellen Arbeitssaales, und an windigen Tagen war das Flattern des Tuches das einzige Geräusch, das die Stille unterbrach. Dieser Raum war mit grosser Ueberlegung ausgesucht und sehr geschmackvoll ausgestattet worden. Es war dort unmöglich, auch nur einen Augenblick lang zu vergessen, was für Zauberer die Nationalsozialisten gewesen waren, bevor die gemeinsame Kraftanspannung einer Welt sie zerschmetterte...

Das öde, geheimnisvolle Kloster fing an, sich für mich langsam zu bevölkern, nun da ich zwischen den neuen teutonischen Rittern meinen Platz eingenommen hatte. Ich traf in den Wandelgängen, auf den Treppen, im Hofe, die Obersturmführer, die Bannführer, die immer schweigend, in Gedanken versunken, an mir vorbeigingen, ohne mich zu sehen. Diese Leute dachten die Welt neu. Man fühlte, sie waren auf der äussersten Stufe der Nietzscheschen Gedankenwelt und seines schöpferischen Leidens angelangt. Ich muss sagen, dass alles in allem, im Vergleich zu dem Nichts der Nachkriegszeit ein Sieg der SS (der nicht notwendigerweise den Sieg Deutschlands bedeuten musste) eine Welt geboren hätte, die gewiss ziemlich erschreckend, aber gänzlich neu und wahrscheinlich sehr grossartig gewesen wäre. In diesem Hildesheimer Kloster bereitete sich die Umwertung aller Werte Friedrich Nietzsches vor. Er ist in der Geschichte der Menschheit das einzige Beispiel eines Philosophen, der solche Gefolgschaft gehabt hat, mit Armeen, Panzerwagen, Flugzeugen, Aerzten, Rittern,

Beamten, Henkern. Die SS hat nur deshalb den Hass der Welt auf sich gezogen, weil sie eine wirkliche Gefahr für die bestehende Ordnung bedeutete.

Die Märznummer von "Devenir" erschien endlich nach Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten. Der Leitartikel hatte zehnmal geändert werden, ganze Absätze herausgenommen und durch anderen ersetzt werden, immer wieder neue Schlagzeilen gefunden werden müssen, um der gedanklichen Richtlinie der SS gerecht zu werden, die jedesmal eine Veränderung erfuhr, wenn von Dahn eine Besprechung mit Himmler gehabt hatte.

Ich fühlte mich alsbald durch diese geistige Tyrannei niedergedrückt. Dort, in jenem Lebenskreis und bei solcher Arbeit, konnte man ermessen, wie geringfügig bei aller Unüberbrückbarkeit der Unterschied zwischen Berlin und Moskau war. Ich wollte jedoch von Anfang an das Prinzip, meiner eigenen Unabhängigkeit bewahren und hatte stillschweigend eine ganze Seite Zeichnungen gebracht, Karikaturen, die mir ein Unbekannter aus Wildflecken zugesandt hatte, wo die SS-Brigade "Charlemagne" ausgebildet wurde. Die Bilder stellten die üblichen Misshelligkeiten im Leben des kleinen Infanteristen dar: das Zuspätkommen zum Appell, den Anschnauzer des Majors, die Schreckensminuten unter der Riesenzange des Zahnarztes, das Kartoffelschälen, u. s. w. Diese Szenen waren mit einem Realismus behandelt, der eines Daumier würdig gewesen wäre. Vom rein ästhetischen Standpunkt mochte das diskutabel sein. Ich wusste jedoch, dass diese Seite unseren Freiwilligen, die im schneebedeckten Wildflecken ein hartes Leben führten, sehr viel Spass machen würde. Meiner Meinung nach stellte ich damit das natürliche Gleichgewicht zwischen Ernst und Heiterkeit wieder her, ich würde die Leute unterhalten und zugleich belehren, kurz, ich hatte mein Bestes getan, um "Devenir" jene geistige Abgewogenheit zu verleihen, die von jeher unser französisches Wesen gekennzeichnet hat.

Und so stehe ich eines Abends in von Dahns Zim-

mer, und überreiche ihm das Neugeborene, einzig von dem Kummer bedrückt, die Kirgisen könnten neue, fürchterliche Schnitzer hineingedruckt haben. Dahn lässt sich in seinem Sessel nieder, kreuzt die Schaftstiefel übereinander und macht sich mit der Miene eines Geniessers über das Blatt her. Er überliest die erste Seite, und sein Gesicht drückt deutliches Gefallen aus. Das ist weiter kein Wunder, denn er war es, der die Artikel in dieser Form verlangt hatte... Er dreht die Zeitung um und betrachtet die vierte Seite mit dem entsetzten Blick eines Tierbändigers, der alle seine Löwen aus dem Käfig entweichen sieht. Er reibt sich die Augen, hält die Zeitung dicht vors Gesicht, als wäre er plötzlich kurzsichtig geworden, entfernt sie wieder auf Armeslänge und stösst ein richtiggehendes Gebrüll aus:

"Aber, was ist denn das?!?!?!?!?!"

Mit der sanften Stimme der Unschuld antworte ich: "Eine Seite Karikaturen..."

Ein langes Schweigen tritt ein. Dahn betrachtet mich mit einem Blick voller Trauer und lässt endlich müde die Worte fallen:

"Sie haben nichts vom Geist der SS begriffen..."

"?"

"Nichts..."

Der Vertrauensmann Himmlers steht auf und beginnt im Zimmer auf und abzulaufen. Da hab' ich's, jetzt wird ein Sturm auf mich niederbrausen.

"So etwas wollen wir, Augier. Weswegen meinen Sie wohl, habe ich Sie gebeten, auf der ersten Seite eine Reproduktion des Engels von Reims zu bringen?"

"Ich nehme an, wegen des göttlichen Lächelns."

"Jawohl. Sehen Sie, gewisse menschliche Ausdrucksformen sind so viel wert wie die bedeutendste Philosophie. Diese hier, zum Beispiel. Dieses Lächeln öffnet das Tor zur Schönheit. Und wir wollen, dass die Schönheit im Herzen des SS-Mannes erstehe. Verstehen

Sie mich? Wir wollen Schönheit und Adel lehren. Was man aber nie tun darf, ist dies..."

Und er hält mir die Zeitung hin, als handelte es sich um ein mit dem übelsten Schmutz behaftetes Papier. Niemals soll man Zerrbilder des menschlichen Wesens hinstellen. Ist das das körperliche Ideal, das Sie der Brigade "Charlemagne" geben wollen...? Wie nennen Sie das in Ihrem "argot"?"

"Tordus", Herr Oberleutnant."

Sein Stimmton schwillt leicht an:

"Ja, "Tordus", die "Krummen"... nun sagen Sie mir, glauben Sie etwa, wir unternehmen eine Rassenveredlung mit der deutschen Frau und dem deutschen Mann, und bald hoffentlich auch mit den Franzosen, um nachher Generationen von "Krummen" zu haben? Finden Sie nicht, dass es die in Europa und auf der ganzen Welt schon reichlich gibt? Nein, mein Herr, wir wollen Männer, die zwei Meter gross sind, und Frauen mit kräftigen Hüften und harten Brüsten. Sie sollen die Ueberlegenheit der weissen Rasse in der Welt für die nächsten 2000 Jahre sicherstellen. Und das Schönheitsideal der SS muss unverrückbar sein. Es ist in seinen Grundprinzipien verankert. Hauptsächlich deswegen sind wir echte Revolutionäre: wir trennen den Geist nicht länger vom Körper... Sie haben Ihre Sache schlecht gemacht, Augier."

Ich, der ich unsere wackeren Kerle von der Französischen Freiwilligenlegion und der Miliz nur zu gut kannte, konnte solchen ehrgeizigen Zielen nicht ohne Skepsis gegenüberstehen.

"Hören Sie, von Dahn, das weiss ich alles ganz genau. Wüsste ich es nicht oder teilte ich gar Ihre Meinung nicht, wäre ich gewiss nicht hier. Aber eine Sache fehlt Ihnen: die Kenntnis des französischen Wesens. Wenn ich eine Zeitung herausgebe, die ausschliesslich Bilder von Kathedralen, Artikel über Darré und Rosenberg, und griechische Geschichte bringt, werden unsere Soldaten sie furchtbar langweilig finden und sie nicht

einmal mehr ansehen.Was sie haben wollen, sind lustige Geschichten, Witze, Abbildungen von "Mimi mit den Beinen in der Luft". Geben wir ihnen doch, was sie verlangen, und benutzen wir die Gelegenheit, ihnen dabei nach und nach die Gedanken nahezubringen, auf die es ankommt."

"Sie sind also auch ein Mann der Vergangenheit! Der Masse geben, wonach sie verlangt? Nein und nochmals nein! Eure Presse ist nie ein Werk von Führern gewesen, sondern immer nur das Werk berufsmässiger Zeitungsleute, die im voraus zu erraten suchen, was das Publikum zu lesen wünscht, statt ihm vorzuschreiben, was es lesen soll. Das ist ein demokratisches Prinzip. Ich werde aber nicht zulassen, dass Sie hier auch nur das geringste demokratische Zugeständnis machen. Man darf die Presse nicht auf das Niveau der Masse abstimmen, denn das ist das tiefste Niveau. Wissen Sie, wohin das führt?"

"Aber bei der SS... Der Geschmack des Publikums..."

"Es gibt keinen Geschmack des Publikums. Die Massen sind feige und wünschen im Grunde genommen gar nichts. Der Mensch hat keine Eisenbahn, kein Auto, kein Flugzeug gewollt. Man hat Millionen in Propaganda stecken müssen, um ihn davon zu überzeugen, dass er sich die Eisenbahn und das Flugzeug zu wünschen habe. Der Mensch wünscht sich auch keine Athleten zu Kindern, im Gegenteil, er würde sich sehr wohl dabei befinden, mit ihnen auf dem Misthaufen zu verfaulen. Wir SS-Leute aber, wir wollen, dass diese Kinder Athleten werden und wir werden die Eltern davon überzeugen, mit Propaganda, mit Versprechungen und, wenn es sein muss, mit Drohungen. Das jüdische Volk ist nur durch die Wüste gelangt, weil die ständige Drohung der Todesstrafe über jedem schwebte, der die geringste Schwäche zeigte. Wir werden beschuldigt, hart, grausam, ja barbarisch zu sein. Gut. Es geht nicht um die Methoden als solche, aber niemand kann auf diese Me-

thoden verzichten, wenn er wirklich die menschliche Gesellschaft zutiefst verwandeln will. Die Mentalität eurer französischen SS-Leute muss verändert werden, und das wird euch niemals gelingen, wenn ihr dem in ihnen entgegenkommt, was niedrig und gemein ist: dem "Schweinehund". Das Schriftleitergesetz muss deshalb so unbeugsam sein wie das Gesetz des Konzentrationslagers. Wir wollen keine körperlichen oder geistigen Missgeburten. Wir vernichten die einen wie die anderen. Ihre vierte Seite, Augier, ist eine intellektuelle Missgeburt. Sie haben für den Untermenschen plädiert, und damit in gewisser Hinsicht gegen Ihren Willen das Spiel unserer Feinde gespielt. Die Untermenschen in der Welt sind es, die uns mit ihrem Hass verfolgen, weil sie wissen, dass wir eine aristokratische Weltanschauung vertreten..."

Ich war nicht gerade stolz. Innerlich jedoch fühlte ich mich trotz allem unschuldig, hatte ich doch mit meinem Standpunkt nicht die Demokratie verteidigt, wohl aber den französischen Genius, dessen tiefstes Wesen von Dahn nicht erfassen konnte, weil er trotz seiner grossen Intelligenz und seiner umfassenden Bildung ein "Neandertaler" war, wie Koestler es später genannt hat.

Ich verstand nachmals, dass ich bei der SS die Quadratur des Kreises zu lösen versucht hatte. Der SS fehlte eben dieser Universalismus, der ihr den Sieg gesichert hätte. Hätte ich bei den Karikaturen nachgegeben, hätte ich später Moliere, Ronsard, Baudelaire und selbst Chateaubriant fallen lassen und mich völlig im deutschen Geist bewegen müssen. Vielleicht war die Einheit Europas nur um diesen Preis möglich und ich werde auf diese schwierige Frage noch öfters zurückkommen. Aber diesen Preis konnte ich nicht zahlen, denn, wie Dahn richtig gesehen hatte, war ich ein Mann der Vergangenheit.

Ich hatte mir zum Arbeiten einen kleinen Tisch in dem Raum ausgesucht, der den ausländischen Journalisten vorbehalten war. Jedesmal, wenn ich aufschaute, fiel mein Blick auf Gerti, eine junge Holländerin aus Nymwegen, die für die französische, die wallonische und die flämische SS-Zeitung das Sekretariat versah. Ihre Gestalt wurde von dem hohen gotischen Fenster eingerahmt, und gegen Mittag vergoldete ein Sonnenstrahl ihre blonden Haare, die straff nach hinten gekämmt und im Nacken geflochten waren. Im Gegenlicht gewahrte man dann nur noch diesen leuchtenden Fleck. Gesicht und Haare über der einfachen Aermelschürze, in die sie gekleidet war; dahinter das gotische Fensterkreuz und draussen das Gewirr der Giebel von Alt-Hildesheim und die steilen Dächer, die sich aneinanderreihten wie die glänzenden Schuppen eines Fischleibes... Ich hörte zu schreiben auf. Dieser Wille, ein neues Mittelalter zu schaffen, entrückte mich der Gegenwart. Ich war nicht fähig, wie die Deutschen, zur gleichen Zeit zu träumen und zu leben. Ich warf die Feder hin und betrachtete Gerti, während die Bannführer, beflügelt durch das Bewusstsein der Rückkehr zu den Ursprüngen des Germanentums, mit leidenschaftlicher Verbissenheit arbeiteten und Berichte schrieben, die in ihrer wissenschaftlichen Strenge und Gedrängtheit an chemische Abhandlungen erinnerten. Ich wusste, ich würde an diesem Tag nicht mehr schreiben. Ich lebte für den Traum und nicht durch den Traum. Eine motorisierte Ritterschaft... Renaud, Roland, Turin auf BMW 500. Seele und Geist siegten endlich über die Maschine. O ja, der Traum der SS war umfassend und grossartig... Endlich, wenn ich durch solche Betrachtungen in einen regelrechten geistigen Traum geraten war und mich fühlte, als ob ich droben auf Bergeshöhen einsam auf dem Rücken liegend stundenlang die dahinziehenden Wolken betrachtet hätte, kehrte ich mit einem Ruck aus der Traumwelt zurück und fand meinen Entschluss bestärkt, um

keinen Preis "in Literatur zu machen". Ich erhob mich und ging zu Gerti hin, legte ihr meine Hand auf den Arm, als gelte es ein illuminiertes Bild aus einer kostbaren alten Handschrift herauszunehmen...

"Essen wir zusammen im Rathaus, Gerti?"

"Abgemacht!"

Sie war schön, intelligent, sprach fünf Sprachen und half von Dahn ausserordentlich bei der Entwirrung der furchtbaren Dramen, die bei der Begegnung des reinen SS-Gedankens mit den "regionalen" Anschauungen der Schriftleiter des französischen, des wallonischen und des flämischen Zeitungsstabes entstanden.

Dieser Arbeitssaal war das reine Babel grosser blonder Mädchen. Annie Borg aus Oslo versah das Sekretariat der norwegischen Zeitung. 1942 hatte sie ausserdem das dänische betreut. Aber seither waren die Dänen irgendwo vor Leningrad verschwunden. Dieses Korps Kopenhagener Freiwilliger war der SS-Division Wiking unter dem Kommando des Prinzen Schulburg angeschlossen und mit Flugzeugen in einem stark bedrohten Kampfabschnitt gelandet worden. Die Dänen hatten unter den alten Kriegsrufen ihrer tapferen Vorfahren mit unerhörter Leidenschaft angegriffen und waren samt und sonders ums Leben gekommen, einschliesslich des Prinzen. Wer wird jemals das Heldenlied dieser letzten Wikinger schreiben?

Annie Borg war eine jener Norwegerinnen, die erstaunlich frei und zugleich ganz und gar Herrinnen ihrer selbst, wirkliche Gefährtinnen und vortreffliche Arbeits- und Sportkameradinnen sind; Mädchen, die ohne weiteres eines Tages, auf einem Spaziergang am Fjord ihr Kleid abstreifen, völlig nackt vor euch stehen und fragen: "Bin ich schön? Gefalle ich dir?"... Und wenn ihr ihnen gefallt, sind sie später die besten Ehefrauen.

Dann war da Line Marek. Sie war so blond, dass man meinte, die blasse Sonne Hildesheims schiene

durch ihren Körper. Sie war Tschechin, fanatische Nationalsozialistin, grosse Freundin Skorzenis, des berühmten Führers der Schule der Uebermenschen, der seinerzeit Mussolini aus seiner Gefangenschaft auf der Spitze des Gran Sasso befreit hatte.

Diese Mädchen waren nicht etwa ausgesucht worden wie Preistiere auf einer Landwirtschaftsausstellung, wie es die lächerliche alliierte Propaganda behauptete. Sie waren freiwillig dem Ruf des N. S. gefolgt und aus ihren Ländern nach Deutschland gekommen, und wenn jede von ihnen den vollendeten Typus der nordischen Schönheit darstellte, so kam das daher, dass der Mythus des Hitlertums die reinste Aufnahme eben bei demjenigen Menschentypus gefunden hatte, für den er gedacht worden war. Das Haus Germania barg noch viel mehr solche blonde Mädchen, ich traf sie öfter in den stillen Gängen und noch häufiger in den Luftschutzkellern während der langen Stunden, in denen Hildesheim von Bomberscharen überflogen wurde, die in endloser Reihenfolge immer wieder neuen Städten zustrebten. In dem grellen Lampenlicht, fühlte ich mich beinahe in ein Studio von Hollywood versetzt, oder es erstand vor mir das Bild einer "surprise-party", die ich 1938 auf dem Dachgarten eines Wolkenkratzers in New York erlebt hatte. Wie dort, erblickte man hier nur blonde Mädchen, mit hellen oder braunen Augen und sportgebräunter, leuchtender Haut, die trotz des Hungerns das gleiche vollkommene Bild strahlender Gesundheit und ungebrochener schöpferischer Kraft darboten. Und dieses nordische Menschentum verausgabte nun seine besten Kräfte, die aus gemeinsamer Quelle entsprangen, in gegenseitiger Vernichtung, und die blonden Europäerinnen arbeiteten gleich ihren amerikanischen Schwestern in Kriegsbetrieben und Generalstäben und trugen zu diesem grossen Gemetzel des edelsten Teiles der Menschheit bei. Wenn einst die wahren Verantwortlichen dieses Krieges in völkischer und sozialer Hinsicht vor der Ge-

schichte feststehen, wenn die Vereinigten Staaten erst die Rolle jener dritten Macht entdeckt haben werden, die die Brüder der weissen Rasse gegeneinander geworfen hat, wird, glaube ich, eine grosse Abrechnung nötig sein, und die Yankees werden dabei zweifellos mit der gleichen brutalen Rücksichtslosigkeit vorgehen, mit welcher sie die Rassenprobleme in ihren Südstaaten gelöst haben...

Hollywood, fünf Meter unter der Erde! Ich hegte in Gegenwart dieser blonden Mädchen dieselben Gefühle wie die GI's angesichts ihrer "pin up girls", und wie der junge Nationalsozialist vor dem Bilde seiner Braut voll Sehnsucht an die Uranfänge dieser Rasse dachte, die mit ihren Helden, und ihren Seefahrern, ihren Wissenschaftlern und Dichtern stets die Welt beherrscht hat, der Rasse der Idealisten und der Frauen, die in ihrem Schoss die schönsten Keime der künftigen Menschheit tragen.

Die geschlechtliche Moral, die im Haus Germania herrschte, hätte freilich nicht als Musterbeispiel für ein Mädchenpensionat dienen können. Man konnte jedoch weder von Ausschweifung noch Laster sprechen, im Gegenteil. In dieser äusserst gesunden Umgebung gab es keine sexuelle Verdrängung. Und von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, ging es dort gewiss wesentlich sauberer zu als in der Welt des französischen Bürgertums, die nach aussen hin einer Art oberflächlichem Katholizismus huldigt. Völlige Freiheit herrschte in der Wahl des Partners und was die Dauer der Bindungen betraf. Es gab dabei wenig Gefühlsprobleme. Die Frau behielt ihre völlige Unabhängigkeit. Man muss dabei wissen, dass die SS in ihren obersten Rangstufen eine festgeschlossene Einheit bildete, die ihre besonderen Gesetze, ihren eignen Mythos und ihre eigene Moral hatte. Sie befand sich in der Lage eines Indianerstammes, der sich von Feindesscharen umringt sieht, und mit zäher Verbissenheit um seinen biologischen Fortbestand kämpft. Ich fragte von Dahn eines Tages:

"Und die Kinder?"

Er sah mich lange unter halbgesenkten Lidern an, bevor er mir in der gewohnten ironischen Weise antwortete:

"Die Kinder, was meinen Sie damit?"

"Was wird aus den Kindern innerhalb eurer neuen völkischen Gemeinschaft, wenn ihr einerseits die Ehe nicht zur Vorbedingung für das Geschlechtsleben macht, andererseits aber, abgesehen von dem Fall erblicher Belastung, der Frau jegliche Empfängnisverhütung verbietet?"

"Sie dürfen diese Probleme nicht gesondert betrachten, sonst muss Ihnen alles was wir tun, unsinnig vorkommen. Sie wissen, dass wir das Prinzip der Polygamie des Mannes vertreten, denn die SS will auf die echte ursprüngliche Wahrheit zurückgehen, soviel das auch unsere bürgerlichen Gewohnheiten kosten mag. In eurer christlichen Gesellschaft zieht ihr es vor, mit dieser Wahrheit Kompromisse zu schliessen."

"Erlauben Sie..."

"Nein, die Kirche will mit der Treue in der Ehe die Quadratur des Kreises lösen. Das geht aber nicht. Der Beweis? Wenn irgend jemand bei Euch den Mut hätte, eine ehrliche Statistik aufzustellen und zu veröffentlichen, würde sich ergeben, dass 90 % aller Männer in der Ehe die Treue brechen. Die Kirche hat aus dem Ehebruch eine Sünde gemacht, da sie jedoch weiss, dass der Ehebruch unvermeidlich ist, öffnet sie durch Beichte und Reue die Türe zur Vergebung. Das ist sehr geschickt als Mittel zur Aufrechterhaltung ihrer Macht. Wir, die wir einfache Menschen sind und unbedingte Ehrlichkeit fordern, passen uns so weit es geht den natürlichen Tatsachen an. Der Mann ist ein Eroberer. Die Polygamie ist bei ihm Naturgesetz. Diejenigen menschlichen Gesellschaften, in denen die sozialen und religiösen Bindungen am stärksten sind, wie zum Beispiel die arabische Welt, bekennen sich dazu und fahren ausgezeichnet dabei. Und wie viele Kul-

turen, die wesentlich älter und bedeutender als die christliche sind, haben ihre Macht dank der Polygamie bewahrt. Wissen Sie, was wir machen werden?"

"?"

"Wir werden im Vierten Reich die Polygamie erlauben."

Von Dahn schlug mit der flachen Hand auf einen Stoss Akten.

"Hier habe ich die Kopie des Erlasses; er ist bereits vom Reichsführer unterschrieben. Er wird gleich nach Kriegsende bekanntgegeben."

Der Obersturmführer schwieg einige Sekunden lang, dann fuhr er fort:

"Sie fragten mich neulich, ob wir wirklich Feinde der katholischen Kirche sind. Ich habe Ihnen geantwortet: Im Prinzip nicht. Ich habe Ihnen bestätigt, was Sie schon wussten. Niemals haben wir in Deutschland die Geistlichen von uns aus angegriffen. Jedesmal, wenn wir sie bestrafen mussten, lag es daran, dass sie auf politischem Gebiet gegen uns Partei ergriffen hatten, sei es in Reden, sei es, dass sie den Kindern verboten zur H. J. zu gehen. Dennoch muss ich zugeben, dass einige unserer Auffassungen von der Kirche nicht akzeptiert werden können. Wir können uns andererseits in unserer revolutionären Entwicklung nicht aufhalten lassen. Und wir werden es jedesmal, wenn der Katholizismus auf sozialem Gebiet auftritt. Beispiel: Die Familie... Wir wollen die Familie nicht abschaffen. Im Gegenteil: Unser Polygamie-Gesetz soll sie stärken, indem es jeder deutschen Frau die Möglichkeit zur Ehe gibt. Unsere Ziele sind dieselben, wenn auch die Mittel voneinander abweichen. Wir haben eine andere Anschauung vom Menschen innerhalb des Glaubens. Dennoch ist der Führer Monotheist und hält streng am Prinzip der Weltschöpfung fest. Wir haben den historischen Materialismus zurückgewiesen. Die Satzungen der H. J. beginnen mit der Bestimmung, die sie sicher kennen: Niemand kann in die H. J. aufgenommen wer-

den, der nicht an Gott glaubt. Dennoch sind wir mehr oder weniger im Streit mit Rom.

"Ihr kehrt zurück zum primitiven Christentum, aber ihr geht viel weiter als Sankt Augustin. Ihr greift die Kirche in ihrem empfindlichsten Punkt an, der Einheit des Dogmas. Sie wissen, dass keine Kirche an diese Einheit rühren lassen kann, ohne zu verschwinden."

"Wir greifen nichts an. Ganz im Gegenteil: wir werden angegriffen. Rom weiss, dass wir keine Feinde des Christentums sind. Wir lassen unseren Kirchen völlige Freiheit unter der Bedingung, dass sie von aller Politik absehen."

"Aber das ist doch unmöglich! Eine Religion, die auf das soziale Leben baut, ist in erster Linie ein politischer Faktor."

"Fürwahr, das wissen wir ganz genau. Da scheint es keinen Ausweg zu geben. Wir haben den lebhaften Wunsch, ein ehrliches Spiel zu spielen, aber wir bilden mit unseren gewaltigen Mythen und unseren eigenen Kulturformen selbst eine Kirche. Die Jugend, die zu uns kommt, verlässt für immer die Sakristei. Und doch, wäre nicht eine Einigung möglich?"

"Da gibt es nichts zu einigen. Der jüngere, dynamischere Glaube wird siegen, wenn er wirklich Ewigkeitswerte in sich trägt. Aber ich möchte auf die Frage der Kinder zurückkommen."

"Einen Augenblick. Die Kirche tut Unrecht daran, gegen uns Partei zu ergreifen. Wir sind die letzten Verteidiger des Glaubens im Abendland. Sollten wir im Kampf gegen Russland unterliegen, würde der historische Materialismus alle Kirchen hinwegfegen, und ich versichere Ihnen, die Priester müssten uns blutige Tränen nachweinen. Haben Sie nie über diese sonderbare Erscheinung nachgedacht: die Kirche bekämpft uns, die wir Gott in unserer Weltanschauung, in unserem politischen und sozialen Leben beibehalten; den Demokratien gegenüber aber, die einem falschen Liberalis-

mus huldigen und erklärte Feinde der Religion und Vorkämpfer der Gottlosigkeit sind, lässt sie alle Rücksicht walten."

"Böse Zungen behaupten, dass sie das Spiel der Stärkeren und Reicheren spielt."

"Da ist noch etwas anderes. Die Demokratie ist eine jüdische Erfindung. Das Christentum selbst ist in seinen Anfängen eine jüdische Angelegenheit. Als es in das heidnische Abendland eindrang, vergass es seinen Ursprung, und es nahm einen arischen Charakter an. Es entstand jenes wunderbare mittelalterliche Christentum, und die Juden verloren die Kontrolle über die gewaltige Unterwerfungsmaschinerie, die sie gegen die damalige Welt in Bewegung gesetzt hatten. Im hohen Mittelalter haben sie sich dann wieder von neuem geduldig ans Werk gesetzt. Durch das Freimaurertum und die philosophischen Lehren ist es ihnen gelungen, in die gewaltige Einheit des Christentums eine Bresche zu schlagen. (Und passen Sie auf, ihre Taktik ist immer dieselbe... Christentum, Kommunismus, atheistische Demokratie, stets handelt es sich um eine Umwälzung des Glaubens durch sogenannte neue Ideen, mit denen das jüdische Volk seinen Widersachern entgegenrückt). Sie sagten vorhin, dass eine Kirche, die an ihre Einheit rühren lässt, verloren ist? Das ist wahr. Die Reformation hat das mittelalterliche Christentum vernichtet, in das der Jude sich einzuschleichen versuchte und dass er seither mehr und mehr in Händen hat. So kehrt die Kirche heute langsam zu ihren jüdischen Ursprüngen zurück. Ihre Feindseligkeiten gegen den Nationalsozialismus, ihre Duldsamkeit gegen die Demokratien entsprechen geheimen Weisungen des jüdischen Volkes. Ja, Sie sehen, sind wir ein Herrenvolk, so sind sie doch auch Meister der Geschichte. Ich hasse sie, weil sie für uns Arier eine Frage von Leben und Tod bedeuten, aber ich bewundere sie."

"Das bedeutet also Kampf."

"Nein, denn indem wir den Krieg gewinnen, kön-

nen wir jeden unmittelbaren Konflikt mit Rom vermeiden. Ist das jüdische Volk einmal als Vorkämpfer der Weltdemokratie und des Bolschewismus geschlagen (beides sind im Grunde genommen nur verschiedene Erscheinungsformen derselben Krankheit), dann wird sich die Kirche für immer ihres jüdischen Charakters entledigen. Sie kommt zu uns und durchdringt uns genau so wie sie einst die heidnische Welt des Römischen Reiches, Galliens und Germaniens durchdrungen hat. Sie sät ihre Dogmen in einen verjüngten rassischen Boden. Sie bemächtigt sich unserer Mythen, wie sie sich einst der Gottheiten des Feuers, des Wassers und des Waldes bemächtigt hat. Das wird eine Erneuerung, eine Verjüngung des arischen Christentums für weitere zweitausend Jahre bedeuten..."

"Und wenn Ihr den Krieg verliert?"

"Dann wird alles aus sein."

Es trat ein Schweigen ein. Von Dahn hatte sich in seinen Sessel ausgestreckt und betrachtete die Decke. Seine linke Hand spielte mit der Revolvertasche, die neben ihm auf einem kleinen Spieltisch lag. Ich brachte das Gespräch auf das ursprüngliche Thema zurück.

"Welche Stellung räumen Sie der Familie in dem neuen Staat ein?"

"Die jetzige Moral ist eine Kriegsmoral. Alle Mittel, mit denen die Verluste wiedergutgemacht werden können, die wir auf den Schlachtfeldern erlitten haben, sind beizubehalten. Es geht um die Zukunft des deutschen Volkes und somit um die Zukunft der wichtigsten Lebenszelle der weissen Menschheit."

"Die Frauen können also frei über sich verfügen?"

"Im Prinzip: nein; faktisch: ja. Wir greifen nur in äussersten Fällen ein, um ein Mindestmass an nordischer Reinheit sicherzustellen. Wir wissen sehr wohl, dass das deutsche Volk, so wie es heute zusammengesetzt ist, keine reine Rasse darstellt, ja nicht einmal eine Rasse mit einem gemeinsamen Nenner. Es spielt keine

grosse Rolle, ob unsere Mädchen Kinder mit Franzosen oder Italienern haben."

"Ich danke im Namen der Franzosen und Italiener."

"Verstehen Sie mich wohl... Das sollen keine Werturteile sein. Wir wissen, dass die Bevölkerung nördlich der Loire und im Norden Italiens Kelten, Ligu-ren und Germanen mit hervorragenden Eigenschaften sind. Wir Nationalsozialisten erklären, dass es höhere und niedere Rassen gibt, weil das eine biologische und historische Tatsache ist, die von den Anglo-Amerika-nern übrigens fanatischer verfochten wird, als von uns selbst!"

Von Dahn lehnte sich zurück.

"Die Kriegsmoral wird viele uneheliche Kinder zur Folge haben. Wir müssen uns mit dieser Sachlage ab-finden. Wir haben sie nicht herbeigewünscht, begeg-nen ihr jedoch mit der Erlaubnis der Polygamie, die wir vorgesehen haben. Jedes Kind einer deutschen Frau ist uns heilig, und mit ihm die Mutter. Die gesamte Na-tion, einschliesslich der Partei und des Heeres, ist ih-nen Ehrfurcht und Beistand schuldig. Das Kind ist Träger der Zukunft des Volkes, und das ganze Volk muss über seiner Wiege stehen. Ich begreife nicht, wie Eure sogenannte christliche Gesellschaft es fertig bringt, uns im Namen der Barmherzigkeit, der Gerech-tigkeit, der Güte zu verurteilen, diese Gesellschaft, die die unmenschlichen Begriffe Bastard und Mädchenmut-ter aufrecht erhält."

"Die englische Propaganda sagt, Nazideutschland sei im Begriff eine staatliche Vaterschaft zu schaffen, und alle künftigen Kinder würden Söhne und Töchter Hitlers..."

Von Dahn lachte laut auf:

"Man muss schon beschränkt wie ein Engländer sein, um solchen Blödsinn zu glauben. Ihre Propaganda ist ausserdem schlecht unterrichtet. Was würde sie erst sagen, wenn sie unser Gesetz über die Polygamie kennen würde? Das wäre das Ende der Zivilisation!

Die Staatsvaterschaft ist eine Erfindung der Bolschewisten von 1917. Der alte Stalin selber hat sie längst zusammen mit Sinowiev und Kamenev begraben. Sollten wir etwa unsere ethischen und sozialen Gesetze in den Müllkästen der Sowjets suchen? Das ist ein Witz! Auch wir wollen keine illegitimen Kinder, oder zumindest so wenige wie möglich. Sie sagten vorhin, wir machten aus der Ehe keine vorsexuelle Bedingung für die Frau. Solange die Kriegsmoral herrscht: nein. Jede deutsche Frau wird gesetzlich mit einem Mann zusammenleben dürfen. Die Männer werden ihrerseits ihren polygamen Trieben keinen Zwang auferlegen müssen. Das illegitime Kind wird eine Ausnahmeerscheinung sein."

Auf die letzten Worte von Dahns legte sich ein tiefes Schweigen. Der Unbekannte an der Orgel nahm erneut Besitz von der Nacht. Ich fühlte mich ein wenig ungemütlich in diesem Kloster der schwarzen Männer, wo eine völlige Umwälzung der alten Gesellschaftsordnung vorbereitet wurde. Doch versuchte ich, mich in die geistige Lage der Gegner der SS zu versetzen, nicht in die Lage der Paradefiguren feindlicher Regime, sondern in die der wirklichen Kämpfer, in die Lage meiner früheren Kameraden der Linken, die im Lager der sogenannten "Demokratie" geblieben und die wahrscheinlich zur gleichen Stunde hinter den Linien Zusammenkünfte abhielten oder in den eisigen Unterständen des Westens Diskussionen führten. Für sie alle waren die SS-Männer furchtbare Reaktionäre, Agenten des "internationalen Kapitalismus" und "Säulen des Klerikalismus". Hätten sie mit angehört, was ich da vernahm und erfahren, was ich erfuhr, wären sie nicht wenig erstaunt gewesen. Andererseits war es ja möglich, dass die französischen Massen nur deshalb so ernsthaft den verbrauchten, schalgewordenen Ideen Blums folgten, weil sie eine Art Versicherung gegen jede wahre Revolution suchten, und dass sie nur deshalb die schwarzen

Männer hassten, weil sie in ihnen die Träger einer wirklichen Umwälzung erkannten.

Ich wagte es nicht, das Gespräch weiterzutreiben, denn ich wusste, dass von Dahn so gegen zehn Uhr seine Vorträge über die Rassenfrage zu beginnen pflegte und dass man sich auf eine schlaflose Nacht gefasst machen musste, wenn man ihm auf diesem Gebiet folgte. Er war es, der mich im Aufstehen fragte:

"Uebrigens... was halten Sie von Gerti?"

"Oh, sie ist sehr hübsch," antwortete ich zurückhaltend...

Abends ging ich manchmal mit Gerti in eine Gaststätte auserhalb des Ortes, die "Zum alten Holzhacker" hiess. Sie lag auf einer Anhöhe, mitten in einem Wäldchen von noch kahlen, frierenden Bäumchen. Wir stiegen aus der Strassenbahn, und fühlten gleich den weichen Teppich der welken Blätter unter unsern Füssen. Der Weg stieg an, wir liessen Hildesheim hinter uns zurück, das tief in der Dunkelheit der Alarmnacht verborgen blieb. Kein einziges Licht in der ganzen Ebene, eine Weltenstille, die nur gelegentlich von dem Pfiff einer Lokomotive oder dem Geräusch eines Automobils unterbrochen wurde. Einst waren Raubritter dort durchgezogen. Der Bürger schloss sich in seinen noch unversehrten vier Wänden ein und lauschte dem Rundfunk, nicht den Aufrufen des Londoner Senders, sondern der Stimme des Sprechers vom Flakdienst, der für ganz Deutschland die Todeswache hielt...

"Achtung... Achtung... zweihundert feindliche Kampfflugzeuge... Richtung Ost in 6000 Metern Höhe... Achtung, Achtung... Alarm für Hamburg, Kiel und das gesamte norddeutsche Küstengebiet bis Stettin.... Achtung... Achtung..."

Gerti setzte sich brav auf die einfache Holzbank mir gegenüber. Das Essen in diesem Lokal für Sonntagspärchen war ebenso schlecht wie in allen "Robinsons" Deutschlands. Nur die Einrichtung erinnerte an die guten Zeiten. Wir sprachen nicht viel, und das al-

koholarme Bier war nicht dazu angetan, unsere Gespräche zu beleben. Aber Gerti war eins der bewunderungswürdigen Mädchen dieses Krieges. Was für Zeiten hatte sie gekannt!

All die üppigen Gelage, und die fröhlichen Jahrmärkte der Niederlande! Sie verlangte nichts, sie gab dem Nationalsozialismus ihre fünf Sprachen, ihre Intelligenz, ihre Schönheit.

Wir hielten uns nicht lange auf.

"Achtung... Achtung... 300 schwere Bomber..."

Eine eisige Nacht empfing uns draussen. Die Nebel hingen tief. Langsam stiegen wir bergab. Ich hatte meinen Arm um ihre Taille gelegt, um sie zu führen und zu stützen. Ich war nur noch ihr wachsamer, guter Gefährte. Ich fühlte ihr Gewicht mehr und mehr auf meinem Arm lasten, ihr Schritt wurde langsamer. Am Fusse des Hügels blieben wir schliesslich stehen. Dort schimmerte das Wasser eines Sees auf, und etwas Helligkeit durchbrach die dichte Finsternis. Gertis aufgelösten Haare glänzten in ihrem hellen Blond. Sie hatte ihre schwarze Schürze mit einem ganz einfachen Kleidchen vertauscht. Ich zog sie etwas näher an mich heran. Sie legte den Kopf zurück, ich sah ihre Augen leuchten und ihre Lippen boten sich mir dar...

Eines Morgens finde ich an meinem Schreibtisch in der Schriftleitung einen Fremden vor. Er ist klein und mager. Seine feinen Hände wühlen in den Papierstössen auf meinen Arbeitsplätzen. Die heftigen Bewegungen seiner Finger begleitet halblautes Gemurmel. Ich höre: "...All das... All das..." Das Gesicht des Mannes ist bleichgequält, von verschiedenen Tiks gemartert. Ich begrüsse im Vorbeigehen Gerti und nähere mich dann. Der Eindringling steht auf.

"Ah, Sie sind Franzose sicherlich, Marc Augier?"

"Ja..."

"Sehr erfreut, sehr erfreut... Ich komme von Sigmaringen. Mein Lieber, diese Reisen sind kein Vergnü-

gen mehr... Fünf Stunden musste ich auf Anschluss warten..."

"Sie kommen aus Sig. Von Dahn hatte mir gesagt, es würde auch Lucien Rebattet kommen."

"Aber der bin ich ja."

"Verzeihung, entschuldigen Sie... Ich bin wirklich dumm... Das hätte ich mir doch denken können."

Ich habe mich so wenig als "Schriftsteller" gefühlt, dass ich ausser Brasillach und Ch. Lesca keinen meiner "Kollegen" aus der Gruppe "Je suis partout" kannte. Und nun tut es mir aufrichtig leid, dass ich dem Autor von "Décombres" Stoff zu einem Aufsatz über die Nichtigkeit des Ruhmes geliefert habe. Ich versuche einzulenken.

"Sie sind auf Besuch bei der SS?"

"Oh, es ist nicht das erste Mal, ich glaube jedoch, es wird das letzte Mal sein."

"Haben Sie schon mit der SS gearbeitet?"

"Freilich. Es ist gut drei Monate her, dass mich von Krukenberg für die Schriftleitung des "Devenir" verpflichtet hat."

Ich war einigermassen sprachlos. Rebattet gehörte also auch zu den unauffindbaren Schriftleitern. Er lächelte.

"Und Sie, wie geht es Ihnen?"

"Schlecht. Von Dahn hat meine erste Nummer abgelehnt. Wegen eines "Schönheitsfehlers". Ich bereite die zweite vor, aber ohne grosse Begeisterung... Ich glaube, ich werde wieder abfahren und erstmal in Tirol Ski laufen."

"Machen Sie sich nichts aus der Sache, mein Lieber. Soviel ich weiss, sind zwei neue Schriftsteller unterwegs, die Ihren Platz einnehmen sollen."

"Es wird keiner bleiben wollen."

"Oh ja, sie werden schon irgend jemand finden, der arbeitswütig und beschränkt genug dazu ist. Der wird von Dahn übersetzen, und das wird tadellos sein. Genau was sie brauchen."

Rebattet schaut um sich.

"Schade nur, dass man diese schöne Umgebung verlassen muss. Nette Mädchen!"

Dann überkommen ihn wieder seine Zuckungen. Die Falten auf seiner Stirn vertiefen sich, Schatten gleiten über sein Gesicht. Er nimmt mich beim Arm.

"Kommen Sie, wir wollen wo anders uns noch ein bisschen unterhalten. Was halten Sie von einem Glas Bier?"

Wir gehen am Wachtposten vorbei, und sofort öffnet sich uns das stimmungsvolle Alt-Hildesheim mit seinen engen Gassen ohne Bürgersteige. Man fühlt sich ganz ausserhalb der Zeit. Die grauen alten Mauern, die Fenster mit ihren grünen Butzenscheiben haben keine Ohren. Lucien Rebattet beginnt mit den Armen zu fuchteln und viel zu laut zu sprechen.

"Mein Lieber, diese Leute sind ja ganz und gar verrückt! Wissen Sie, was sie mir vorgeschlagen haben? Sie wollen mich zum Untersturmführer ernennen! Das ist, scheint's, die Bedingung sine qua non, um Hauptschriftleiter des "Devenir" zu sein. Und ich müsste eine militärische Ausbildung durchmachen, haben Sie verstanden? Eine mi-li-tä-ri-sche!!! Bei der Brigade Kurt Eggers, irgendwo in den Vororten von Berlin!"

"Ich weiss, ich bin im Prinzip seit meiner Ankunft in Hildesheim Untersturmführer. Ich bin von der militärischen Ausbildung befreit, weil ich als Freiwilliger in der L. V. F. gekämpft habe. Das ist jedoch, meiner Meinung nach nicht so wichtig. Das Schwierigere..."

"Nicht so wichtig, nennen Sie das! Nicht so wichtig!... Ich muss schon sagen, Sie haben Nerven!... Die Russen stehen vor Berlin. Es handelt sich darum, eine Zeitung herauszugeben, bevor die Brigade Charlemagne an die Front rückt, und ich soll Zeit damit vertun, Halbdrehungen nach rechts zu machen?... Ich sage Ihnen, die Leute sind verrückt... Sie brauchen einen Schriftsteller! Sie haben ihn zur Hand, und dann fällt ihnen ein, ihn wegzuschicken, damit er lernt, mit

Waffen umzugehen. Wenn sie zu ihrer Diplomatie und in ihrer Kriegsführung dieselben Grundsätze angewandt haben, dann wundert es mich gar nicht, dass sie im Begriff sind, den Krieg zu verlieren... Untersturmführer!!!..."

"Hören Sie, Rebattet, da bin ich nicht ganz Ihrer Meinung. Ich gebe zu, unter den gegenwärtigen Umständen gehört allerhand Mut zu solchen Prinzipien. Ich habe jedoch Gelegenheit gehabt, diese Leute jetzt etwas besser kennen zu lernen. Die SS nimmt alles sehr ernst. Diese Männer haben Gefühl für System, und zu gleicher Zeit einen dunklen, unerbittlichen Rechtssinn. 1939 haben sie den Grundsatz aufgestellt, dass niemand über den Krieg schreiben könne, ohne selbst dabei gewesen zu sein. So haben sie ihrem Heer die Schande der "Kriegsberichterstatter" erspart, anders als bei uns, wo diese Herren weit im Hinterland die Heldentaten der anderen beschrieben, und dabei den Champagner der Generäle tranken. Jetzt, wo all das vorbei ist, klammern sie sich dennoch an ihr Prinzip, sowie sie sich an den letzten Stein Berlins klammern werden. Lassen Sie sich zum Untersturmführer ernennen..."

"Ich denke ja gar nicht daran. Ich haue ab. Ich bin schon zweimal wiedergekommen. Sobald ich einen Artikel vorweise, ist alles in bester Butter. Aber schon am nächsten Morgen ist's aus. Ich erkläre ihnen immer wieder, dass ich mich nicht mit den Deutschen identifiziere. Von Dahn stimmt mir bei:

'Gut, sehr gut, behalten Sie Ihre nationale Unabhängigkeit. Das wollen wir ja gerade'... Ich schreibe etwas, gehe damit wieder zu Dahn; er sagt mir: Wie lau Sie sind Rebattet, das ist ja schon beinahe Verrat! Sie wissen doch genau, Europa, das ist zunächst einmal Deutschland..."

Dem seine Zeitung? Die wird niemals herauskommen. Jedenfalls nicht unter einem französischen Schriftsteller, der ein wenig Persönlichkeit besitzt."

Wir mussten, um zum Rathaus zu gelangen, fast

ganz Hildesheim durchqueren. Eine Strasse nach der anderen tat sich uns auf, wie die Bilder eines alten Buches! Die Giebelhäuser mit ihren schmalen Fenstern, die Handwerkszeichen, die über den Türen hingen, die Brunnen an den Plätzen, alles da war das Werk eines Volkes, das die Arbeit liebt und mit Hingebung und Fleiss und im Glauben das Schöne zu schaffen vermag. Rebattet war stehen geblieben:

"Sehen Sie, mein Freund, das ist das Deutschland, das ich liebe... Und die verfluchten Kerle werden das alles nach und nach mit ihren Dreckflugzeugen zerstören. Es wird nichts übrigbleiben von der alten Kultur. Europa wird ebenso eine Wüste werden wie Amerika. Man kann sogar jetzt schon fast sagen, dass nichts mehr übrig ist. Hildesheim wird verschwinden, und was den deutschen Geist betrifft... Wenn bloss noch die SS da ist, um ihn zu schützen..."

Es folgte ein langes, lastendes Schweigen. Dann sagte Rebattet seufzend und mit dem Ausdruck wirklichen Schmerzes:

"Sehen Sie, ich glaube, wir haben uns geirrt. Eine Zusammenarbeit mit diesen Leuten war nicht möglich."

"Nicht möglich? Sie dürfen nicht übertreiben. Wenn unsere SS-Brigade Charlemagne jetzt vor Irkutsk läge, würde es in Frankreich 20 Millionen Kollaborationisten geben. Wir lassen uns täuschen, weil die Dinge schlecht stehen. Wenn wir den Krieg verlieren, wird es keinen Zweifel mehr geben, dann werden wir uns sagen: Wir haben uns geirrt, weil wir zu den Besiegten gehören. Dass jedoch selbst im Falle des Sieges die Kollaboration schwierig ist, das steht fest. Da fällt mir zum Beispiel ein: Vorigen Dienstag hatte der Reichsführer ein Geschenk gesandt. Zur Feier des Geburts-, Todes- oder Krönungstages Karls des Grossen... Was ich immerhin erstaunlich finde, ist, dass diese Deutschen bei allen Sorgen, die sie haben, Zeit finden, an Karl den Grossen zu denken. Kurz und gut: es waren zwölf Flaschen Wein."

"Von Dahn verhielt sich tadellos. Er lud uns zu sich ins Hotel ein, den Norweger, den Wallonen, den Tschechen und mich. Natürlich keine Frauen. Rein politischer Kreis."

"Hat er euch einen Vortrag gehalten?"

"Nein, wir haben getrunken und dazu in allen Sprachen durcheinander geredet."

Von Dahn war irgendwie gerührt und nannte uns nur noch "Liebe Kinder"...

"Das muss doch nett gewesen sein."

"Je mehr er trank, desto mehr wuchs sein europäisches Bewusstsein. Es wurde angestossen: Auf Frankreich! — Auf den Reichsführer! — Auf Wallonien! — Auf den Reichsführer! — Auf Norwegen! — Auf den Reichsführer! u. s. w...."

"Das ist ja wie die Geschichte von der Lerchenpastete zu einer Mark fünfzig Pfennig. Eine Lerche, ein Pferd!"

"Wenn Sie wollen, aber schliesslich waren wir das dem Reichsführer schuldig, denn wir tranken ja seinen Wein. Dann hat von Dahn eine Rede gehalten: Kameraden! Wir feiern heute Abend den Ruhm Karls des Grossen, und unsere Gedanken wandern zur französischen SS-Brigade, die bald in den Kampf ziehen wird. (Beifall, herzliches Einvernehmen). Wenn wir Karls des Grossen gedenken, dürfen wir vor allem nicht vergessen, dass er der erste war, der die Einigung auf germanischer Grundlage und in germanischem Geist vollzogen hat. Jenes Europa hat zum ersten Mal in der Geschichte Frieden und Wohlstand genossen. Heute, wie zur Zeit des grossen Kaisers, hat das Schicksal das Germanentum mit der Sendung betraut, den Mittelpunkt der Kultur und der Zivilisation vor einer grossen Bedrohung zu retten. Jeder von Ihnen vertritt hier ein grosses Land. Durch Ihre Gegenwart um meinen Tisch geben Sie den Feinden Europas zu verstehen, dass Sie den Willen haben, mit uns zusammen zu kämpfen und zu siegen. Die alliierte Propaganda behauptet, dass

kein Land, das früher zu unseren Feinden zählte, sich mit uns verständigen kann. Ich glaube aber, dass alle, die hier sitzen, vereinigt sind, sich ausgezeichnet verstehen, und ich möchte, dass einer der Schwätzer vom englischen Rundfunk hier erscheinen könnte, um sich davon zu überzeugen. Wir haben alle unsere Kräfte und alle unsere Schätze zusammengetan: Die Weine, die wir heute abend trinken, sind bulgarische und französische Weine. Die Wurst und das Brot waren deutsch. Meine Kampfgenossen, Kameraden der Waffen-SS, ich trinke auf die Zukunft Europas, auf das Vierte Reich, auf den Führer, auf den Reichsführer, Heil!"

"Sehr pathetisch!"

"Von Dahn war tatsächlich voll guten Willens und ganz ehrlich. Nur das Ende seiner Rede beunruhigte mich. Diese Zusammenstellung, Europa und das Vierte Reich, klang mir etwas verdächtig. Ich wollte gern endgültig Klarheit über diese Dinge haben, und da ich spürte, von Dahn war aufgeschlossener als sonst, fragte ich ihn: Was verstehen Sie unter dem Vierten Reich? Er antwortete mir: Deutschland am Tage nach dem Sieg. Ich lasse nicht locker: Und Europa, wie stellen Sie sich die europäische Einheit vor?... Er zögert einen Augenblick: Nun, um das Vierte Reich als Kern. Um das Reich herum oder innerhalb des Vierten Reiches? Er sieht mich lange an und sagt dann: Innerhalb des Vierten Reiches. Jede andere Form der Einigung ist undurchführbar".

"Das ist ja allerhand!"

Wir hatten uns auf französisch unterhalten. Der Norweger und der Tscheche fuhren unbeirrt fort, auf den Reichsführer zu trinken. Der Wallone jedoch war schon etwas nüchterner und ich fand den Barsac etwas zu jung, recht herb: es war einer jener Weine, wie sie in einem regnerischen Jahr an schattigen Hängen wachsen...

"Und wie endete die Geschichte?"

"Es war zehn Uhr, und von Dahn begann einen sei-

ner üblichen Vorträge. Er war sehr aufgeregt und schrie wie bei einer öffentlichen Kundgebung... Alle eure Grenzen sind reiner Blödsinn. Das ist ein Begriff, der längst überholt ist. Ich bin Flieger, und ich sage Euch, es gibt keine Grenzen. Wir wollen auch keine Grenzen mehr. Das sind Ueberbleibsel aus einer Zeit, als die Schicksale der Völker von den Ehen der Königshäuser und den Liebschaften der Bastarde bestimmt wurden. Wir wollen grosse rassische Einheiten und grosse Wirtschaftsräume. Und alles gelenkt von der SS. Europäische Ordnung! Ordnung! Nur wir sind in der Lage, Europa mit völliger Uneigennützigkeit zu führen, denn wir sind ein religiöser und militärischer Orden. Ich sehe euch schon kommen mit euren Föderationsgedanken und mit einem ungeheuren Parlament, wo Reden in zweiundzwanzig Sprachen gehalten werden. Und was würdet Ihr für einen gemeinsamen Nenner finden? Was für eine gemeinsame Moral? Die Geschichte? Welche Geschichte? Die Freiheit. Welche Freiheit? Die Kirche. Welche Kirche? Die Rasse. Welche Rasse?..."

Ich unterbrach ihn, indem ich noch lauter schrie als er:

"Und was machen wir im Vierten Reich?..."

"Was ihr zu tun habt? Ihr regiert als SS-Führer eure Länder und Völker, entsprechend eurem Rang. Europa gehört euch ebenso wie uns, denn ihr habt ja Europa mit uns zusammen verteidigt, habt es mit uns zusammen erobert. Es könnte sehr gut ein Franzose Reichsführer sein, wenn er Europa errettete. Wir sind keine Chauvinisten; es geht uns darum, die Struktur des Kontinents zu verwandeln. 1940 haben wir eine Kriegs-Revolution unternommen, später werden wir die Friedens-Revolution durchführen; wir werden den bürgerlichen Virus in ganz Europa zerstören..."

Er setzte ein halbe Stunde lang seine Auffassungen auseinander.

"Und was haben Sie ihm geantwortet?"

"Ich bin nicht der Meinung!"

"Das war richtig!"

"Ich bin nicht so sicher, dass das richtig war. Sehen Sie, Rebattet, diese Leute da haben ohne Zweifel Recht. Die Kollaboration, wie wir sie geträumt haben: man setzt sich an einen Tisch, man diskutiert, man fasst Beschlüsse und dann arbeiten alle zusammen an der Durchführung, diese Art Kollaboration, das weiss ich heute, ist unmöglich. Die Entwicklung der Welt ist so schnell vor sich gegangen, dass Europa heute nicht fortbestehen kann, wenn es sich nicht zu einem Staatenbund zusammenschliesst, der von einer Zentralmacht mit starkem politischen Willen geführt wird. Und welches Land, ausser Deutschland, welche Schicht, welche Partei, welche Gruppe von Männern ausser der SS, kann sich zutrauen, ein so ungeheures Werk zustandezubringen. Sie werden sehen. Die Zukunft wird mir recht geben. Sollte die SS besiegt werden, wird der Kommunismus das Werk übernehmen. Oder jede andere Partei, die über einen ähnlich geschlossenen politischen Willen verfügt und den Charakter einer Kirche hat: ihren Glauben, ihre Disziplinen, ihren Himmel für die Gerechten, ihre Hölle für die Ungerechten. Mit Gott oder ohne Gott, das spielt keine Rolle. Eine dieser modernen Kirchen wird jedenfalls die Macht in die Hand nehmen, die Grenzen werden verschwinden, und eine eiserne Hand wird die Völker zusammenschliessen."

"Warum wollen Sie dann Hildesheim verlassen?"

"Aus einem sehr einfachen Grund: Ich bin nur ein gewöhnlicher Mensch, und mit trainierten Rennläufern komme ich nicht mit. Wir gehören der Vergangenheit an, wir sind zu sehr in unseren Traditionen, in unseren Träumen befangen, wir haben Kollaboration gespielt. Wir haben in "Literatur" gemacht, Rebattet. Unsere Feinde verlangen unsere Köpfe, das ist verhältnismässig wenig. Unsere Freunde verlangen viel mehr von uns: wir sollen sterben und in ihnen wiedergeboren werden. Weder Sie noch ich können das. Rebattet, wir haben uns zweimal geirrt. Einmal, weil wir den Umfang un-

seres Unternehmens unterschätzt haben, und das zweite Mal, weil wir uns selbst verkannt haben..."

In einer Nische, uns gegenüber, thronte eine holzgeschnitzte gotische Gestalt. Es war, als lächelte sie uns spöttisch an.

Mein letzter Abend war gekommen. Mein alter Rucksack und mein Koffer lagen bereits in der Gepäckaufbewahrung am Bahnhof. Den ganzen Tag lang war ich in Hildesheim umhergestreift. Mein Gedächtnis verzeichnete dabei jedes einzelne Bild: die alten steinernen Brunnen, die vorspringenden Fachwerkhäuser, das Rathaus, die alten Bierkeller, alle diese wohlerhaltenen Wahrzeichen einer germanischen Stadt aus dem XII. bis XV. Jahrhundert, die weitergelebt hatte ausserhalb der Zeit. Am liebsten hätte ich beim Gehen den Atem angehalten. Ich wusste, ich würde diese Herrlichkeiten nie wieder sehen. Ich war einer der letzten Zeugen, die der kommenden Generation von der Kultur und der Zivilisation des hohen Mittelalters würden berichten können. Ich würde ihnen sagen können: seht, diese Zeit hatte es verstanden, selbst dem ärmsten Handwerker einen unerschöpflichen Reichtum an Schönheit zugänglich zu machen, und wusste, dass diese Schönheit für den Menschen ebenso lebensnotwendig ist wie das Brot. Vielleicht wird es mir gegeben sein, den Siegern zu sagen: Hier ist etwas, das ihr nicht begriffen habt. Ihr habt Hildesheim verbrannt; jetzt seid ihr dafür, trotz aller Triumphe, ebenso arm wie wir...

DIE LETZTE FAHNE

Als ich, im September 1944, zum ersten Mal nach Sigmaringen kam, war gerade der Herbst ins Land gezogen. Das Unterholz der zahllosen Wege und Pfade im Schwarzwald war in gelbes und rotes Gold getaucht und über dieser Festespracht spannte sich ein leuchtender stählerner Himmel. Ich steuerte meine alte Simca, die 14 Tage lang verlassen auf einem öffentlichen Platz in Baden-Baden gestanden hatte. Ich war eigens von Berlin gekommen, sie abzuholen und nach Sigmaringen zu bringen, wo sich die französische Exil-Regierung niedergelassen hatte.

Von jedem Hügel aus blickte ich einige Sekunden lang in eine in zarten Nebel gehüllte, geheimnisvoll innige Traumlandschaft; der Rauch der Dörfer stieg senkrecht zum Himmel auf, einem Himmel voller Wattebauschen, die eine Hand vom Boden aufzulesen und mit unsichtbaren Fingern in die Höhe zu strecken schien... Ich fuhr bergab, hart an Wasserfällen vorbei. Die schwarzen Felsen schwitzten Wassertropfen aus. Die Sägemühlen kreischten unaufhörlich. Der Krieg war noch weit hinter den Vogesen. Die unberührten Dörfer schienen wie immer auf Touristen zu warten. Je mehr ich mich der oberen Donau näherte, umso weiter schien ich mich vom Kriege zu entfernen. Auf der Schwelle ihrer Türe oder auf Baumstämmen am Wege, sassen die alten verhutzelten Bauern, die ausgestreckten Füsse in schweren, groben Holzpantoffeln,

schauten mich mit ihren blauen Augen an und rauchten ihre Porzelanpfeifen. Nur einmal traf ich "Pimpfe" der Hitlerjugend, die in ihr Lager zurückkehrten. Sie marschierten unbekümmert und in grosser Unordnung daher, und beim Anblick all dieser blonden Geschöpfe musste ich an das reiche Korn der Schlachtfelder denken, das kein Mensch jema's einbrachte...

Die Abenddämmerung überraschte mich auf dem Weg nach Sigmaringen. Ein grüner Widerschein lag über den Hügeln und zwischen den Hängen der Täler, rings schimmerten die wilden Bäche und die sprühenden Wasserfälle. Dann wurde es Nacht. Jeder Kreuzweg enthüllte den Zauber der grossen deutschen Wälder; erzählte von den Sagen, die aus dem Dunkel der Zeiten kamen und, von den uralten Räumen bewahrt, unberührt vom Wandel der Dinge als ewiges Gut der arischen Rasse und als Ausdruck ewigen Heidentums den künftigen Jahrhunderten überliefert werden. Die Strahlen der abgeblendeten Scheinwerfer beschrieben wie Feuerzeichen meinen Weg. Ich befand mich in der Erwartung eines aussergewöhnlichen, wunderbaren Ereignisses... Würde nicht gleich Ludwig II. von Bayern, der irre König, mit seinen wilden Reitern auf schäumenden Rossen von lodernden Fackeln umflammt aus dem Gebüsch stürzen und mich mit sich fortreissen?...

Die Wirklichkeit war sehr viel prosaischer. Obwohl ich meinen Wagen mit geradezu wissenschaftlicher Berechnung lenkte, ging mir bei der Ausfahrt aus Tuttlingen das Benzin aus. Nun war es leichter für mich, Minister in Sigmaringen zu werden, als in Süddeutschland fünf Liter Brennstoff aufzutreiben. Ich stellte also meinen Wagen in einer Garage unter und setzte meinen Weg erst zu Fuss und dann mit der Bahn bis zur Hauptstadt von Hohenzollern fort. Beim Morgengrauen kam ich an. Ein kalter, trauriger Septembertag kündigte sich an. Es lag ein dichter Nebel, und der Himmel war undurchdringlich wie ein Marmor-

antlitz. Der Rauch der ersten Torffeuer stieg aus den Kaminen. Das Schloss der Hohenzollern thronte wuchtig auf seinem Felsensockel über den Dächern der Stadt. Ein kleines Mädchen mit blonden Zöpfen lief vor mir an den Häusern entlang und klapperte mit einer Milchkanne gegen die Mauervorsprünge. In einer Backstube schlugen die Gesellen munter den Teig... Es war das morgendliche Treiben einer kleinen Provinzstadt bei uns... All dies sehr traurig, sehr nüchtern und fern allen Kriegsgeschehens...

Plötzlich ertönte eine Trompete und rief zum Appell, zum französischen Fahnenappell...

Der Nebel braute um den schwarzen Monolithen, der das Schloss trug und zog langsam empor, verschlang zuerst die gotischen Giebel des "Schön" und des Rathauses und spann sich dann um die Schieferkegel der Türme. Das Trompetensignal erstickte fast darin. Es war unser alter Platzmajor, der den Appell befehligte, und er machte seine Sache gut. Aber die Soldaten, die in die Hörner bliesen, fühlten die Seele ihres Landes nicht mehr. Es war nicht mehr der fröhliche Klang aus den Alpen-Festungen, die in zweitausend Metern Höhe von blauen Teufeln gehalten wurden; auch nicht der alte, träge Weckruf südfranzösischer Kasernen, wo der gute Rotwein fliesst, auch nicht der Appell in den kalten Biwaks der Herbstmanöver in den Wäldern der Braconne oder auf der Hochebene des Var. Die Heimat lässt sich nicht im Trompetenklang mitnehmen. Nur die Sehnsucht nach der Heimat... Der Klang wurde immer trauriger und heiserer, mit einzelnen tiefen Stössen, die vielleicht Schluchzen waren. Und während der Nebel stieg und alle Dinge einhüllte, fragte ich mich, wem diese Totenklänge galten? Man konnte sie nicht missverstehen. Befehlsgemäss riefen die Milizsoldaten zum Fahnenappell, aber unwillkürlich bliesen sie für die "Toten"... Für die zweihunderttausend Märtyrer der Kollaboration, die im August und September 1944 niedergemetzelt werden sollten, für die

hunderttausend Soldaten des "Danzig-Krieges", in den die Nation hineingelockt worden war, für die vierhunderttausend Toten von Verdun; für den vielgerühmten französischen Heldenmut, dem leider ein politischer Sinn fehlte... Sie bliesen für die Toten von Verdun, von Eparges, von der Marne und auch für die Toten von Madagaskar, vom Riff, vom Tschad, von Dahomeh, von Indochina... Männer ohne Vergangenheit und ohne Mut konnten leicht mit den Zähnen knirschen, ein Wutgeschrei erheben und die Fahnen schwingen, während sie unsere Brüder in Paris niedermetzelten. Das änderte nichts an den Tatsachen. Gabolde hatte die Staatssiegel mitgenommen, und es gab kein Recht mehr in Frankreich. Pétain hatte die Fahne mitgenommen, und eine Fahne von Mördern wehte jetzt über Paris. Die alte Disziplin war dahin seit de Gaulle gesagt hatte: "Soldaten, es ist Eure Pflicht, Euren Offizieren den Gehrosam zu verweigern". Es gab keine Armee mehr, sondern nur noch Verbrecherbanden mit roten Armbinden; Offiziere, die ihren Rang durch einen Pistolenschuss in den Rücken eines deutschen Soldaten erkauften... Aber warum wurde für die "Toten" geblasen? Zweifellos, weil hier in Sigmaringen das Hissen der Flagge kein Glaubensbekenntnis mehr war. Das Frankreich Pétains, das Frankreich unserer letzten grossen Präsidenten, dasjenige Napoleons III., das der weisen Könige der Restauration, das Frankreich Napoleon des Ersten, das trunkene, aber gewaltige Frankreich, das von den Tagen Ludwigs des Heiligen das eine ganze Welt überstrahlt hatte, das Frankreich, das von den Tagen Ludwigs des Heiligen bis zu Pétain hin, ein und demselben Menschheitsideal gehuldigt hatte, lag nun in der Tiefe desselben Abgrundes, der Hitler-Deutschland zu verschlingen drohte... Darum hatte wohl der Schwarzwald seine zarte Lieblichkeit verdoppelt, seinen ganzen Zauber entfaltet... Das keltisch-germanische Frankreich legte sich an der Seite seiner Schwester zum Sterben nieder... Sie hat-

ten versucht, zusammenzukommen, weil sie sahen, dass eine Welt von Feinden sie von allen Seiten bedrängte, und erkannten, dass sie zusammen siegen oder sterben mussten. Das Schicksal hatte entschieden. Es galt zu sterben. Das Land der Kelten und das Land der Germanen ruhten nebeneinander, Hand in Hand, endlich versöhnt, vereint, mit zahllosen Wunden bedeckt, und mit erkaltenden Lippen zählten sie noch die Fehler auf, durch die sie, in drei Kriegen Fremden die Schlüssel Europas ausgeliefert hatten... "Warum Sedan", murmelte Bismarck.

"Warum die Marne?", antwortete Joffre unter seinem weissen Schnurrbart.

"Warum der September 1939?", vollendete Pétain.

Sie schliefen ein auf dem Lager welker Blätter, am Ufer der Donau, von den Nebelschwaden zugedeckt, im Herzen des Erdteils, von dem die grosse Kultur ausgegangen war, die eine ganze Welt befruchtet hatte... Darum bliesen sie an jenem Tage in Sigmaringen vor den Fenstern des greisen Marschalls für die "Toten", während auf dem Hauptturm des Schlosses der Hohenzollern, über den brauenden Nebeln die letzte Fahne langsam in den grauen Morgen stieg...

Erst am 5. Januar kam ich nach Sigmaringen zurück. Ich war auf dem hohen Arlberg gewesen und blieb einige Tage in der Hauptstadt der französischen Exilregierung, bevor ich in die Hölle Berlins zurückkehrte. Ich fand fast den gesamten politischen Stab vor, den Botschafter Abetz in Brenners Hotel in Baden-Baden untergebracht hatte: Minister, Zeitungsdirektoren, Parteiführer, wirtschaftliche Mitarbeiter und die Salonhelden der Kollaboration.

Während des Krieges fühlte ich mich in mancher Beziehung den Kommunisten näher als den Salonhelden, die den Kampf mit Sekt in der deutschen Bot-

schaft in Paris führten, in die ich, um jede Berührung mit diesen Leuten zu vermeiden, nie einen Fuss setzte. Sie wurden mir an dem Tag verhasst, als sie, nachdem das Hinterland des Rheines Militärzone geworden war, erst Baden-Baden und dann Sigmaringen überfluteten. Aber sie entschädigten mich mit dem erquicklichen Schauspiel ihres Unglücks, als sie einen Leidensweg antraten, den sie so leicht wohl nicht vergessen werden...

Sigmaringen ist ein kleines Städtchen im katholischen Süddeutschland, das seinen Prinzen, dem rumänischen Zweig der Hohenzollern, immer sehr treu ergeben gewesen war. Die Sigmaringer waren daher innerlich gegen den Nationalsozialismus. Und die Gestapo, die den vielgeliebten Prinzen aus seinem Bereich gedrängt hatte, um für den Marschall und seine Minister Platz zu schaffen, trug zu dem heftigen Groll der Bewohner gegen die ausländischen Eindringlinge bei. Der romantische und franzosenfreundliche Botschafter Otto Abetz hatte das Schloss Sigmaringen entdeckt und es dem Marschall mit dem Vorrecht der Exteritorialität angeboten. Abetz war der lustige Student geblieben, der unser Land im "Quartier Latin" lieben gelernt hatte. Indem er den Sieger von Verdun auf dem Stammsitz der Hohenzollern unterbrachte, der auf diese Weise französisches Gebiet wurde, trieb er eine schöne Posse auf der Bühne der Weltgeschichte.

In Friedenszeiten zählte Sigmaringen kaum 3000 Einwohner: kleine Rentner, Kaufleute, Beamte, Grundbesitzer aus der Umgebung. Die Luftangriffe auf Ulm und München hatten eine Verdoppelung der Bevölkerung zur Folge gehabt, und bei Ankunft der Vichy-Regierung verdreifachte sich die Zahl. Die Minister wurden im Schloss untergebracht. Die Dienerschaft bewohnte den Prinzbau, die Miliz lagerte in einem nahen Wald, und das Personal der Ministerien samt Familien und Freunden wurde bei den Einwohnern einquartiert. Wohnräume, Kornspeicher, selbst Badewannen wurden

mit Beschlag belegt. Ein Zimmer im "Bären" oder im "Löwen" zu bekommen, wurde eine Staatsaktion. Eines Abends "borgte" ich mir bis Mitternacht das Bett Marcel Bucards, und nach Rückkehr des Frankisten-Führers zog ich mich in aller Eile in den Wartesaal des Bahnhofs zurück, wo zwischen 1 und 6 Uhr morgens immer so ungefähr 50 Franzosen lagerten. Ein schreckliches Durcheinander herrschte in der Stadt. Florentinische Verschwörungen bildeten sich um eine Dachkammer. Die Eroberung von vier Quadratmetern Lebensraum erforderte die grössten psychologischen Spitzfindigkeiten. Seine Stellung bei der Regierung zu verlieren, bedeutete vor allem, sein Zimmer zu verlieren; es herrschte daher grosse Betriebsamkeit in den Ministerien. Die Deutschen versuchten dieser aussichtslosen Lage mit Erlassen zu begegnen: Zuzug nach Sigmaringen verboten!.... Unsere Polizei jagte auf dem Bahnhof und in den Strassen nach neuen Ankömmlingen. Aber die Vichy-Kolonie wuchs jeden Tag...

Das war das kleine Drama. Die eigentliche Tragödie lag in der Lebensmittelversorgung. Ein lebensnotwendiges Minimum war zwar durch Lebensmittelkarten sichergestellt, aber es war unmöglich, zusätzlich auch nur ein Gramm Brot zu bekommen. Wer einmal die Rationen der deutschen Zivilbevölkerung bei Kriegsende mit dem französischen Appetit verglichen hat, weiss, was das bedeutet. Es bildeten sich Rotten, die das Land durchstreiften, um bei den Bauern ein paar Pfund Kartoffeln gegen ein Hemd, ein Stück Fleisch gegen ein Paar Schuhe einzuhandeln. Abgesandte fuhren nach Berlin auf die Suche nach falschen Lebensmittelkarten. Am begehrtesten waren Weissbrotmarken, denn für diese konnte man in der Konditorei "Kleindienst" Kuchen bekommen... Um 2 Uhr nachmittags öffnete sie ihre Türen. In wenigen Minuten hatte eine ganze Horde die Tische besetzt. Um diese Flut von Marken einzudämmen, deren Ursprung er sich nicht erklären konnte, unternahm der Bäcker einen Gegenangriff. Er setzte

die Ration all dieser Leckermäuler auf zwei Kuchen pro Tag und Person fest, gleichgültig wieviel Waren vorhanden war. Die hungrige Meute überwand auch dieses Hindernis. Nachdem man seinen Anteil verzehrt hatte, verliess man das Lokal durch die eine Türe und ging durch die andere Tür in den Laden, um Kuchen "zum Mitnehmen" zu kaufen. Als Antwort schloss der Mann seine Bäckerei. Man war also auf die Gasthäuser angewiesen... Während der ersten Wochen der französischen Besatzung konnte man markenfrei ein "Stammgericht" bekommen, eine Art Suppe aus Kartoffeln und Steckrüben. Die Allerhungrigsten verschlangen drei oder vier Portionen von dieser Nahrung, die mit einer geradezu zauberhaften Schnelligkeit vom Körper aufgesogen wurde und ein grösseres Loch als vorher im Magen zurückliess. Da wurde es — verboten, mehr als ein Stammgericht zu verzehren. Die "ganz Hungrigen" veranstalteten nun regelrechte Ueberfälle auf die Gasthäuserser. Im "Bären" verschlangen sie ihren Salat aus Kartoffeln und Rüben, stürzten dann zum "Löwen", erschienen auf einem Umweg über den "Schön" am Bahnhofsbüffet und schlichen dann zuletzt um die Kantine des Prinzbaues in der Hoffnung, vielleicht noch ein paar vergessene Brotkrumen zu ergattern.

Der Hunger hatte sich in Sigmaringen eingenistet. Trotz aller Anstrengungen gelang es nicht, einen schwarzen Markt zu organisieren. Die französische Kolonie lebte abgesondert inmitten einer feindlich gesinnten Bevölkerung. Es fehlte die "Internationale" der Arbeiter, die, in Berlin, ein wenig Annehmlichkeit in diese spartanische Zucht brachte, die Deutschland mit eisernem Gerechtigkeitssinn sich und uns in gleicher Weise auferlegte.

Die Salonhelden wurden sichtlich dünner und führten auf ihren Wegen vom Schloss zum Prinzbau, vom Schön zum Leopoldsplatz, immer längere und fahlere Mienen spazieren, die schlecht zu ihren prächtigen Krawatten standen. Es war für mich geradezu ein Vergnü-

gen, ihnen auf meinen Wegen zu begegnen, mit ihnen zu sprechen und sie zu bedauern, und dabei hatte ich sie im Verdacht, immer noch mehr zu essen zu haben als ich. Ich flüsterte ihnen teuflische Ratschläge zu: "In Berlin isst man gut... In Berlin gibt es einen schwarzen Markt... Wein... Kohlen..."

Das Gerücht wuchs von Tag zu Tag... Berlin, das Paradies Deutschlands... Besucht den Tiergarten... Man vertraute sich die Namen von heimlichen Lokalen an, die nur in der Einbildung einiger "böser Geister" existierten, zu denen ich, gleich Michel R., grosse Zuneigung gefasst hatte. Die Salonhelden, diese unnützen Geschöpfe, "Wirtschaftsreferenten" u. s. w. fuhren also nach Berlin, auf die Suche nach dem Lebensmittelparadies. Man sah sie im "Eden", im "Alten Schweden" auftauchen und nach einigen Wochen wieder verschwinden, denn, wenn es in Berlin auch einen schwarzen Markt gab, so musste man dafür die Bomben und den Phosphorregen mit in Kauf nehmen. Der grösste Teil dieser Leute packte schliesslich die Koffer und fuhr nach Norditalien... Ich hatte dann später die grosse Genugtuung einige von ihnen fünfzehntausend Kilometer von Paris wiederzutreffen. Sie hatten sich schon wieder eingerichtet und boten inmitten ihrer alten Möbel das gleiche Bild der Selbstsucht und des Eigennutzes. Dabei trugen sie selbstbewusst ihre Orden der Ehrenlegion zur Schau und taten sich etwas auf ihre "Verdienste um die Kollaboration" zugute, wie diese traurigen Gestalten das nannten, die durch ihre Geschäfte mit Deutschland reich geworden und von den "Befreiungsgerichten" vergessen worden waren; und die trotz alledem bedauerten und bereuten, auf die falsche Karte gesetzt zu haben! 1940 hatten sich diese Vertreter des kleinen und grossen Bürgertums aus reinem Opportunismus der Kollaboration in die Arme geworfen. Hitler würde ihre Geldsäcke verteidigen!... Ich glaube allerdings, dass sie sich täuschten und dass sie mehr Schwierigkeiten unter einem siegreichen Na-

tionalsozialismus als unter der Vierten Republik gehabt hätten. Sie haben weitgehend die Politik des Marschalls untergraben und veranschaulichen eine tragische Seite der gescheiterten Kollaboration.

Abetz beging einen schweren Fehler, als er seine Politik auf die dekadente Aristokratie und das selbstsüchtige Bürgertum stützte. 1940, im Laufe der einzigen Unterredung, die er mir gewährte, warnte ich ihn vor dieser Tendenz und sagte:

"Die Kollaboration muss auf der Grundlage des Nationalsozialismus aufgebaut werden, oder sie ist überhaupt nicht möglich".

"Der Nationalsozialismus ist kein Exportartikel", antwortete mir der Botschafter.

So häuften sich die Fehler. Der Führer dachte zu ausschliesslich deutsch. Es fehlte ihm jener universale Sinn, der den Erfolg der Revolution von 1789 begründet hatte; er hatte nicht den Mut, den Nationalsozialismus in einen weltumfassenden antikapitalistischen Kreuzzug zur Befreiung der Massen zu verwandeln. Und der Botschafter stand unter dem Einfluss seiner Jugenderlebnisse als armer Student in Paris, ihn lockten zu sehr die goldenen Säle, der Pariser "Ton", der gute Geschmack, die vornehmen Wohnbezirke, die sich ihm 1940 als deutschem Botschafter endlich auftaten... Wieviele Parteileute habe ich gesehen, die mit harten Prinzipien aus den Führerschulen kamen, und nach wenigen Monaten in Paris einer schönen Frau in die Arme fielen und von dem bunten gesellschaftlichen Leben gefangen genommen, anfingen, unbewusst eine bürgerlich-demokratische Politik zu treiben... Grosses Deutschland... Armes Deutschland... Immer wieder aus dem Schlaraffenland vertrieben, immer wieder auf dich selbst zurückgeworfen und stets von dem gleichen zähen Willen zum Weiterleben beherrscht; ich lernte in Sigmaringen dein kleinbürgerliches Antlitz kennen, ich sah dich um den kargen germanischen Eintopf sitzen...

Der grosse Schrecken der Bürger von Sigmaringen waren natürlich die Flugzeuge. Seit der Ankunft Pétains schliefen und atmeten die Leute nicht mehr. Da sie die Geheimnisse der Politik nicht kannten, wussten sie nicht, dass die Amerikaner Sympathie für den Marschall hatten, der überdies, als politisches oder militärisches Ziel keine 10 Dollar Alteisen mehr wert war. Sie hassten uns in dem Masse, in dem wir in ihren Augen die Gefahr eines Luftangriffes auf ihre Stadt erhöhten. Einige Franzosen zahlten es ihnen mit Zinsen zurück. Einer unserer Kameraden hatte nur einen einzigen deutschen Satz gelernt, weiter brachte er es in seiner Kenntnis der Sprache Goethes nie. Lieferte man ihm in der Bäckerei nicht sofort seine Ration aus, oder verweigerte man ihm sonst irgendeinen Gefallen, so fing er zu schreien an: "Ihr werdet sie schon noch erleben, unsere Senegalneger!"

Sie haben sie erlebt, die Senegalesen. Ohne Zweifel sehnen sie uns heute zurück. Die meisten "Kollaborationisten" waren wie geschaffen dazu, sich mit diesem alten katholischen Deutschland zu verstehen, weit besser als mit der ungestümen SS.

Im übrigen streckten uns die meisten schon lange vor unserer Abreise die Hand entgegen... Die Amerikaner hatten Sigmaringen verschont. Die ehrwürdige, schwermütige Gestalt des Marschalls flösste ihnen Achtung ein. Wir hatten Seite an Seite mit ihnen gegen Hunger und Kälte gekämpft. Unsere freundschaftliche Haltung, die Anpassungsfähigkeit des Franzosen, die hübschen, munteren Sekretärinnen hatten das ihre dazu beigetragen. Indes der Schnee fiel und der eisige Wind wehte durch die Strassen über unsere toten Träume hinweg...

Der greise Marschall ist in die Legende des Hitlerzeitalters eingegangen, die bereits die Geschichte verklärt und durch die dunklen deutschen Wälder zieht, getragen und genährt von der unwiderstehlichen Kraft, die Unterdrückung und Verfolgung dem deutschen Volk verleihen wird.

Zu jener Zeit, so kündet diese Sage, kam an einem Herbstabend in einem langen, schwarzen Wagen, von Schweigen und Geheimnis umgeben, ein grosser Frankenführer nach Sigmaringen. Er lebte im Schloss, als wäre er ein Gefangener des Führers Adolf Hitler, was nicht der Fall war; denn die einzige Gefangenschaft, die er kennenlernen sollte, bereitete ihm der Hass seiner eigenen Landsleute, die ihn auf eine Insel im Ozean verbannten, wo ihm die Strahlenkrone eines Heiligen und der Palmzweig eines Märtyrers zuteil werden sollte. Er ging selten aus, erzählt die Legende, aber wenn er sich in Sigmaringen zeigte, zogen die Deutschen den Hut zum Gruss und nahmen die Porzellanpfeife aus dem Mund.

Sonntags ging er mit festen Schritten zu dem für ihn freigehaltenen Platz in der Schlosskapelle. Dort versammelte sich fast die ganze französische Kolonie und warb um einen Blick des Siegers von Verdun, ganz so wie einst die Höflinge von Versailles sich dem grossen König bemerkbar zu machen suchten. Aber Pétain hatte für niemanden einen Blick. Dieser harte Mann, den das Unglück uns jeden Tag näher brachte, war in Wirklichkeit unsagbar einsam. Ich glaube, dass ihn ausser der Sorge um seinen Ruhm und Ménétrel nichts mehr interessierte. Sein Herz war mit den Jahren vereist.

Er liebte seine einstigen Minister nicht, aber er verletzte sie nie. Auch die Miliz liebte er nicht, aber er enthielt sich jeder Kritik an den Soldaten. Er liebte die Deutschen nicht, die ihn mit Ehrfurcht, aber auch mit Spionen umgaben; er antwortete ihnen mit undurchdringlichem Schweigen, wenngleich ohne jeglichen Hoch-

mut. Er war alt, so alt... In Sigmaringen besass er noch die ganze französische Bauernschlauheit, die ganze Vorsicht, aber auch die Zähigkeit unserer alten, gesunden Geschlechter.

An den letzten sonnigen Herbstnachmittagen unternahm er zuweilen mit der Marschallin kurze Spazierfahrten in die Umgebung. Er liess sein Automobil an einem Waldrand oder am Ufer eines Baches halten, schaute einen Augenblick dem Spiel der Vögel, oder dem kleinen Strudel des Baches zu und begann dann mit festen Schritten loszuwandern, seinen Stock kräftig auf den Boden setzend. Er hielt die Kinder an, nahm sie bei der Hand...

"Du bist Franzose, mein Kleiner?"

"Ja, Herr Marschall."

"Was ist denn dein Vater?"

"Soldat, Herr Marschall."

"Hm... gut, gut..."

Oder:

"Er ist Handwerker, Herr Marschall."

"Hm... gut, gut..."

Er kehrte ins Schloss zurück, wenn er seine Benzinzuteilung verfahren hatte und schloss sich in seine Räume ein, wohin nur ein paar Freunde Zutritt hatten. Er war mitunter auch heiter, als ob dieses Exil nach den vier schrecklichen Jahren in Vichy nur ein netter Ausflug wäre. Wenn er den Aufzug im Schloss benutzte, machte es ihm einen Hauptspass, auf die verschiedenen Knöpfe des Schaltbrettes zu drücken und so von Stock zu Stock zu rücken, zur Verzweiflung der Minister, die gezwungen waren, die Treppen heraufzukeuchen.

"Aber Philippe, sei doch nicht so kindisch", pflegte die Marschallin zu sagen.

"Meine Liebe, ich bin der Einzige hier im Schloss, der sich frei genug fühlt, um manchmal kindisch sein zu können..."

Im vertraulichen Kreis sagte er bisweilen mit der

rücksichtslosen Unbefangenheit gesunder alter Leute haarsträubende Dinge wie:

"Finden Sie nicht, dass die Marschallin langsam zusammenfällt?... Es ist unglaublich, wie die Marschallin zusammenfällt..."

Er schlief sehr viel, wie in Vichy, und das war wahrscheinlich das Geheimnis seiner Frische. Was sollte er auch tun? Die Deutschen achteten seinen Zufluchtsort. Er wartete nur noch auf das Urteil der Geschichte.

Das Schloss der Hohenzollern war ein schönes, gut erhaltenes Werk deutscher Baukunst. Mit der den Deutschen eigenen Gewissenhaftigkeit war es von Generation zu Generation immer treulich wiederhergestellt worden. Hochthronend auf seinem schwarzen Felsen, am Ufer der schmalen sich langsam träge dahinwindenden Donau, sah das Schloss stolz und kühn aus. Eine schöne Illustration zur vorletzten Seite der Biographie des Marschalls von Frankreich Philippe Pétain, Held und Märtyrer des Vaterlandes...

Der Stil des Innern dagegen war eher grotesk. Die Röhren der Zentralheizung führten durch die Holzverkleidung, Telephone sprossen wie Pilze aus den Steinsäulen. Der Rundgang begann in der unvermeidlichen Ahnengalerie und endete auf einer hohen mit Gartenmöbeln aus den Galeries Lafayette überfüllten Terrasse. Ein würdiges, düsteres, mit den Jahren glattgewetztes Schreibpult stand neben einer massigen Bibliothek mit Schnoerkeln überladen. Unter dem Torbogen, der früher den Durchgang für Fussgänger in den inneren Hof bildete, prunkte ein Gewehrständer mit 2 Dutzend Schiesseisen. Auf der gegenüberliegenden Wand hing ein Schaumlöschgerät, auf dem in goldenen Buchstaben Anweisungen der I. G. Farben für das Nachfüllen der Flüssigkeit geschrieben standen. Die Em-

pfangsräume, die Wendeltreppen für die Lieferanten, die gewaltigen Aufgänge aus pyrenäischem Marmor, die Höfe, die Wandelgänge, die Kemenaten, die Tapetentüren, die Toiletten, die Aufzüge, dies alles war so sehr über-, durch- und ineinandergeschachtelt, dass man unmöglich in die Räume eines Ministers vordringen konnte, ohne sich vorher bei einem Wachposten oder einem diensthabenden Soldaten eine Wegbeschreibung aushändigen zu lassen. Wollte man Jean Luchaire aufsuchen, landete man bei Boemelburg. Wollte man zu einer Unterredung mit Déat und öffnete die vorsorglich auf dem Plan angekreuzte Tür... befand man sich plötzlich im Zimmer von Corinne Luchaire, die still und erhaben auf ihrem Krankenbett ruhte und ihre schönen traurigen Augen hinaus in die zarte, nebeldurchwobene Landschaft gleiten liess... Man musste die politischen Strömungen genau kennen, bevor man ein Stockwerk wählte, wollte man nicht einen schweren Fehler begehen. Man durfte nicht bei Laval eintreten, wenn man De Brinon suchte.

"Gehen Sie in das Stockwerk unter uns... tief unter uns...", donnerte der einstige Regierungschef.

Dann kam er, etwas sanfter, ein pfiffiges Lächeln um den Mund, auf einen zu, nahm einen ganz einfach und freundschaftlich beim Arm, als ob er einen alten Kameraden getroffen hätte.

"Sagen Sie... könnten Sie mir nicht ein paar französische Bücher bringen? Das ist alles, was ich in der Bibliothek hier gefunden habe".

Er legte in die Worte "Bibliothek hier" die ganze Müdigkeit und Bitternis der letzten vier Jahre. Dieser vier Jahre, die politisch wohl die schwierigsten in Frankreichs Geschichte überhaupt gewesen waren und deren Last er ganz allein oder fast allein zu tragen gehabt hatte.

Laval las die "Geschichte Japans" in zehn Bänden, und sie weckte wohl in ihm die Sehnsucht nach den Reisen, die er nicht hatte unternehmen können...

Alles sprach französisch in diesem Schloss, aber was segelte nicht alles unter dieser Flagge! Dieses reizende junge Mädchen hier, das in seiner Armut und Zartheit an eine Schäferin von Watteau erinnert, ist Florence Luchaire, die keine Ahnung von Politik hat und nur um ihre Liebschaften besorgt ist. Dieses dunkelhaarige, feine und rassige Zimmermädchen, das sich anbiete, mich zu Abel Bonnard zu führen, ist eine Spionin des S. D., die bei Boemelburg in Vichy gearbeitet hat... Armes Deutschland... Wie gut verstehe ich es an jenem Abend, als ich es von den Zinnen aus betrachte, wie es sich hungernd, fröstelnd, verwundet und geschlagen zu meinen Füssen ausbreitet und die Götterdämmerung sich langsam darübersenkt... Es ist von solchem Stolz auf seinen Genius erfüllt und trägt zugleich ein solches Gefühl des Zukurzgekommens mit sich herum; es fühlt sich ständig von den reicheren und stärkeren Nationen auf seinem engen Raum eingekreist und träumt allabendlich von den sagenhaften Ebenen der Ukraine, dem sonnigen Paradies des Mittelmeeres... Und wenn es des Darbens müde ist und all des gewaltigen Schaffens, zieht es in den Krieg, aber selbst in den Krieg nimmt es seinen Komplex mit und wird brutal...

Selbst im Siege ist es seiner selbst nicht sicher... Es begeht alle Fehler des Schüchternen... Es umgibt einen Pétain mit Spionen... Der greise Marschall flösst ihm solche Furcht ein, es ist so überzeugt davon, ihn niemals zum Freund und aufrichtigen Bundesgenossen gewinnen zu können, dass es dieses dunkelhaarige Zimmermädchen hinter ihm herschickt, das wie ein Gespenst nachts durch die Gänge schleicht und an den Türen horcht, während Boemelburg in aller Oeffentlichkeit nicht vorhandene Staatsgeheimnisse aufzudecken sucht und den fremden Ministern das eigenartige Bild eines Diplomaten darbietet, der sich wie ein Gefangenenwärter ausnimmt.

Deutschland bettelt bei Pétain um die Uebernahme

von Regierungspflichten, die dieser ablehnt. Ein Teil der Minister, diejenigen, die zur alten Vichy-Garde gehörten, passten sich seiner Haltung an, so Laval, Gabolde, Bonnard, Marion. "Wir sind nur noch höflich behandelte diplomatische Gefangene; die Politik der Kollaboration ist vom Kriege überholt..." Wir nannten sie die "schlafenden Minister". Sie wohnen im Schloss, zusammen mit den tätigen Ministern: De Brinon, Déat, Luchaire, Darnand, welche die neue Vichy-Richtung vertraten.

Doriot, das Schreckenskind dieser unvollendeten Revolution, hatte über Sigmaringen das Verdammungsurteil ausgesprochen. Er war in seinen Elfenbeinturm in Mainau am Bodensee geflüchtet und brütete dort über Palastrevolutionen. Bis er eines Tages auf der Landstrasse, kurz vor Sigmaringen, von einem englischen Jäger beschossen wurde und in den grossen Frieden einging, wo er seinen Platz an der Seite Trotzkys in der Hölle oder dem Himmel der marxistischen Ketzer einnehmen wird.

Trotz der unvermeidlichen Rivalitäten, der Ueberschneidung der Machtbefugnisse, dem Ehrgeiz Einzelner, all diese Erscheinungen, die durch den besonderen Umstand der Verbannung noch verstärkt wurden, bot Sigmaringen der Welt niemals das verächtliche Schauspiel einer von fremdem Geld lebenden Scheinregierung ohne Machtapparat, ohne Truppen, ohne Land, wie die Regierung de Gaulles in London.

Pétain, der das legitime Frankreich und damit das wirkliche Vaterland vertrat, hatte moralisch abgedankt. Es ist keineswegs sicher, sondern sogar sehr unwahrscheinlich, dass er im Falle eines erneuten siegreichen Vorrückens der deutschen Wehrmacht im Westen bereit gewesen wäre, die Macht wieder zu übernehmen. Er war kein so kalter Realist wie de Gaulle, der sich an den Tross des englischen Heeres hängte und seine Stärke aus dem Prinzip zog, dass er zu bekämpfen vorgab: dass Macht Recht erzeugt.

Während ein Teil der Minister von der politischen Bühne verschwand, trat der andere in Tätigkeit, ohne allerdings ein "für Deutschland kämpfendes Frankreich", in dem Sinne zu schaffen wie es das "kämpfende Frankreich" auf Seiten der Alliierten in London war. Dennoch verfügten wir nicht nur über Generäle, sondern auch über eine 30.000 Mann starke, ausgezeichnete Truppe, wie sie de Gaulle 1940 fehlte. Déat, de Brinon, Luchaire und Darnand bildeten lediglich ein "Komitee zur Verteidigung französischer Interessen in Deutschland".

Déat richtete sich im Prinzbau ein, und seine Dienststelle bekam die Bedeutung eines Ministeriums, denn das Schicksal von Hunderttausenden von Arbeitern hing von ihm ab. Darnand organisierte die letzte französische Hilfe im Kampf gegen den Bolschewismus; sie bestand nach aussen hin aus den drei Regimentern der SS-Brigade "Karl der Grosse", die in Wildflecken aufgestellt worden war, dann vor Danzig kämpfte und deren letzte Ueberlebende zusammen mit einigen estnischen und deutschen SS-Leuten die Kanzlei Hitlers in der Wilhelmstrasse verteidigten; nach innen hin aus zwei selbständigen Milizregimentern, die im April gegen die kommunistischen Partisanen von Tirano in Norditalien eingesetzt wurden. Luchaire leitete den Nachrichtendienst. Monatelang hörten wir durch die Empfangsstationen des Prinzbaues das Echo der Hinrichtungskommandos, der Einzelaktionen und Massenmorde in der befreiten Heimat, die Schreie unserer Väter und Mütter, unserer Schwestern und Bräute, die von den alliierten Vorkämpfern der Freiheit, der freien Meinungsäusserung, des Humanismus, der Gewaltlosigkeit, der makellosen Kultur gemartert wurden. Dieser Nachrichtendienst war äusserst nützlich. Er überzeugte uns vollends davon, dass es in diesem Kampf keine Ruhepause geben durfte, dass es nur Sieg, Tod oder ein Weiterleben in der Verborgenheit geben konnte und dass die Ueberlebenden im Falle der

Niederlage nur eine Pflicht haben würden: den Kampf fortzusetzen, bis auch die letzte Rechnung beglichen war.

Jean Luchaire, ein prächtiger Mensch, weitherzig und intelligent, wenn man ihn auch selbst in den Kreisen der Kollaboration einen Geniesser nannte, betrieb seine Sache mit äusserstem Geschick. Um, dem "Petit Parisien", den Dorit in Konstanz herausgab, eine Art Regierungsblatt, gegenüberzustellen, hatte er die täglich erscheinende Zeitung "La France" geschaffen, deren Herausgabe ein wahres Kunststück zu nennen war; zusammengestellt wurde sie in Sigmaringen, gedruckt in Ulm und verteilt bis nach Berlin.

Luchaire war ein aufrichtiger und zäher Verfechter der deutsch-französischen Annäherung und kannte unsere Partner und ihre Vorzüge und Fehler genau. Das sich immer noch an ihn klammernde, verfaulte Bürgertum sollte sich ein Beispiel an ihm nehmen! Durch die Stetigkeit seiner Politik, die das höchste Opfer von ihm gefordert hat, hat er gezeigt, wie sich eine ganze Gesellschaftsschicht vor der Geschichte rechtfertigen kann. Bleibt noch de Brinon. Er leitete das "Komitee zur Verteidigung französischer Interessen in Deutschland" mit mehr oder weniger Glück. Die starke Persönlichkeit Déats, das heftige Wesen Darnands, die geistige Schärfe eines Luchaire erdrückten ihn. Man sah ihn wenig. Er arbeitete in der Stille. Man sagte, er träume von Staatsstreichen. Ich habe ihn einmal besucht. Lebte er denn wirklich, wie er da an seinem hohen, schwarzen Schreibpult in der Mitte eines runden Zimmers, in einem eckigen Turm hockte? War das nicht eher das Gespenst der Kollaboration, das sich in dieses Schloss zurückgezogen hatte und bereits vom Staub der Jahrhunderte bedeckt war? Ein bleiches Gesicht, aus dem eine riesige Nase ragte, tote Augen, ein Leib, um den ein schwarzer Rock schlotterte, einem unerbittlichen Schicksal ausgeliefert. Die Hand, die er mir entgegenstreckte, taugte zu nichts anderem als zu Kapi-

tulationsakten oder Katastrophenberichte und politische Testamente zu unterschreiben. An seiner Seite standen stets, misstrauisch und wachsam, Frau und Fräulein M., die das unerbittliche Halbdunkel in Göttinnen der Niederlage und des Todes verwandelte.

Angesichts des drohenden Horizonts im Westen, über dessen dunkle Wälder sich immer düsterer die Dämmerung legte, angesichts der unsagbaren Schwierigkeiten der Unterkunft und der Versorgung, des Schweigens des Marschalls, der täglich im Prinzbau zu uns dringenden Stimme des Rundfunks, die uns eine immer düstere Zukunft verhiess, konnten wir Flüchtlinge von Sigmaringen wahrlich bestätigen, "dass in der Niederlage wie im Sieg unergründliche Tiefen sich aufzutun vermögen".

Die meisten von uns waren nach einer geradezu dramatischen Flucht in Deutschland gelandet. Sie hatten ihr Gepäck verloren oder gar keine Zeit gehabt, welches mitzunehmen. Die Stenotypistinnen hatten Vichy im Sommerkleid verlassen. Den ganzen Winter hindurch liefen sie mit nackten Waden und nackten Füssen in holzbesohlten Schuhen umher, aber sie verloren ihr Lächeln und ihre Freundlichkeit nicht, und die deutschen Frauen in ihren dicken Wollstrümpfen und unförmigen Unterkleidern bewunderten sie schweigend.

Das Leben in Sigmaringen glich einer Totenwacht, mit all den Tannen, die das Städtchen umgaben, auf deren Zweigen der Schnee glitzerte, während die Stimme im Rundfunk die Sühneopfer verkündete: "Der Schriftsteller Robert Brasillach ist heute morgen in der Festung Montrouge erschossen worden", "Der Major Paul Chack wurde erschossen", "Major de Messine erschossen", "Angelo Chiappe erschossen", "Georges Suarez erschossen"... erschossen... erschossen... erschossen...

Und wie in Berlin, reichte auch hier die Liebe dem Tod die Hand. Die Stenotypistinnen erlebten stürmische Liebesromane. Viele Bindungen waren den Zeitumständen zum Opfer gefallen. Die Kinder steckten irgendwo im Südwesten Frankreichs, die Frau war in Paris zurückgeblieben, der Mann befand sich in Sigmaringen. Oder die Kinder waren vom "maquis" verschleppt, die Frau umgebracht worden, und der Mann sass allein in Sigmaringen, täglich über die Lautsprecher im Prinzbau gebeugt. "Erschossen... erschossen..." Ein solcher Mann erwartete seine Stunde fast mit Ungeduld; denn wir erlebten alle mehr oder weniger den "Tod auf Kredit", von Louis Ferdinand Céline, der sich unter uns befand. Ich hatte Céline seit 1941 nicht mehr gesehen. Als ich Schriftleiter der "La Gerbe" war, hatte ich ihm hart zugesetzt um irgendeinen aufsehenerregenden Beitrag von ihm zu bekommen; ich hatte ihn bis in die Elendsviertel verfolgt, in denen er zu leben pflegte, ihm die verschiedenartigsten Fallen gestellt, ihn in seiner unsterblichen Bohemewirtschaft aufgesucht und jedesmal dieselbe Antwort erhalten: "Mein Kleiner, ich habe die Juden vor dem Kriege angegriffen, als niemand sie anzurühren wagte, jetzt, wo die "boches" sie beim Kragen haben, spucke ich nicht auf die Besiegten..."

Vier Jahre lang hatte Louis Ferdinand Céline ein stolzes Schweigen bewahrt, dem seine Berühmtheit den Wert des Heldentums verlieh. Dass man ihn seither wegen "Einverständnisses mit dem Feind" verfolgt hat, zeigt den Grad der Knechtschaft und der tragikomischen Dummheit dessen, was die Uebergangsregierung und dann die Vierte Republik "Rechtsprechung" nannte. Denn in den ganzen vier Jahren hat Céline nur die harmlosen "Beaux draps" herausgegeben, hat nicht einen Artikel geschrieben und nicht die geringste politische Tätigkeit entfaltet.

Ich traf Céline im Januar auf dem Leopoldsplatz. Er lief sehr schnell, mit eingezogenen Schultern, wie ein

linkischer Knabe mit den Armen schlenkernd. Er hatte eine schmutzige Windjacke an und trug trotz der schneidenden Kälte keine Kopfbedeckung. Ein Paar Fäustlinge aus Lammfell, die er nach finnischer Art mit einer Schnur um den Hals gehängt hatte, baumelten auf der Brust des Dichters. Aus der Oeffnung des Rucksacks, den er auf dem Rücken trug, schaute der Kopf einer riesigen Dachkatze. Ich hielt Céline an. Wir sprachen ein paar Worte. Ich kraulte die Katze.

"Ah, Sie mögen Bébert?... Sie haben recht, es ist ein gutes Tier." "Sie haben sie hier gefunden?" "Oh, nein. Ich habe sie schon seit lange vor dem Kriege. Ich habe Bébert in der Tierabteilung der Galerie Lafayette gekauft. Es ist ein guter Kamerad, ich habe hundert Franken für sie bezahlt.

"Gefällt es Ihnen in Sigmaringen?"

Céline spuckte in den Schnee und kratzte sich heftig am Ohr.

"So ein Drecknest... Ich tröste mich, indem ich den Leuten auf den Hintern schaue."

Er wies mit einer grossen Armbewegung über die ganze Stadt. Doktor Destouche, wie er eigentlich hiess, betreute die französische Kolonie und die Deutschen. Es war sein Schicksal, ewig der Arzt der Armen zu sein, in den Vororten von Paris wie im Exil. Tag und Nacht war er für jeden zu sprechen. Er heilte Halsschmerzen mit furchtbaren, aber unfehlbaren Mitteln, er nahm Entbindungen vor, er renkte Brüche ein, und mitunter liess er Geld auf dem Tisch eines armen Patienten zurück. Er selbst verlangte niemals auch nur eine Mark Bezahlung, — oh, ihr grossen Aerzte der bürgerlichen Dynastien! Céline war gleichsam die Verkörperung seines "Ferdinand" aus der "Reise ans Ende der Nacht", ein Künder des menschlichen Elends, in die Krankheit verliebt, in Dachkammern mit der Aussicht auf armselige Vorstädte hausend, wo Fabrikschornsteine wie Höllenkerzen neben riesigen Beton-

särgen emporragen. Aber er war auch ein erlesener Dichter, von äusserster Feinfühligkeit und Empfindsamkeit, und wenn diese Saite seines Wesens zu klingen begann, schrieb Louis Ferdinand Céline so zarte und entrückte Verse, die von den Werken des klassischen Céline'schen "Mittelalters" so unendlich weit entfernt waren, dass ein und dasselbe Ohr diesen doppelten Klang vernehmen konnte. Ein deutscher Botschaftsrat fragte ihn einmal:

"Gefällt es Ihnen in Deutschland, Herr Céline?"

Doktor Destouche hob seine schweren Augenlider, bevor er mit der ihm eigenen Offenheit antwortete:

"Ich liebe die Deutschen nicht, Herr Botschaftsrat, ich liebe auch Deutschland nicht... ich liebe Belleville..."

"Aber warum sind Sie dann hier?"

"Ich bin nicht gekommen, weil ich die Deutschen liebe, ich bin gekommen, weil die anderen da drüben mir die Maschinengewehre an den Hintern hielten". An solchen schwermütigen Tagen liess Céline sich gern von Le Vigan begleiten. Wenn ich sie traf, kam Le Vigan, der mich sehr gern mochte — ich weiss selbst nicht recht warum, denn ich kannte ihn kaum — mit weitgeöffneten Armen auf mich zu, als ob ein Sonnenstrahl plötzlich aus grauen Wolken gefallen wäre und fragte mich, seinen Kopf, den Kopf eines gequälten Christus, auf die Schulter neigend:

"Also, mein lieber Freund, alles ist aus, nicht wahr? Der Gott der Juden rückt heran und verlangt sein Pfund Fleisch... Das Pfund Fleisch..."

"Aber nein, Le Vigan. Da sind ja noch die geheimen Waffen. Denken Sie an die geheimen Waffen."

Sein Gesicht hellte sich auf.

"Ah, glauben Sie? Glauben Sie daran?"

Und er lief plötzlich, glücklich wie ein Kind, davon.

Es gab auch glückliche Tage, die Céline förmlich in Rausch versetzten. Dann fand man ihn mit Paul Marion zusammen im "Löwen", und die schwarz getäfelte

Kaffeestube erschallte von den Flüchen, den derben Spässen und den Lachsalven der beiden Kumpane. Alles kam an die Reihe: die Bewohner des Schlosses, die heimlichen Liebschaften der Stenotypistinnen, die Reden General de Gaulles, die Heldentaten Schumanns, die Hämorrhoiden Durands, der Umfang Frau Pfeiffers, die Proklamationen Doriots. Marion donnerte:

"Aber natürlich kann das in Sigmaringen nicht klappen. Es ist einfach nicht möglich. Denke nur... sie haben die Minister in ein Schloss gesetzt! Haben vergessen, dass die Revolution des souveränen Volkes sich gerade gegen die Schlösser gerichtet hat. Alles oder nichts. Entweder alle Mann ins Schloss oder alle in die Dienerzimmer... Der Chef des Kabinetts und die Abteilungsleiter hocken in den Dienerzimmern, während der Minister da oben sitzt. Das geht nicht so weiter. 1793 muss wiederholt werden. Ins Schloss... auf ins Schloss..."

Céline legte alles Lächerliche und alle Nichtigkeiten in Gestalten in unerhört grausamer Weise bloss. Nichts entging seinem Seziermesser. Kein Winkel des Schlosses, kein menschliches Wesen wurde verschont, und wenn nichts mehr übrig blieb, wenn Sigmaringen "tot", das "befreite" Frankreich eine Arena der Analphabeten, und Deutschland eine Wüste war, an deren Wegen sich die Schilder "Verboten" reihten, verliessen sie besänftigt und sprühend von guter Laune, den Raum und machten den "Stammgerichtjägern" Platz, die schon die Tische zu stürmen begannen.

Aber Ferdinand Céline hatte seinen Lebenszweck verloren. Die Sehnsucht nach den heimatlichen Plätzen verzehrte sein Herz... Die Sehnsucht nach Pantin, Belleville, Bagnolet, Ménilmontant... nach schmutzigen Kammern, in denen Céline einer Frau im Kindbett beisteht, während der Mann über einem Stuhl hängend seinen Rausch ausschläft... und Rauch, viel Rauch, der Pfiff einer Lokomotive in der feuchten Nacht, und der

Lärm der leeren Züge, die aus dem Nichts kommen und ins Nichts fahren.

Die Literatur führt weit. Céline sagte mir eines Tages:

"Verstehst du... die Juden? Nun, diese Burschen waren mir wohl gesinnt, nicht?... Jubelblatt, das war ein Kerl... Und eine Nummer beim Völkerbund. Und Jubelblatt hätte mich da reingebracht... Goldfranken und Ehren. Man kann nichts sagen... Sie waren mir gut gesinnt, die Juden. Ich habe es ihnen gesteckt. Es ist nicht gut, eine grosse Schnauze zu haben... Nein, das ist nicht gut..."

Céline wusste, dass man mit der grössten Härte gegen ihn vorgehen würde. Er versuchte die grösstmögliche Entfernung zwischen sich samt seiner Frau, den Bücherkoffern, der Katze Bébert und der Meute seiner Feinde herzustellen. Endlich nahmen die Deutschen seine Vorschläge an... Doktor Destouche wurde zum Arzt eines Lagers in Schleswig-Holstein ernannt.

"Ich reise... ich reise... und Bébert auch", schrie er schon von weitem, wenn er Freunde traf.

Céline landete nach dem Zusammenbruch Deutschlands in Kopenhagen. Jubelblatt hat natürlich versucht, zu seinem Pfund Fleisch aus der Lende des Feindes zu gelangen, aber die kleine dänische Regierung — es gibt noch Demokraten im dänischen Reich — hat bis jetzt auf alle Auslieferungsforderungen unter Berufung auf die "Menschenrechte, inbesondere das der freien Meinungsäusserung" geantwortet, dass sie einen grossen französischen Schriftsteller, dessen einziges Vergehen anscheinend darin bestanden hat, eben dieses Recht ausgeübt zu haben, nicht ausliefern könne..."

Aber, Bébert ist nicht mitgefahren. Obgleich er geimpft war und sein Name auf dem Pass stand. Die Gestapo hatte ihn verhört und ihm keinerlei Beziehungen zu den Engländern und Amerikanern nachweisen können. Alles war in Ordnung. Aber im letzten Augenblick hatte ein Erlass, der vielleicht aus dem Haupt-

quartier des Führers selbst stammte, entschieden, dass die Einreise von Katzen nach Dänemark — verboten sei.

Bébert ist direkt nach Paris zurückgekehrt... Wahrscheinlich hat er zu den Dachrinnen von Bagneux oder Belleville zurückgefunden. Vielleicht schreit er immer noch in mondklaren Nächten nach dem geliebten Herrn, der nun verschwunden ist und sicher droben im Norden gerade wieder einmal sagt:

"Ich liebe die Dänen nicht... Ich bin nicht nach Kopenhagen gekommen, weil ich die Dänen liebe. Ich liebe Belleville..."

Der Bürgermeister des nordischen Venedigs fragt höflich:

"Aber warum sind Sie dann zu uns gekommen, Herr Céline?"

"Weil man mir da unten, in Belleville oder Pantin, überall wo ich zehn Jahre lang all die unglücklichen Menschen gepflegt habe, die Gewehre an den Hintern hielt..."

Céline, der sich in den Nebeln des Nordens vor Sehnsucht nach seinen Pariser Vorstadtvierteln verzehrt, verlangt nichts anderes als seine grosse, gute Dachkatze wiederzufinden und seiner Sendung, der Armenpflege, wieder nachzugehen. Er wird nie wieder von Jubelblatt sprechen. Und sollte er wieder zu schreiben anfangen, dann wird es nur sein, um in sein "Mittelalter" zurückzukehren, um eine derbe Sprache zu erfinden, welche die Schreie der in der Nacht umherirrenden und nach der Gerechtigkeit der Menschen rufenden Dachkatzen übersetzt...

Im März kehrte ich, von Hildesheim kommend, nach der Hauptstadt der Hohenzollern zurück. Ich brauchte drei Tage zu dieser Reise, weil unser Zug ständig beschossen wurde und wir ihn bei jedem An-

griff verlassen und nachher im Sturm wieder nehmen mussten. Aber was sollte ich eigentlich in Sigmaringen? Ich war jetzt frei. Warum kehrte ich nicht in die Berge, in meine eigentliche Heimat, zurück?

Bei völliger Dunkelheit, in Schnee und Regen kam ich in Obergrainau, einem Bergdorf, fünfzehn Kilometer von Garmisch-Partenkirchen entfernt, an. Alphonse de Chateaubriant wohnte dort in einer romantischen kleinen Pension. Der Historiker Jean Héritier und Schneider, der Dichter des Franziskanerordens, lebten in demselben kleinen Gasthof, in dem ich mich in einer bescheidenen Dachkammer mit dem Blick auf die Zugspitze einrichtete.

Wieder einmal befand ich mich ausserhalb der Zeit und fern vom Kriegsgeschehen. Hundert Manuskriptseiten kamen zu "Face Nord" hinzu, das ich in Sankt Anton am Arlberg begonnen hatte. Wie in Sankt Anton, war ich auch hier trotz meiner Lebensmittelmarken und den kleinen Zuschüssen eines barmherzigen Freundes aus München beinahe am Verhungern. Die mit Zucker bestreuten Schwarzbrotschnitten sind in meiner Erinnerung unlöslich mit der Persönlichkeit Guido La Meslées verknüpft, an deren Gestaltung ich zu dieser Zeit mit grosser Leidenschaft arbeitete. Und wenn ich nicht mehr schreiben mochte, nahm ich, wie in Sankt Anton, die Skier und fuhr durch den Wald, in die Berge. Die Rehe kamen zutraulich heran und beschnupperten die Spur des einsamen Skiläufers. Das Ende des Tales verschwand in einem Wolkenmeer, die Sonne strahlte, der Frühlingsschnee glitzerte, und ich sog in vollen Zügen die kräftige Luft des Hochgebirges ein. Die spärlichen Nachrichten, die bis in diese Höhen drangen, waren erschütternd. Der Rhein bei Remagen überquert... Die Russen vor den Toren Wiens und Berlins...

Das alles geschah, während Alphonse de Chateaubriant die Herausgabe seiner Zeitschrift über den französischen Geist in Deutschland vorbereitete, nachdem

Berlin ihm die Zuteilung von Papier für das zweite Viertel des Jahres 1945 versprochen hatte. Der grosse französische Künder des Nationalsozialismus glaubte an ein Wunder, und er hatte vollkommen recht. Wer den Nationalsozialismus vor dem Krieg in Deutschland am Werk gesehen hat, seine ungeheuren sozialen Leistungen, den grossangelegten Städtebau, die Strassenbauten, die Landwirtschaftsreformen, die industrielle Umwälzung, den militärischen Aufstieg erlebt hatte, durfte wohl das technische und strategische Wunder erwarten, das den Lauf der Geschichte ändern würde...

Also... Remagen?... Wien?... Berlin?... Ich lebte in nahezu völliger Ruhe und Gelassenheit. Niederlage oder Sieg, es schien mir, als ob die stürmischen Leidenschaften der Menschen, deren Wogen bis an den Fuss der Berge schlugen, niemals bis zu diesen Höhen steigen könnten, die ich als Zufluchtsort erwählt hatte... Ich trainierte fleissig. Aufstieg, Abfahrt... Eines Tages überquerte ich, einsam wie immer, den Gletscher der Zugspitze und glitt über die Lawinenhänge. Erwald hinunter. Auf fünfzehnhundert Meter Höhe sollte man mich verfolgen? Mich auf zweitausend jagen? Mir bis auf dreitausend nachsetzen?... Sie würden aber doch zögern, mir in viertausend Metern Höhe die steilen Abgründe und schwindelnden Grate entlang zu folgen, wohin mein Glaube und meine Liebe zu den Bergen mich auf wundersame Weise gelangen liess... In fünftausend Metern Höhe würden die Erbärmlichen aus grosser Ferne auf mich schiessen, und würden dann ermattet in den Schnee sinken, von Gott und ihren armseligen Muskeln "motorisierter" Menschen verlassen. Und ich würde indes sechstausend, siebentausend Meter hoch steigen, und um mich würde nur noch die Grenzenlosigkeit des Raumes sein, in der Schnee und Himmel zu einer Einheit verschmelzen; während die anderen in der dünnen Luft vom Schwindel ergriffen hinter mir zurückblieben. Und federleicht würde ich

höher und immer höher steigen wie ein Phantom im Nebel, um endlich wie Guido La Meslée über die geheimnisvolle Schwelle in das Reich des Lichts zu treten.

Eines Abends im Gasthof in Grainau, als die Amerikaner schon Stuttgart besetzt hatten, kam Jean Héritier auf mich zu und schaute mich lange an...

"Menschen wie Sie können das alles vielleicht überstehen", sagte er, "zwei Jahre, drei Jahre, fünf Jahre in den Bergen versteckt leben... Aber ich bin schwach und krank... eigentlich schon ein Gefangener."

Die Ankunft Puks warf meine "Bergschlösser" über den Haufen. Sie liebte die Alpen nicht. Und die Zugspitze war leider nur dreitausend Meter hoch. Die französischen und amerikanischen Truppen besassen ausgezeichnete Skiläufer. Ich schloss also das Manuskript von Face-Nord wieder ein. Szenenwechsel. Neue Strategie. Wir beschlossen, nach Italien zu fahren.

Am 5. April verabschiedete ich mich von Chateaubriant. Er war immer noch in seine "Seelenchronik" versunken und suchte nach einem Titel für seine Zeitschrift. Er fragte mich:

"Welche Typengrösse würden Sie mir raten?"

Ich antwortete aufs Geratewohl:

"Die siebener."

Er schaute mich überrascht an, als ich ihm sagte, es sei höchste Zeit abzureisen, und zwar möglichst nach Italien, solange der Brenner noch nicht gesperrt sei und die Front im Süden von Bologna standhielte.

"Sie glauben nicht an die geheimen Waffen?"

"Natürlich, Meister... Aber Sie sollten beim Schweizer Konsul in Lindau um ein Visum ansuchen."

"Ich soll in die Schweiz gehen?"

"Ich weiss, das ist sehr schwer... Aber Sie, vielleicht... ein berühmter Schriftsteller... Versuchen Sie es..."

Er wandte sich an Frau C.

"Was halten Sie davon, liebe Freundin?"

"Natürlich, sollte man irgendetwas unternehmen..."

Wir umarmten uns schweigend. Niemals werde ich den letzten, klaren und reinen Blick seiner Augen vergessen.

Der alte Meister war ein Heiliger und ein Kind. Er ist ohne Schwierigkeit der Verfolgung durch die Bestie entgangen, die die Heiligen kreuzigt und die Kinder verschlingt. Er war schon unerreichbar, als die Vertreter der "résistance" zu ihm in die Schriftleitung der "Gerbe" in die Rue de Rivoli kamen, ihn zu umschmeicheln und zu beaufsichtigen! Sie beschäftigten sich mit dem Phantom Alphonse de Chateaubriants, die Dummköpfe. Der Heilige und Prophet, den ich gekannt hatte, befand sich längst in Sicherheit. Er hatte sich, wie die indischen Mystiker, in Geist verwandelt.

Seinem Glauben hatte er einst eine verheissungsvolle Laufbahn, die "Académie Française" und die Bewunderung der Toren geopfert, als er "La Gerbe des forces" herausgab, ein Buch, das die Franzosen einmal wieder lesen sollten, und durch seinen Glauben sollte er nun gerettet werden. Er ist in den grossen deutschen Wäldern untergetaucht. Gewiss bereitet er sich heute in einer Mönchskutte, die ihm besser ansteht als der Rock des Zeitungsdirektors, in irgendeinem verborgenen Kloster vor, auf dem hohen Weg des Lichtes, den er mir gezeigt hat, davonzuschreiten...

Abfahrt nach Italien. Aber vorher ging es noch einmal nach Sigmaringen, wo ich mir einen Sonderauftrag besorgen wollte, um bei der Ueberquerung der Alpen zugleich möglichst viele Kameraden zu retten.

Wir müssen über Innsbruck, denn die nördlichen Eisenbahnlinien sind infolge des Vormarsches der "Alliierten" bereits abgeschnitten. Innsbruck... Sankt Anton... Lindau... Konstanz... Wir erleben auf der Fahrt das Epos der letzten Tage Süddeutschlands. Wer das mitangesehen hat, versteht, dass Hitler nicht log, als er sagte, dass der Nationalsozialismus fähig sei ein Jahrtausend zu überdauern.

Die Russen umzingeln Wien, durchbrechen die nörd-

liche Tschechei, ziehen die Baltische Küste entlang; die Amerikaner marschieren in Stuttgart ein, die Engländer dringen in die Ebene von Hannover vor. Das Reich ist zerrissen und zerstückelt, seine Armeen von Norden nach Süden, von Osten nach Westen zurückgeworfen. Einzelne eingeschlossene Einheiten bilden hier und da noch Inseln des Widerstandes. Die Gaue, die Kreise sind voneinander abgeschnitten. Die landwirtschaftlichen Gebiete können die Industriezonen nicht mehr versorgen und trotzdem werden vor unseren Augen in jedem dieser selbständig gewordenen kleinen Bezirke die Lebensmittelkarten beim Bäcker, beim Fleischer, beim Kolonialwarenhändler wie immer beliefert. Die Sonderzuteilung an Konfekt oder Zucker wird, genau wie vorgesehen, am festgesetzten Tag ausgegeben. Das Papier für die Zeitschriften Chateaubriants ist in Herstellung begriffen, und der Bau der Messerschmitt- und Raketenflugzeuge geht in dem Tempo weiter, das der Kriegsproduktionsplan vorschreibt. Im Südabschnitt findet gerade eine technische Abnahme von Flugzeugen statt. Wir sehen sie gleich schwarzen Pfeilen, wie der Sturmwind heulend, mit einer Geschwindigkeit von vielleicht elfhundert Stundenkilometern vorüberjagen.

Und die Lebensmittelkarten werden weiterhin überall beliefert werden, solange bis in jeder einzelnen Stadt und in jedem einzelnen Dorf vom Baltikum bis nach Tirol ein amerikanischer Kommissar das Rathaus übernimmt; und die Flugzeuge werden weiterhin aufsteigen, solange bis auch der letzte Flugplatz von Bomben zertrümmert ist. Die Armeen der ganzen Welt stehen auf deutschem Boden, und ihre Flugzeuge verdunkeln den Himmel. Es kämpfen tausend gegen einen, und die Menschen müssen wirklich das Gefühl für Ehre und Mut verloren haben, um einen solcherart erworbenen Sieg rühmenswert zu finden. Die Bahnstrecke nach Innsbruck ist unterbrochen. Was tut's. Die Fracht wird auf Lastwagen umgeladen. Die Reisenden schlep-

pen ihr Gepäck zu Fuss. Dann geht es weiter, während grosse Arbeitsmannschaften emsig damit beschäftigt sind, zwischen zwei Tunnels, über eine fünfzig Meter tiefe Schlucht, eine Hilfsbrücke zu errichten. Morgen wird die Brücke wieder stehen. Uebermorgen wieder zerstört sein. Wieder aufgebaut... wieder zerstört.. wieder aufgebaut werden... Man kämpft bis auf den letzten Mann...

Die Bevölkerung ganzer Nationen strömt nach dem letzten Zufluchtsort Tirol. Es ist schlimmer als in Berlin, denn hier sammeln sich nicht nur die Volksmassen aus Posen, aus dem Osten, sondern auch die Ueberlebenden aus Budapest, die Flüchtlinge aus Bukarest, Belgrad, Klagenfurt. Es werden alle Sprachen gesprochen in diesen endlosen Kolonnen, die auf den Landstrassen und über die Felder dahinziehen. Man sieht alle erdenklichen Kostüme: weisse Lederjacken aus Transsylvanien, Russenhemden, österreichische Joppen, rote kroatische Mützen, bulgarische Tunikas, griechische Lumpen. Alle Kreise, alle Berufe sind vertreten: rumänische Boyarden, reiche polnische Bauern mit Mützen aus Wolfsfell, Kolchosenbauern aus der Krim, Ueberlebende aus den subkarpatischen Ghettos, Matrosen aus Konstanza, Wiener Sänger, Beamte aus Pressburg, ausländische Arbeiter in blauen Werkhosen, italienische, bulgarische, ungarische Soldaten, dazwischen selbst Zigeunerkarren.

Der Boden Mitteleuropas gleicht einem wimmelnden, von der Hand des roten Riesen aufgewühlten Ameisenhaufen. Aber überall regeln unsichtbare Führer den Marsch, die Rast, die Verpflegung. Ganz anders als bei der französischen Flucht von 1940. Alle Welt ist mit Proviant versehen, und jeder kennt im voraus seinen Weg.

Seit zwei Jahren leben in der kleinen Stadt Zirl, die normalerweise vielleicht tausend Einwohner zählt, dreitausend Menschen. Und es wäre Platz für zehntausend da. Ich suche den Ortsgruppenleiter auf, der na-

türlich reichlich zu tun hat. Er empfängt mich sehr korrekt... und sorgt für Unterkunft. Man könnte ganz Russland in diesem armen, in seinen Bergen gefangenen Tirol unterbringen. Die Berghütten sind vollgepfropft und ebenso die Scheunen, die Amtsgebäude, die Kraftwerke, deren summende Dynamos gleichsam eine ernste, dunkle Begleitmusik zu den endlosen, grauenvollen Erzählungen der Flüchtlinge bilden:

Chor und Solostimme... Die Frauen Budapests vergewaltigt... Die Frauen Wiens vergewaltigt... Die Russen plündern die Häuser, schleppen Nähmaschinen, Fahrräder, Rundfunkapparate, Oefen, Wäsche, Möbel mit fort; die Fabriken werden ihrer Maschinen beraubt, das Rohmaterial wird nach dem Osten verfrachtet. Die Soldaten zertrümmern, was sie nicht mitnehmen können, und ziehen mit Wolfsgeheul durch die Strassen. Die Mongolen nehmen sich Armbanduhren als Amulette und behängen sich die Arme damit bis zu den Schultern; sie zerschlagen die Fahrräder, die sie zum ersten Mal in ihrem Leben sehen und auf denen sie kein Gleichgewicht halten können; sie schiessen in die schrillenden Wecker, die sie für Höllenmaschinen halten. Es ist der Einbruch der Barbaren. Europa bricht zusammen. Alles brennt, stürzt, ächzt, stirbt... Aber der Nationalsozialismus organisiert...

Millionen von Männern, Frauen und Kindern treiben Haustiere, Kühe mit schlaffem Euter, Arbeitspferde, Haushunde vor sich her dem Westen zu; alle nur denkbaren Transportmöglichkeiten werden benützt: Fahrräder, Handwagen, Schubkarren, Leiterwagen, Kinderwagen, Gepäckwagen und sogar Leichenwagen. Tag und Nacht wogt es dahin gleich den Fluten des Meeres. Und gegen diesen endlosen Strom jagen die letzten motorisierten SS-Regimenter auf der für die Wehrmacht freigehaltenen Strassenseite gen Osten. Der Geruch dieser Massenzüge, die die Leichen ihrer Angehörigen im Stroh der Karren verborgen mit sich führen, vermischt sich mit dem der Motoren: schlecht ge-

reinigtes Benzin und Rizinusöl... Die SS-Trupps verschwinden... Ave Cäsar...

Aber nichts kann den Strom der Fliehenden aufhalten. Es war, als ob Europa verwundet und sterbend auf dem Schlachtfelde läge, und alle Aerzte über den sterbenden Riesen gebeugt in fieberhafter Eile versuchten, das Blut zu stillen und Klammern anzulegen, während über ihren Köpfen unaufhörlich die englischen und amerikanischen Flugzeuge kreisen, schamlos und zudringlich wie Schmeissfliegen.

Die Regimenter de Gaulles befanden sich auf dem Marsch nach Sigmaringen. Die Sender des Westens versprachen uns ein schönes Autodafé für den Tag, an dem die heldenmütigen Senegalesen das Städtchen von der "Tyrannei Vichys" befreien würden. Ich glaube, dass ihre Führer sich diesbezüglich keine Illusionen machten... Als sie in die Hauptstadt Hohenzollerns einzogen, fanden sie kaum mehr als ein halbes Dutzend "Kollaborationisten" vor. Vom Marschall bis zum Koch des Prinzbaus war glücklicherweise alles geflohen, denn wo immer in den Städten und Dörfern der Umgegend die Armee der Zivilisation einen unserer Kameraden ergriff, wurde er ohne Urteilsspruch hingemordet. Die Frauen wurden von den Schwarzen missbraucht. Die Tochter eines unserer Freunde, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als seiner Arbeit nachzugehen, wurde vor den Augen ihres Vaters niedergerungen und so oft vergewaltigt, bis sie tot war. In der Nähe von Wildflecken schoss ein Militärarzt, den man eines Tages sicher entdecken wird — es kann gar nicht anders sein, als dass man ihn einmal findet — eigenhändig neunzehn junge Männer der SS-Brigade "Karl der Grosse" nieder, die sich waffenlos zusammen mit anderen politischen Flüchtlingen in einem Dorf versteckt hatten. Alle Verdächtigen hatten sich mit nacktem

Oberkörper in einer Reihe aufstellen müssen und, sowie er unter der linken Achsel das kleine Zeichen der Blutgruppe entdeckte, schoss er den Betreffenden ohne ein Wort nieder.

Als ich am 10. April ankam, hatte der "Auszug" bereits begonnen. Ich fand Poisson und De Lacaze bei der Arbeit. Zwei grundverschiedene Menschen, der eine kam von der äussersten Rechten, der andere von der äussersten Linken, die sich dennoch in dieser grössten Notlage zu sinnvoller politischer Arbeit zusammenfanden. Jeder Milizsoldat wurde mit einem Fremdarbeiterausweis, einer kleinen Summe französischen Geldes und einem deutschen Arbeitsbefehl versehen und Richtung Stuttgart geschickt. Sobald er das von der Wehrmacht gehaltene Gebiet verlassen hatte, vernichtete er seinen Arbeitsbefehl, liess sich von dem alliierten Vormarsch überholen und zog nach Westen weiter, ehe die Truppen Zeit hatten, einen Kontrolldienst einzurichten. Hätte die Miliz einen ebenso scharfen politischen Verstand besessen, als sie noch in Frankreich stand, wäre die nationale Revolution nicht im Sande verlaufen.

Aber der Regierung von Sigmaringen fehlte es an Mitteln, um das Weiterleben in der Verborgenheit wirksam vorzubereiten. Die Minister hatten die Staatsbank unangerührt gelassen, als sie das Land verliessen. Nur Darnand hatte aus Belfort dreihundert Millionen mitgenommen, ein magerer Zehrpfennig, wenn man den zügellosen Rhythmus der Entwertung des Franken in Betracht zieht. Was war die Regierung Vichys doch kleinbürgerlich! Wie sehr war sie doch mit christlich-demokratischen Skrupeln behaftet! Würden wirkliche Revolutionäre bei ihrem Abzug die Kasse der Kapitalisten zurücklassen, wenn sie ihnen zur Verfügung stünde? Ein ganz unsinniger Gedanke... Man stelle sich einen Stalin vor, der von Hitler oder Truman besiegt, den Schatz der Sowjets in Moskau lässt!... Undenkbar! Die Wahrheit ist diese: hätten wir Gold ge-

habt, das Gold, das Pétain für Frankreich so ehrenhaft hütete und das die "Befreier" dann so rasch vergeudeten, so hätten wir sehr vielen unserer Kameraden das Leben retten und die Vierte Republik bei der Verdauung ihrer Verbrechen mit viel mehr Erfolg stören können als mit der heimlichen Verbreitung eines "Combattant Européen" oder eingebildeten Pfaffenverschwörungen.

Aber wir hatten in den vier Jahren der politischen Verflechtung mit Deutschland den Kapitalismus und seine Gesetze und Erfordernisse fast vergessen. Im Laufe der letzten Monate seiner Existenz war der Nationalsozialismus zum vollen Bekenntnis seiner Verachtung für den Kapitalismus gelangt. Er hatte das goldene Kalb erwürgt. Wir hatten alle sehr viel Papiergeld in der Tasche, aber wir waren einer so arm wie der andere, denn das eigentliche Geld waren die Lebensmitelkarten, mit denen die Güter der Gemeinschaft auf der Grundlage strengster Gerechtigkeit verteilt wurden. Ingenieure, Diplomaten, Generäle, französische Beamte, Deutsche, Italiener, Tschechen, Belgier, die Stenotypistinnen, die Arbeiter, die Landstreicher, die Wissenschaftler — nicht zu vergessen die geheimnisvollen Beherrscher der schwarzen Magie, die Konstrukteure der V 3, 4, 5, 6, der A 10 und der Atombombe — sie alle waren dem unerbittlichen Gesetz der Armut untertan. Hitler hatte die berühmte Gleichheitsidee der französischen Revolution in die Tat umgesetzt. Gewiss hatte er sie von unten herauf verwirklicht — und das müsste ernst stimmen, wäre dieser Zustand des 1945 in Deutschland versammelten Europa aus dem Geist des Nationalsozialismus hervorgegangen, wie die proletarische Gesellschaftsordnung in Russland sich aus den Lehren des Bolschewismus entwickelte. Der Nationalsozialismus hat die Gleichheit zwar im Unglück verwirklicht, aber das war gleichsam Zufall, beruhte auf den Erfordernissen der Kriegsdisziplin. Seine Weltanschauung und seine Aufbaukraft befähigten ihn von vornherein, die Gleichheit auch unter glücklichen Ver-

hältnissen zu verwirklichen, denn die Vorrechte der "Herrenmenschen", die Vorrechte des internationalen politisch-militärischen Adels waren ganz und gar nicht materiell gedacht. Es handelte sich um ein Befehlsrecht für die Besten, das äusserst harte Pflichten in sich schloss. Wäre es Hitler gelungen, "Eurasien" zu verwirklichen und ein europäisches Indien zu schaffen, so hätte der Kontinent einen nie dagewesenen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt.

Aber, für einen in seiner Tradition befangenen, seit Jahrhunderten auf das grosse Handelsgeschäft ausgerichteten, von bäuerlich-fanatischer Liebe zum gehorteten Gold erfüllten Franzosen war es genau so schwer, sich mit dem Ende des Kapitalismus abzufinden, wie die von der SS verkündete innere Revolution zu vollziehen.

Eines Abends, in Grainau, erhielt ich einen Beweis dafür. Der Historiker Jean Héritier, der doch wirklich bis auf den Grund der nationalsozialistischen Lehren gedrungen war, sagte mir im Vertrauen:

"Als Chefredakteur der Zeitschrift Chateaubriant's bekomme ich von Sigmaringen 1500 Mark im Monat... Hier im Hotel verbrauche ich mit meiner Frau und Tochter 900... Wissen Sie, was ich mit dem Rest mache?"

"Sie zünden wohl damit ihre Zigaretten an?"

"Nein, ich rauche nicht.. ich spare, mein Lieber... Man weiss nie, was kommt... Die Regierung in Sigmaringen wird mir mein Gehalt nicht immer regelmässig auszahlen. Man muss an die Zukunft denken."

Ich entdeckte in seinem Blick einen Funken jener Pfiffigkeit und altväterlichen Vorsicht, die ich bei unseren französischen Bauern so oft wahrgenommen hatte, wenn sie vom Vieh und von den künftigen Ernten sprachen... Man muss an die Zukunft denken... Jean Héritier legte Erparnisse in Mark zurück, während bereits die amerikanischen Kanonen über dem Schwarzwald dröhnten!!! Es war das tausendjährige Frankreich, das

aus ihm sprach, das seit den Tagen Ludwig XI. bis zu Poincaré stets um seine Groschen besorgte Frankreich des Sparstrumpfes, das Frankreich, das mit der Fahne des Marschalls untergehen würde und das in der Seele eben dieses Jean Héritier bis zur letzten Minute zähe kämpfte, das revolutionäre, antikapitalistische Frankreich, dem er einige Tage später seine Freiheit opfern würde.

Die französische Kolonie in Sigmaringen begann ihre aussichtslose Flucht. Man flickte die alten Lastwagen der Miliz. Alles, was nur Räder hatte, musste herhalten. Man grub die mageren Benzinreserven aus. Abetz und Rahn versuchten das Unmögliche, um ihren Freunden zu helfen. Aber Deutschland konnte nichts mehr für uns tun. Es sammelte seine allerletzten Kräfte, in der Hoffnung, noch die paar Wochen, die paar Monate durchzuhalten, bis das Wetterleuchten der Geheimwaffen als Zeichen des Heils am Himmel aufblitzen würde.

Die Züge wurden gestürmt. Einzelne Männer zogen auf der Landstrasse zu Fuss los, raus aus Sigmaringen, aus diesem Pulverfass, das jeden Augenblick in die Luft gehen konnte. Andere hatten sich in Konstanz festgesetzt und versuchten, die schwachen Stellen der Schweizer Grenzbewachung herauszufinden. Sie machten sich keinerlei Illusionen. Die Schweiz? Eine englische Kolonie... Und was das berühmte "Asylrecht" betraf, so wusste man Bescheid... Einige Tage später ging dieser Trupp gewaltsam über die Grenze und ergab sich den Schweizer Behörden, die beschlossen, die Männer in die Hölle zurückzuschicken und die Frauen und Kinder dazubehalten... Aber es geschah das Unglaubliche: unsere bewunderungswürdigen Frauen machten kehrt. Nicht eine blieb in der lieblichen Heimat des Roten Kreuzes.

Diese ganze Betriebsamkeit hatte weder Sinn noch Zweck. Jeder einzelne hatte zwar seinen eigenen kleinen Plan, zwinkerte mit den Augen, umgab sich mit Geheimnissen. Aber abgesehen von dem organisierten Aus-

zug der Miliz und den geschlossenen Transporten nach Italien, gab es nicht die geringste Möglichkeit, jener grössten Polizeirazzia, die die Welt jemals erlebt hat zu entgehen. Der internationale Schrecken blies aus allen Himmelsrichtungen und fegte alles rein. Man muss solche Stunden erlebt haben, um zu begreifen, dass die Bestie die Ueberlebenden dieses Abenteuers nie mehr wird täuschen können. Heute hat sie ihre Maske wieder aufgesetzt, spricht vom Leid der Welt, von Menschlichkeit, von Barmherzigkeit, verteidigt die "Menschenrechte", die Gedankenfreiheit, das urarische Gefühls- und Geistesgut, dessen sie sich schamlos bemächtigt hat. Uns aber ist es vergönnt gewesen, ein einziges Mal ihr wahres Angesicht zu erblicken in dem Augenblick, als sie um die Rückeroberung ihres Reiches kämpfte und sich in der Hitze des Gefechtes selbst entlarvte. Das genügt.

Am 11. April verabschiede ich mich von Marcel Déat. Der Arbeitsminister empfängt mich in seinem Dienstzimmer im Prinzbau. Wie immer spricht er mit beissender Ironie.

"Ich ziehe um", sagt er zu mir. "Darnand auch, und der versteht etwas von der Sache."

Um uns herum schleppen die ehemaligen Mitglieder der R. N. P. (Rassemblement National Populaire) Kisten und Kasten. Wenig Akten. Viel Waffen. Lebensmittel. Benzinkanister. Ich bitte um einige Aufschlüsse über die militärische Lage, denn seit einigen Wochen verhüllt die deutsche Propaganda alles mit künstlichem Nebel.

"Es steht sehr schlecht. Die Gaullisten marschieren auf den Bodensee zu. Was denken Sie?"

"Wissen Sie, Herr Minister, ich lasse mich nie beirren. Ich vertraue auf die neuen Waffen."

"Aber warum gehen Sie dann nach Italien?"

"Weil ich zur "letzten Front" gehören will. Wenn man sich irrt, muss man seinen Weg bis zum Ende gehen. Seinem Verbündeten muss man treu bleiben."

Déat spielte zerstreut mit einer Pistole, die vor ihm auf dem Tisch lag. Ich fragte mich als vorsichtiger und vernünftiger Mensch, der die spontane Wirkung solcher automatischer Pistolen wohl kennt, ob die Hochschule eine genügende Vorbildung für solche Spielereien mit Abzughähnen gewährleistet. Aber die "Hochschule" lag weit zurück. Marcel Déat hatte viel gelernt, seit er am Ruder war. Er antwortete langsam:

"Und wenn die neuen Waffen nicht zum Einsatz kommen?"

"Dann ist der Krieg verloren. Was mich anbelangt, so habe ich vor, in die Verborgenheit unterzutauchen. Um untertauchen zu können, brauche ich chaotische Verhältnisse. Darum will ich nach Mailand."

Es klopfte. Ein R. N. P.-Mann erschien auf der Schwelle und schlug die Hacken zusammen.

"Sollen wir auch die Maschinengewehre aufladen, Chef?"

"Aber natürlich, packen Sie sie in den 'Panhard' ".

Déat lächelte flüchtig.

"Ich glaube natürlich an den deutschen Sieg... wie alle Welt, aber ich ergreife Vorsichtsmassregeln... Ja, der Krieg ist verloren, es sei denn... Ich glaube nicht an die Geheimwaffen, wohl aber an eine Umkehrung der Bündnisse. Deutschland mit Russland..."

Ich verabschiedete mich von dem Minister. Lächelnd betrachtete er seine Waffenkisten. Niemand wusste damals, dass es ihm gelingen würde, sich in die Verborgenheit zu retten und dass er als einziger unter allen Führern der Kollaboration dazu bestimmt war, am Leben zu bleiben und seine Freiheit zu bewahren.

Ich verliess den Prinzbau und ging auf die Donau zu. Eine grosse Betriebsamkeit herrschte in der Leopoldstrasse. Die Miliz vervollständigte ihre Brotreserven in der Bäckerei. In der Nähe des Rathauses lud einer meiner alten Getreuen der J. N. E. (Jeunesse de la Nouvelle Europe) Koffer auf einen Lieferwagen.

Jeder hatte sich irgendeiner Dienstgruppe angeschlossen, ohne eine bestimmte Aufgabe, nur von zufälligen Sympathien geleitet, jeder versuchte sein Glück. Niemand dachte an De Brinon, der kein Glück hatte und dies auch zeigte. Ein paar Tage später befand sich der Unglückliche ganz allein vor den Toren von Innsbruck, am Ende seines Benzinvorrates angelangt. Er kreuzte die Arme und sagte:

"Gut, nun brauche ich nur noch auf die Amerikaner zu warten..."

Auf die Amerikaner... und auf die Kerker der Festung von Chatillon. Sein Rang und seine Lebensgewohnheiten machten es ihm unmöglich in die Berge zu flüchten oder das Gewand des Fremdarbeiters anzulegen. Er hatte sein Recht zum Weiterleben verwirkt. Das Schicksal vollendete seine Auslese.

Ein wenig später standen die Leute vor dem Kino Schlange. Ein eigenartiges Gegenstück zu der fieberhaften Tätigkeit der Abziehenden. Aber das war das Gesetz Deutschlands: das Leben ging weiter. Ich schritt am "Löwen" und am "Schön" vorbei, überquerte den Platz vor dem Lazarett und betrat den Spazierweg, der sich zwischen den Felsen und dem Ufer der Donau dahinschlängelt.

Der Nachmittag neigte sich seinem Ende zu. Der Frühling war noch reichlich kühl, und Nebelschwaden hingen über dem Wasser, zogen über die erfrorenen Wiesen und umsponnen die Bäume. Eine Glocke läutete gleichsam ängstlich in der Ferne. Der Geruch des verbrannten Torfs, dieser Geruch, an dem ich noch am Ende der Welt, mit verbundenen Augen, eine deutsche Stadt wiedererkennen würde, wurde vom leichten Wind

herüber getrieben. Deutlich hörte ich die mit grausamer Gleichmässigkeit fallenden Hammerschläge... die Kisten wurden zugenagelt...

Und hier am Ufer der Donau wurde mir plötzlich die ganze Lage klar... Alles war zu Ende. Die geheimen Waffen kamen zu spät. Was da unten zugenagelt wurde war der Sarg, in dem der Leichnam der Kollaboration gebettet lag... Die Abendglocken läuteten in allen Dörfern um Sigmaringen. Ich hatte das Gefühl, schiffbrüchig auf hoher See zu treiben und dem Ruf der Nebelhörner zu lauschen, der immer schwächer wurde, je weiter mich die Strömung ins offene Meer, dem Tod entgegen trieb... Sterben ist nichts, wenn man sich mit der Vergangenheit ausgesöhnt hat. Furchtbar ist es zu sterben, ohne den inneren Frieden gefunden zu haben. Die Frage, die ich mir stellte, war nicht: "Haben wir einen geschichtlichen Fehler begangen, indem wir versuchten, mit Deutschland zusammen zu arbeiten?" Sondern: "Wenn die Zusammenarbeit möglich ist — und das weiss ich mit Bestimmtheit — warum ist dann das Kriegsglück den Wohlgesinnten nicht hold?"

Langsam kehrte ich um und ging wieder gen Sigmaringen zurück, inmitten des Nebels, der etwas von dem Geruch des verbrannten Torfs angenommen hatte, eingehüllt von der Stille, die kein Glockenton mehr durchbrach, und bedrückt von dem Gefühl meiner Niederlage... Ich war nur ein unbedeutender Soldat, aber in meiner Bedeutungslosigkeit lag meine Grösse, sie beruhte auf meiner Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit. Ich wusste, dass die Kollaboration möglich war, denn ich hatte sie geistig und praktisch erlebt. Ich wusste, dass unsere Feinde logen, wenn sie behaupteten, dass die Kollaboration nur eine getarnte Versklavung sei, denn meine eigenen Erfahrungen widersprachen diesen Behauptungen Ich war aus freiem Willen zu dieser Politik gelangt. Die Deutschen hatten mich nicht dazu aufgefordert, geschweige denn dazu gezwun-

gen. Vier Jahre lang hatte ich mit meinen Schriften, meinen Vorträgen und durch den Einsatz meines Lebens in Russland positiv zur Entstehung der europäischen Einheit beigetragen. Ich hatte nichts von meinem Franzosentum preisgegeben.

Dort unten in dem sagenhaften Schloss, das sich noch deutlich in den letzten Sonnenstrahlen durch den Nebelschleier abzeichnete, wurden noch immer Kisten zugenagelt...

Die Kisten Boemelburgs, der den Frieden der SS vertrat, die Idee, der ich nicht bis zum Ende zu folgen gewagt hatte, weil es mir an revolutionären Fähigkeiten fehlte, aber zu der ich unweigerlich gelangt wäre, wenn der Kampf noch länger gedauert hätte, denn es war die Idee, die in ihrer Unerbittlichkeit dieser "Eiszeit", die wir durchlebten, allein entsprach...

Die Kisten von Otto Abetz, dem Vertreter des Ribbentropschen Friedens, eines Friedens auf demokratischer Grundlage, mit europäischen Wirtschaftsverhandlungen, Besprechungen am grünen Tisch, und vielleicht einem internationalen Parlament...

Die Kisten der Wehrmacht, die den Waffenfrieden vertrat, den niemand haben wollte, nicht einmal die dem Nationalsozialismus huldigenden preussischen Generale...

Ich blieb stehen und betrachtete die kleinen Wirbel, die sich am Flussufer bildeten, wo die Strömungen aufeinanderstiessen. Deutschland war auch so ein Schauplatz mannigfaltiger Strömungen und Kräfte, die verschiedenen Zielen zustrebten. Was wäre im Falle eines Sieges geschehen? Ich glaube, da ich den deutschen Realismus kenne, dass die Notwendigkeit einer rationellen Organisation des Kontinents bald über alle Theorien und Ideologien gesiegt hätte, auf jeden Fall aber wäre das Räderwerk glatt gelaufen.

Die Zusammenarbeit mit Frankreich wäre sicher nicht schmerzlos vor sich gegangen. Aber würde der "demokratische" Friede vielleicht schmerzlos kommen?

Gewiss, mein "Franzosentum" habe ich mitunter heftig verteidigen müssen. Aber was ein einfacher Kämpfer hat retten können, wie sollte eine kluge festgefügte Regierung das preisgeben? In Wahrheit hätten die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland sich unter dem Zwang der Verhältnisse entsprechend den Bedürfnissen des täglichen Lebens, von Grund auf umgestaltet. Beide Völker hätten aufgehört, ihre Substanz sinnlos zu zerstören und wären dazu übergegangen, sie auszutauschen und sich täglich zu bereichern.

Plötz'ich hörte ich in der Ferne das Signal zum "Fahnenappell"... Ich zog meine Ledermütze... Die Fahne würde zum letzten Male eingeholt werden... Eine tiefe innere Bewegung ergriff mich. Ich fühlte dunkel, und seither hat sich jenes Gefühl immerfort verstärkt, dass diese Handlung von geschichtlicher Bedeutung war...

Diese Fahne, die langsam im Nebel herabsank, war mehr als das Symbol einer Bündnispolitik des keltischen und des germanischen Reiches, sie war das Banner Europas. Nach uns kam das Nichts.

Zum letzten Mal wurde in Sigmaringen zum "Fahnenappell" geblasen, und die Fahne, die damals niedergeholt wurde, war nicht nur das Banner Europas, sondern auch das der Christenheit. Die Barbaren befanden sich in Wien. Und eines Tages konnten sie ebensogut in Paris oder Rom sein. Unser Kampf erhielt seinen historischen Sinn, und ich fühlte, dass jeder Tag ihn jetzt von neuem rechtfertigen würde. Denn die deutsch-französische Zusammenarbeit war nebensächlich, notwendig, aber nebensächlich, in dem Kampf, den wir um die Verteidigung eines zweitausend Jahre alten Menschenideals geführt und verloren hatten. Mit dem Marschall würde der letzte grosse politische Führer der Glaubenden verschwinden.

Die Szene der Zusammenkunft in Montoire erschien mir in jenem Augenb'ick wie eine jener Radierungen, die in naiven, aber eindringlichen Bildern die Etappen

auf dem Wege der Menschheit festhalten. Eine Hand streckte sich dem Feind entgegen. Das war es, was die Jahrhunderte überdauern würde... Die grosse revolutionäre Geste, die uns das Evangelium Christi lehrt... "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst". Geistig gesehen war es in Montoire um das Schicksal der Welt und um die Zukunft der Kirche gegangen. Der alte Marschall hatte versucht, jenen bolschewistischen Führer zu widerlegen, der da im Gefängnis schrieb:

"Kennst du seit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion auch nur ein Beispiel eines Staates, der wirklich eine christliche Politik verfolgt hätte? Du kannst mir nicht ein einziges nennen."

Dies war jetzt verscherzt. Der Schritt würde sich so bald nicht wiederholen lassen. Das Chaos würde über die christliche Welt hereinbrechen, und dieses Chaos würde unsere höchste Rechtfertigung sein...

Ich hob den Kopf. Festen Schrittes, ruhig und gefasst, strebte ich der Stadt zu, indess vor Philippe Pétain, Marschall von Frankreich, dem Helden und Märtyrer des Vaterlandes, dem Verteidiger aller Glaubenden auf der Spitze des Hauptturmes, von neuem tragischem Ruhm bedeckt, die letzte Fahne langsam in die graue Dämmerung sank...

COMEDIANTE ? — TRAGEDIANTE ?

Es ist zwei Uhr morgens. Wir bewegen uns mühselig vorwärts, mit den Füssen immer wieder in Drahthindernissen hängen bleibend, unter der tastenden Hand geben die Betonflächen nach. Man vermeidet gerade im letzten Augenblick den tödlichen Sturz in einen Bombenkrater. Jean Pierre stürzt und flucht. Puk singt. Der Philosoph fragt:

"Ist dein Bahnhof noch weit?"

"Ach wo, da ist er ja..."

Unsere Koffer hinter uns her schleifend, suchen wir die genaue Stelle, wo früher ein Bahnhof stand und wo heute noch die Züge halten. Viel haben die Bomben nicht von der internationalen Brennerstation übriggelassen. Deutsche Kontrolle. Deutsche Zollbeamte. Erdteile mögen verschwinden, aber selbst an den Grenzen des versunkenen Atlantis wird sich noch eine Zollstation breit machen... Die ganze Nacht atmet Angst. Hoch über uns streicht ein einsames Flugzeug am Himmel. Es entfernt sich. Wir atmen auf. Es kommt zurück. Wir ducken uns. Der Lichtstrahl einer Taschenlampe enthüllt die Gegenwart von Tausenden von zornigen Spukgestalten...

"Licht aus, Licht aus!"

Schritt für Schritt folgen wir dem grossen Heer von deutschen Soldaten, die nach Bologna wollen, von Flüchtlingen, von Kollaborationisten, von Kriegsgefangenen, die alle von dem einen kleinen Flugzeug in Schrekken versetzt werden. Wohl wissen wir, dass es nichts

gegen uns vermag, mit seiner leichten Bombe und seinem Maschinengewehr, das in der Dunkelheit seinen Sinn verliert, aber so sehr hat sich die Angst vor dem feuerspeienden Himmel in uns allen festgesetzt, dass das Geräusch eines Flugzeugs in der Nacht alles über den Haufen wirft. Die deutschen Beamten kontrollieren die Marschbefehle. Schnell, schnell! Man zählt Devisen, tauscht Mark gegen Lire ein. Nur schnell. Die grossen Bomber werden wiederkommen wie jeden Tag, jede Nacht seit Monaten. Und nirgendwo ist mehr eine Zuflucht. Nichts als Ruinen und Tod überall. Selbst der Berg zeichnet sich wie ein riesiger Schutthaufen gegen den Himmel ab. Nur schnell. Jetzt, da Italien seine Tore zur Freiheit öffnet, wäre es doch zu dumm, am Brenner sein Leben einzubüssen. Ach, ist dieser Zollbeamte aber dumm! Nein, wir haben nichts zu verbergen, sehen Sie doch selbst! Hier sind die Mark. Die Quittung, die wir dafür bekommen, hat soviel Wert wie die Zeitung von vorgestern. Schnell, nur schnell. Die Ueberquerung des Brenners ist heute gefährlicher als einst eine Schiffahrt um Kap Horn. Marschbefehl? Hier... Seit Sigmaringen bin ich Führer eines Transportes der Miliz. Wehrmachtsfahrschein in Ordnung: 10 Mann (in Wirklichkeit sind es nur 8, darunter drei Frauen...). Aber ja, Alter, versuche nicht zu begreifen! Wir werden dir das alles nach dem Krieg erklären, auch warum und wieso der Leiter des Transports selber nie der Miliz angehört hat und mehr als die Hälfte seiner Truppe auch nicht. Man verlässt Sigmaringen eben wie man kann, mit den geringen Mitteln, die einem noch zur Verfügung stehen.

Wir trinken rasch einen Kaffeersatz in der Sammelstelle des Roten Kreuzes. Das ist hier die Vergnügungsstätte "Zum letzten Glück". Eine dichte Menge von Uniformen und zerfetzter Zivilkleidung drängt sich in den Räumen. Aber überall herrscht völlige Ruhe und Ordnung. Es ist Deutschland gelungen, die Katastrophe selbst sogar zu organisieren. Rasch, ein Zug!

Was macht denn der Zug? Die Lokomotive, die unsere zwei Wagen Gepäck von Innsbruck hierhergezogen hat, ist fauchend, unter kurzen Pfiffen davongefahren, so, als fürchte sie, ein etwas lauteres Signal könnte den Himmel zum Einsturz bringen. Dabei wird der Himmel auf alle Fälle einstürzen, es ist nur noch eine Frage von Minuten.

Dennoch hätte ich gern meinen Transport heil und ganz nach Mailand gebracht. Zunächst Puk, denn sie ist meine Frau, meine Kameradin all der Jahre des Kampfes und des Glücks. Sie singt. Sie ist niemals schlechter Laune, sie hat stets Geduld. Sie findet alles erträglich und nimmt alles von der heiteren Seite: die Flucht aus Paris, die bombardierten Züge in Deutschland, Berlin unter den Luftangriffen, jetzt den Brenner...

Ich möchte Blondinet retten, der von Danzig aus nach Sigmaringen gelangt war, nachdem er gegen die Russen gekämpft hatte als einer gegen zehn, mit einer Panzerfaust als einziger Waffe gegen zwanzig Stalintanks, der umzingelt, befreit, von neuem umzingelt gewesen, Tag und Nacht kämpfend, endlich nach Danzig gelangt war, und das letzte Schiff nach Stettin gerade noch erreicht hatte. Sein Abteil im Zug war bombardiert worden, und er hatte sich wie durch ein Wunder zwischen zwei zerstückelten Leichnamen lebend wiedergefunden. Es wird nicht schwer sein, ihn zu retten. Er ist ein Sohn des Glücks. Ich möchte auch Jean-Pierre retten. Er ist zwanzig Jahre alt, schreibt einen leidenschaftlichen Stil und zeichnet sehr hübsch. Er ist ein richtiger Künstler, hat das Zeug zu einem grossen Schriftsteller.

Jetzt, wo sie mit Puk um den grossen Tisch in der Stammelstelle des Roten Kreuzes sitzen, kehrt ihre gute Laune wieder und sie erzählen gegenseitig tolle Geschichten. Dort drüben lehnt auch der Philosoph, der eine Menge akademischer Titel hat und ein Bruder des Ministers ist und jetzt nicht mehr viele Tage zu

leben hat. Er reist wie ein Russe, voll und ganz in sein Schicksal ergeben, lehnt er an seinen Pappkoffer und kaut an seiner kalten Pfeife. Man ist immer geneigt, ihn zu vergessen, es sei denn, dass abgezählt wird: eins, zwei, drei... acht...

"Wir sind vollzählig, Chef, wir können abfahren."

Es ist der "Gendarm", der die grosse Nachricht bringt. Er ist wirklich von der Miliz. Ich habe ihn niemals anders gesehen als mit einem Helm auf dem Kopf, in tadelloser Uniform mit geputzten Knöpfen und gewichsten Stiefeln, von seinem kleinen Stenmaschinengewehr nicht zu trennen. Er war irgendwo im Süden Frankreichs Polizeibeamter. Er geht nun in das grosse Abenteuer hinein, von dem er nichts begreift, seiner Miliz treu, und voll Vertrauen in die Wirksamkeit des passiven Gehorsams.

Der Zug rollt vorsichtig auf Schienen, die eben in der Nacht fertiggestellt wurden, durch das Tal der oberen Etsch. Wir sind in den Abteilen mit heimkehrenden Italienern zusammengewürfelt. Ihre Kleider sind zerfetzt, ihre Schuhe haben kaum noch Sohlen. Die Vermögendsten unter ihnen blicken mit Stolz auf kleine Pappkoffer mit zerbrochenen Schlössern, die meisten jedoch haben ihre Habseligkeiten in Säcken geborgen. Sie haben längst nichts mehr zu essen und zu trinken. Aber sie beklagen sich nie. Sie fahren dahin, den Kopf auf der Schulter eines Kameraden, mit wildwachsenden Bärten und schwarzen Fingernägeln, und ich weiss, sie könnten so bis zum Ende der Welt weiterfahren. Sie sind die ewigen Brückenbauer und Tunnelarbeiter. Diese Art Mensch ist imstande, in einer Wüste durch Arbeit und Genügsamkeit eine Blume zum Blühen zu bringen. Diese hier in unserem Abteil fühlen sich nicht unglücklich, denn das Etschtal, das von Kilometer zu Kilometer immer weiter und wohnlicher wird, während der Himmel immer zartere blaue und rosige Töne annimmt, ist für sie eine Strasse, die zur Heimat führt. Von weitem hören wir aus einem anderen Ab-

teil den Klang einer Ziehharmonika, die wie durch ein Wunder aus dem deutschen Zusammenbruch gerettet worden ist, und eine warme junge Stimme begleitet. Immer grösser wird der Chor. Alle sassen zuerst vorgebeugt da und horchten, dann fiel einer ein, dann noch einer, und so singt jetzt der ganze Zug, auf den kurzen Strecken holpriger Fahrt, während der langen Aufenthalte, sehnsüchtig und hoffnungsvoll:

O Mari, O Mari, quanto sonno no penso per te
Fammi dormire
Abbracciato un poco con te
... ...

Für sie ist das Abenteuer zu Ende. Für uns beginnt es, aber noch zeigt es sich uns in hellen Farben. Wir haben den Brenner ohne Unfälle überquert. Hinter uns verschwinden in der Ferne Deutschlands düstere Berge. Einer meiner Nachbarn murmelt verschiedene Male:

"Mort a la collera, evviva la gioia!"

Denn diese Männer, die so viel gelitten haben, sind ohne Hass. Ich spüre in ihnen dieselbe Sehnsucht nach einem lichteren Himmel, einer leichteren Luft, nach den heimatlichen Glockentürmen, den geschwungenen Bögen der Häuser um den Marktplatz, den leichtlebigen, skpetischen Landsleuten, nach den durchsonnten Weinen von Bologna und Asti. Weit hinter uns, in dem düsteren deutschen Land, war die Luft unatembar geworden. Wir hatten die Verbindung mit dem Bundesgenossen aufgegeben. Wir suchten in Norditalien zum letzten Mal, ehe wir Leben oder Freiheit verloren, die alte Lebensfreude wieder zu gewinnen, während jene Uebermenschen droben im Norden sich in heldischem Kampf um ihre Weltanschauung und die neue Gesellschaftsordnung unter den Trümmern des Reiches begraben liessen.

Italien hielt sein Versprechen. Während der Zug langsam in die grüne und rote Ebene des Po hinunterfuhr, wandelte sich unser Schicksal. Wir waren nicht

länger gehetzte Menschen. Es verfolgten uns keine Flugzeuge, das rote Heer war fern, und de Gaulles Hinrichtungsabteilungen erreichten uns nicht. Wir waren Touristen auf der Reise nach Mailand. Wir verfolgten aufmerksam jeden kleinsten Wechsel in der Landschaft, freuten uns an der reinen Harmonie eines Säulenganges. wenn wir einen Blick in das Innere einer unzerstörte Stadt tun konnten. Die Namen der Bahnhöfe bezauberten uns: Vipiteno... Bressanone... Castel-Rotto... Pontegardena... Die meisten meiner Reisegefährten entdeckten Italien zum ersten Mal und gebärdeten sich wie entzückte Kinder. Und dennoch war die rote Bestie bereits hinter uns her. Verstandesmässig gab es keine Aussicht auf Rettung vor ihren Tanks, Bomben, Spionen und Gerichtshöfen. Was würde aus dem Milizarzt und seiner Frau werden? Er hatte die Soldaten der Miliz gepflegt und verdiente jetzt den Tod, weil er dem neuen Gesetz zuwidergehandelt hatte, das bestimmte, dass ein Soldat der Miliz nicht gepflegt, sondern erschossen wird. Was würde aus Pierrot werden. Er war 20 Jahre alt wie Jean-Pierre und das, was man bei uns einen tüchtigen kleinen Kerl nennt. Dazu besass er jenes innere Feuer, das die Jungen 1942 entweder zur Miliz oder zur kommunistischen Partei trieb. Er hatte Haare wie Borsten, eine Stupsnase und lachende Augen Das Schicksal hatte ihm hart zugesetzt. Er erzählte mir im Zuge seine Geschichte, in jenen Dämmerstunden des 14. April, als wir kurz vor Bozen lagen: 1942 war Pierrot 17 Jahre alt gewesen und bereitete sein Abitur vor. Zwei seiner Kameraden aus derselben Schule und demselben Jahrgang, die mit dem ganzen Tatendrang der Jünglingsjahre erfüllt waren und deren Familien der "résistance" angehörten, schossen Pierrots Vater mit fünf Revolverschüssen nieder. Er war ein friedlicher Mann gewesen, der sich kaum politisch betätigt hatte, zu einer Zeit, da der Bürgerkrieg noch kaum begonnen hatte. Pierrot verleugnete das heftige Blut seiner Rasse nicht.

Er besorgte sich einen Revolver, und am Tage nach dem Mord schoss er im Schulhof die beiden Jungen nieder. Dann ging er zur Miliz. In anderen Jahrhunderten hätte ein Corneille einen Helden aus ihm gemacht. Heute war er nichts weiter als ein gewöhnlicher Verbrecher. Er sollte weniger Glück haben als wir, als Puk, Blondinet, der Philosoph und ich —ich spreche nicht von den anderen, deren Schicksal mir unbekannt ist —, in der Umgebung von Mailand wurde er verhaftet. Ich weiss nicht, was "ihre Gerechtigkeit" aus diesem Gerechten gemacht hat...

Ich träumte mit geschlossenen Augen, den Kopf in den Händen. Es war meine siebente oder achte Reise nach Italien. Die zarte Landschaft in ihrem bläulichen Licht vermochte nicht, mich die grauenvolle Zukunft vergessen zu lassen, die sich vor uns auftat.

"Dormite, Signor?"

Mein italienischer Nachbar berührte mich am Arm. Ich lächle ihm zu. Wir sind in Bozen, umgeben von zerstörten Häusern und Kirchen, deren zersplitterte Türme in den Himmel ragen. Wir müssen nun selbst unseren Weg finden, denn der Zug fährt nicht weiter. Das Eisenbahnnetz in Norditalien ist zerstört, die Brücken kaputt, die Schienen aufgerissen. Gerade als wir den Bahnhof verlassen, nimmt mich die Fallschirmjägerin beim Arm.

"Wissen Sie, Chef, dass ich hier mit dem zweiten deutschen Büro in Verbindung treten könnte; ich kenne die Leute sehr gut. Sie können uns Wagen verschaffen."

"Ja, ja", antwortete ich ihr, indem ich mich freimache. "Ich weiss. Gehen Sie ruhig hin. Wir warten an der Strassensperre bei der Ausfahrt nach Trient". Die Fallschirmjägerin, die achte und letzte Einheit meines Transportes, hatte den Geist des S. D. Auf dem Bahnsteig in Innsbruck, als wir den geheimnisvollen Zug nach dem Brenner erwarteten, hatte sie begonnen, mir die Geschichte ihrer Taten zu erzählen. "Na ja", hatte

ich mir gesagt, "das ist auch so ein Weib vom Sicherheitsdienst". Und ich war sehr zurückhaltend gewesen, denn die Polizei beschmutzt alles, was sie berührt. In dem Zug zum internationalen Bahnhof hinauf erzählte sie weiter. Fallschirmabsprung auf dem französischen Zentralmassiv 1945. Rückkehr nach Stuttgart auf dem Fahrrad mitten durch die amerikanischen Linien. Im März hat sie allein zu Fuss mit einem Sendegerät auf dem Rücken die Alpen überquert. In Grenob'e hat sie ein Lager der F. F. I. (Forces Françaises de l'Intérieur) in die Luft gesprengt. Das war allerhand. Ihre Rückkehr über die Riviera ist homerisch. Zu Himmler hat sie freundschaftliche Beziehungen. Auf dem Brenner-Bahnhof betrachte ich sie im Lampenlicht eingehender. Sie ist eine Frau von etwa 50 Jahren, mager und schmächtig, mit zerquältem Gesicht und brennenden Augen, in denen auf lange Augenblicke jede Klarheit erlischt. Ich denke mir: "Wenn sie jemals bei Wind auf dem Boden landet, zerbricht sie wie ein Streichholz". Dann frage ich sie ein bisschen über die Methoden des Fallschirmöffnens aus. Nachher lasse ich sie reden und höre höflich zu. Sie war ohne Zweifel eine jener rastlosen Frauen, die am Drama ihrer Zeit teilnehmen müssen und ohne eine krankhafte innere Spannung nicht zu leben vermögen. Ich habe als Zeitungsdirektor viele solcher Frauen gekannt, die in der Politik jene Erfüllung suchten, die ihnen in der Liebe versagt blieb. Ich nehme an, dass die Führer der "résistance" (die wirklichen) von dieser Art Frauen ebenso heimgesucht wurden...

Möge meine Fallschirmjägerin diesen Auszug aus Deutschland mitgemacht haben wie einen Traum, aus dem man nicht erwachen kann. Und hoffentlich bringt ihre Vorliebe für Fallschirme sie nicht weiter als in ein ruhiges Haus für merkwürdige alte Damen, in einer stillen Strasse hinter efeubedeckten Mauern...

Posto di Blocco... Ein deutscher Soldat hält alle Wagen an, die die Stadt verlassen.

"Wohin?"

"Verona... Brescia... Mailand... Venedig..."

Der deutsche Soldat ruft:

"Reisende nach... einsteigen. Wehrmachtsangehörige haben Vorrecht."

Zum ersten Mal erleben wir das Autoanhalten unserer Wandervogelzeit als offizielles Verkehrssystem.

Die Lastkraftwagen sind hier die letzten Helfer des deutschen und faschistischen Widerstandes geworden. Sie verpflegen die Alpenstellungen, die Armeen südlich Bolognas, und bringen Reis, Oel, Mehl, Kohle und Fische nach der Stadt. Auf dem Weg lesen sie die Zivilisten auf, die ihren Tätigkeiten nachgehen. Das alte Europa geht unter in einer unwahrscheinlichen Katastrophe, der Faschismus bricht zusammen, aber Di Borgo, Moro und Castelli warten philosophisch mit uns in der Nacht, auf dem Bürgersteig sitzend, auf einen vorbeifahrenden Lastkraftwagen, der sie nach Verona bringen soll, wo die Tante Magistrali auf die zwei Dutzend Eier wartet, die er ihr versprochen hat. Es gibt keine Bestimmung, die Reisen von Zivilpersonen einschränkt. In Deutschland waren schon 1942 keine Reisen über mehr als 500 Kilometer ohne besondere Genehmigung möglich. 1943 wurde die Kilometerzahl auf 300 eingeschränkt, 1944 auf 150, und 1945 schmolz sie auf 50 zusammen. Das vom republikanischen Faschismus "unterdrückte" Italien jedoch bewahrte sich eine erstaunlich grosse Freiheit.

Die Handvoll Schwarzhemden, die dem alten Duce treu war, liess die Dinge laufen, und langsam stellte sich die alte Schlamperei wieder ein, das Land vertraute auf seine Fähigkeiten zur Improvisation und auf seine Meisterschaft im Mandolinenspiel...

Wir sind bereits so müde, dass wir dort im Staub einschlafen, immer in Erwartung eines Lastwagens nach Mailand. Es ist noch kalt und wird beim Nahen

der Morgendämmerung immer kälter. Jedesmal wenn ich aufwachte, höre ich Herrn Di Borgo fluchen.

"Möge er blind werden", murmelt er und meint damit den deutschen Soldaten, der zum Leiter dieser seltsamen Transportstelle ernannt worden ist. Kein Lastwagen fährt nach Verona. Die Eier für Tante Magistrali werden nicht mehr frisch sein.

"Heilige Mutter Gottes, befreie uns von diesem deutschen Schwein."

Endlich ein Lastwagen. Wohin fährt er?... Nach Mailand... Nein... Ja doch, nach Mailand... nach Trient... Sicherlich nach Trient... Wir steigen ein.

Es gibt einen wilden Kampf mit italienischen Zivilisten und deutschen Soldaten. Es gelingt uns, uns und unser Gepäck unterzubringen, die Hälfte sitzt auf dem Dach, die andern zusammengedrängt zwischen Kisten. Man fährt und fährt, bis nach Trient... Es ist noch sehr früh, als wir in der Stadt ankommen. Vielleicht werden wir irgendeinen Kaffeersatz zu trinken bekommen. Da ist eine Trattoria, die gerade aufmacht. Der Philosoph, der ausgezeichnet Italienisch spricht, wird als Kundschafter vorausgeschickt.

"Eh signori, abbiamo di tutto, anche del caffe.

"Hörst du... Man kann haben, was man will."

"Mach' keine Witze..."

"Eh gia, anche cioccolata, latte, burro, salame."

"Richtigen Kaffee, Schokolade, Milch, Butter!"

Die Kellnerin ist bildhübsch. Unser Gendarm wird galant.

"O non posso, non posso, sono sposata."

Wir setzen uns an die Marmortische und öffnen gross die Augen über dieses Paradies von Essbarkeiten vor uns. Endlich vergessen wir den nichtssagenden Geschmack der Pferdewurst, das traurige Bier ohne Alkohol... Pierrot schläft ein, den Kopf auf den gebeugten Arm gelegt...

Die Nacht des 17. April findet die ganze Gruppe gemütlich auf einem Lastwagen hockend, der ganz um

den Garda-See fährt. Um uns herum tanzen die Berge in dem trüben Licht des bewölkten Vol'mondhimmels. Die Luft ist sehr mild, voll der Düfte südlicher Länder. Die Nacht ist schwer von Geheimnis. Lichter in den Bergen, Lagerfeuer beim Posto di Blocco, an dem wir ohne anzuhalten vorbeifahren, trotz des Geschreis der Reisenden, die mitwollen. Dann dunkle Nacht, bis der Mond aus den Wolken tritt. Was könnte uns Schlimmeres an diesem Abend geschehen, als vor Liebe zu sterben? Es liegt soviel Süsse, soviel bewegliche und ruhende Schönheit in dieser Nacht, soviel Hoffnung erfüllt unsere Seelen, die nicht länger tote Seelen sind, der Garda-See eröffnet uns bei jeder Wendung der Strasse Ausblicke von so pathetischer Grösse, dass ich fühle, es wird heute etwas geschehen. Irgend etwas, auf das ich warte. Das ich erhoffe. Und das diese Nacht uns nicht versagen kann. Ein Engel streicht auf Flügeln des Windes durch die Stille. Puks Stimme klingt auf in einem Lied.

"Zum hellen Bach bin ich hingegangen..."

"So hell war das Wasser, dass ich mich drin gebadet", nehmen unsere Stimmen wieder auf, selbst die des Gendarmen, dessen schwarzer Schatten von dem drohenden Lauf des kleinen Maschinengewehrs unterstrichen wird.

"So lang schon habe ich dich lieb
Und niemals kann ich vergessen..."

Zwei Stimmen, drei Stimmen fallen ein, antworten einander fehlerlos. Da sucht keiner einen persönlichen Effekt. Es herrscht tadellose Disziplin in dieser kleinen Gemeinschaft. Dabei ist sie denkbarst zusammengewürfelt: ein Schriftsteller, ein Student, ein Polizeibeamter, ein Arzt, zwei Frauen ohne Beruf, ein Philosophieprofessor. Der Krieg hat sie auf die Strassen geworfen. Sie wissen nichts voneinander. Aber sie haben eine gemeinsame Weltanschauung und sie vermögen im Gesang eine Einheit zu finden, und dies ist etwas Neues im französischen Leben.

"Und niemals kann ich vergessen..."

Man kann irgendein Lied anstimmen und es bis zu Ende singen, angefangen vom "Alten Haus" bis zur "Mariolane" und alle anderen dazu. Während wir durch diese Nacht fahren, die nach Thymian duftet, denke ich über diese bedeutsame Tatsache nach. Der Krieg hatte uns zusammengeführt, erst zu einer Gemeinschaft des Kampfes um ein Ideal, dann später zu einer Gemeinschaft des Opfers und des Leidens. Jetzt lehrte er, uns im Gesang zusammenzufinden, allenthalben, in der Miliz, in der Partei, in der "Jugend des Neuen Europa", in den anderen Jugendorganisationen, in der deutschen Wehrmacht, in den Freiwilligenlegionen, in der SS-Brigade Charlemagne. Ich wusste jedoch, und ich war in dem Augenblick der einzige, der darum wusste, dass die Quellen tiefer lagen. Um sie zu entdecken, musste man zurückschauen in das Jahr 1936, musste sich jene dunkle Welle der Wiedergeburt vergegenwärtigen, jene Bekehrung der Jugend, die auf einmal begann, auf Bälle, Kinos, Kartenspiel und Kaffeehäuser zu verzichten, und dafür die weite Landstrasse suchte, die Wege, die in die Berge führten, weit weg von der Stadt. Sie kehrten damals bewusst der sogenannten Zivilisation den Rücken, mit allem, was sie an sogenanntem Fortschritt gebracht hatte, und schufen, eine neue Weltanschauung. Sie stellten neue Ideale auf, die tief in das Gefühlsleben, in die Gemeinschaftsbeziehungen, in das Geschlechtsleben eingriffen. Das alles mochte heidnisch wirken, aber in Wirklichkeit sass darin der Keim einer neuen Religiosität. Diese Jugend suchte sich von den starren Formeln zu befreien und an den Quellen zu schöpfen. Fast alle Männer und Frauen meiner kleinen Schar hatten an dieser Revolution teilgehabt. Unsere Gemeinschaft hatte ihre Form lange vor dem Krieg gefunden. Der Krieg hatte im Gegenteil den grossen Entwicklungsprozess dieser Gemeinschaftsbildung zerstört, der 1939 voll im Gange war. Der Krieg hatte unsere Generation von Profaschisten um das gebracht,

was das Reinste und Edelste daran war und hatte sie, Schlagworten des Augenblicks folgend, gestempelt zu "Kollaborationisten" oder "Resistenzlern".

Um dieselbe Zeit, als wir auf dem italienischen Lastwagen sangen, sangen frühere Gefährten aus den Jugendherbergen dieselben Lieder an Bord der Tanks von Leclerc oder in der kommunistischen Miliz. Und diese Lieder weckten unweigerlich in beiden Lagern dieselben verborgenen Hoffnungen; sie brachten ein neues Lebensideal zum Ausdruck. Diese Chöre, die früher von der gleichen Hoffnung getragen, um dieselben Lagerfeuer vereint gewesen waren und jetzt hoffnungslos getrennt durch Ströme von Blut und untilgbarem Hass dieselben Lieder in den Nachtwind des Krieges sangen, versinnbildlichten das ganze Drama der französischen Jugend.

Ich war einer derjenigen gewesen, die diese Erneuerung von 1936 mitgezimmert hatten, und ich fragte mich nun in dieser Nacht, ob ich nicht unsere wahre Sendung verraten hätte, indem ich Partei für das nationalsozialistische Lager nahm, ob ich diese Sendung nicht ebenso sehr verraten hätte, wie meine Kameraden, die sich dem Kommunismus verschrieben hatten. Wir hätten vielleicht etwas Grösseres, Umwälzenderes schaffen können als der Nationalsozialismus oder der Kommunismus es vermocht hatten und hätten dabei vielleicht die wesentlichen menschlichen Freiheiten gerettet, die beide Bewegungen, die eine mehr noch als die andere, hatten opfern müssen.

"Solang' schon hab' ich dich geliebt..."

Puk sang. Sie weckte gefährliche Erinnerungen in mir. Sie wusste nicht, dass diese Nacht die letzte war, in der unsere Seelen zueinander fanden. Sie wusste nicht, dass die Umstände der italienischen Revolution und später der furchtbare Kampf um die Freiheit im Nachkriegs-Frankreich mich ihr entfremden und uns auf immer trennen würden. Es war, als hätte sie gesungen:

"Zulang' schon hab' ich dich geliebt..."

Und es war, als fielen auf die letzten Worte aus ihrem Munde die toten Blüten eines Frühlings, der all zu bald dahinging, die Dürre eines schattenlosen Sommers und die Bitternis eines fruchtlosen Herbstes... Erst die völlige Uebermüdung, das immer stärkere Rütteln des Wagens und die Kälte des Morgens liessen uns verstummen. Vielleicht überflogen unsere Lieder die Berge und brachten den alten Kameraden der Lager und Jugendherbergen, die nun in den Reihen der Sieger standen, den letzten Gruss der Brüder, die nun sterben oder die Freiheit verlieren würden.

Wir kamen am 17. April in Garda am süd'ichen Ufer des Sees an. Wir versuchten, in der Aufnahmezentrale für heimkehrende italienische Arbeiter unterzukommen. Ich erkläre der zuständigen Dame, dass wir arme französische Deportierte sind, die aus Deutschland geflohen sind. Zum ersten Mal mache ich von dem Zauberwort Gebrauch, das uns inmitten des Chaos der antifaschistischen Revolution alle Türen öffnen sollte. In Garda jedoch, wo wir uns noch nicht genügend um unsere Verkleidung bemüht haben, wird die Behauptung zu einem Wagnis. Meine Reithosen sind noch tadellos und meine Stiefel von der Luftwaffe ganz neu. Was unseren Gendarmen betrifft, so betritt er gerade das Zimmer, in dem ich mich mit der Direktorin befinde. Er setzt seinen Helm ab und hängt das Maschinengewehr an einen Nagel. Eine italienische Frau hat jedoch immer mehr oder weniger neun Monate lang Kinder Machiave's unter dem Herzen getragen.

"Venite dalla Germania, poveri, poveri. Si vede che la Madonna vi ha conservati salvi."

Oh, du wundervolles Italien! Zwei Tage vorher, hatten wir während eines längeren Aufenthaltes unsere zwei Jüngsten auf die Suche nach Nahrungsmitteln aus-

gesandt. Auch sie hatten die Ursache unserer grossen Reise verbrämt. Sie waren beladen mit Brot, Oliven, Salami und Weinflaschen zurückgekommen. Und voller Neuigkeiten. Die Bauern hatten sie dem "maquis" vorgestellt, der ihretwegen zur Begrüssung angetreten war. Man hatte ihnen Dienstgrade in den Partisaneneinheiten des Trentino geboten. Das war wohl sehr verlockend, zunächst, weil die Bedingungen vortei hafter schienen als die alten: der Kampf, Panzerfaust gegen russische Tanks; ferner, weil es das einfachste und das klassische Mittel war, den Stürmen aus dem Wege zu gehen, die uns in der Zukunft erwarteten. Die Beiden waren zu uns zurückgekehrt, aber ich hatte aus ihren Berichten die Ueberzeugung gewonnen, dass wir mehr oder weniger mit den Waffen unserer Feinde zu kämpfen haben würden, und genötigt sein würden, uns der Schablonen zu bedienen, die sich in der ganzen Welt über Frankreich verbreitet hatten. Für alle Italiener waren die Franzosen notwendigerweise Antifaschisten, Sozialisten oder gar Kommunisten. Wir hören viele Gespräche über die Widerstandsbewegung um uns herum. Und zwar fortissimo, da keine deutsche Garnison mehr in der kleinen Stadt liegt.

"Resistentisimo... Glorioso vincitori della notte..."

Man erwartet sie jeden Tag. Sie werden in die Ebene hinuntersteigen. Grazie a Dio... Man erzählt sich ihre Taten. Sie haben gekämpft... como il Demonio. Wo, wann, gegen wen? Welche Fragen!... Sehr weit weg von hier natürlich. Sie sind überall pericolosissimo, ausser in Garda, wo die Lastwagen der Wehrmacht friedlich Aufenthalt nehmen, um ihren Leuten Zeit zum Trinken zu lassen, bevor sie von den Segenswünschen des Wirtes begleitet weiterfahren. Arrivederti, tornate presto... Als Chef des Transports muss ich die Gefahren, die uns umgeben, stets im Auge behalten Solange das deutsche Heer im Süden kämpft und die Posten im Hinterland auf ihrem Platz bleiben, be-

deutet der "maqui" nichts. Ich fühle jedoch, dass die reguläre Verteidigung am Ende ihrer Kräfte ist. Das Heer wird sich ergeben müssen, und Mörder werden auf einmal aus allen Verstecken auftauchen und uns an jeder Strassenecke erwarten. Die rote Bestie ist zwar unwahrscheinlich feige, aber auch unwahrscheinlich stark. Sie ist uns auf der Spur, noch unsichtbar, aber immer gegenwärtig. Das Weltall wird sein Antlitz wandeln, es wird eine radikale Umwertung aller Werte stattfinden, unser Heil wird von unserer raschen und völligen Anpassungsfähigkeit abhängen. Es gilt, Mailand vor dem Waffenstillstand zu erreichen und von jetzt ab schon den Stil unserer Kleidung, unser Auftreten und unsere Ausdrucksweise zu ändern. Es gilt vor allem, den Gendarmen seiner Uniform und seines Maschinengewehre zu entledigen, das er nicht einmal im Schlaf ablegt. Leider jedoch sind alle meine Versuche in dieser Richtung erfolglos. Dieser Mann hat einfache, aber genaue Vorstellungen von den Möglichkeiten der Selbstverteidigung. Je einleuchtender ich ihm die Gefahren der nahenden Revolution beschreibe, umso deutlicher erscheint ihm die Notwendigkeit, sein Maschinengewehr zu behalten. Das Glück kommt mir jedoch zu Hilfe. Bei einem Lastwagenwechsel ist das Maschinengewehr auf einmal verschwunden... oder gestohlen... oder verloren gegangen. Und dann verlieren wir in der Nacht auch den Gendarmen selbst. Er ist einer Truppe Milizsoldaten begegnet und zieht ihre Gesellschaft der unseren vor. Mit meiner Erlaubnis ist er zu ihnen übergetreten. Gott begleite sie!

Wir haben noch einen Tag der Ruhe am Rande des Sees, in dessen Wassern sich die Schatten der Berge spiegeln. Es ist ein blaugoldner Tag voller Süsse und Kraft. Die Wärme hat uns ziemlich plötzlich überfallen. Ueber Puks schöne Gestalt rieseln Wasser und Licht auf dem weiten hellen Strand. Weit hinten kann man das Dorf Salo erkennen, das nun zur Hauptstadt des Faschismus geworden ist. Man sagt, dass Mussoli-

nis Hauptquartier und sämtliche Ministerien in den Villen untergebracht seien, die sich dort drüben an die sanften Hügel schmiegen, dicht umstanden von Zypressen und Olivenbäumen, wie die Friedhöfe des Mittelmeers.

Soll ich einen Abstecher nach Sa'o machen? Ich habe einen herzlichen Empfehlungsbrief an Frau Graziani in der Tasche. Ich würde auch gern Mussolini vor dem Ende des Abenteuers noch einmal sehen. Aber wozu? Was nützt es, wider das unerbittliche Gesetz des Krieges zu handeln, demzufolge der Besiegte nichts mehr ist, selbst wenn er ein Genie war, der als Stern erster Grösse über dem XX. Jahrhundert geleuchtet hat? Mussolini auf dem Balkon der Piazza Venezia, als er eben den Feldzug in Abessinien siegreich beendet hatte, das war etwas! Doch was ist Mussolini heute, in seiner Eigenschaft als Beherrscher eines Dorfes am Gardasee? Was für Fragen konnte ich an diesen erstaunlichen Menschen noch richten, jetzt da alles um ihn herum zusammenbricht? Welchem Leserkreis könnte ich seine Aussprüche mitteilen, angenommen selbst er habe noch etwas zu sagen, was nicht Verachtung, Bitterkeit, Enttäuschung wäre angesichts des Jahrhunderts, das so entschieden alles Grosse hasst. Ich könnte nichts weiter tun, als meinen letzten Artikel im Combattant Européen wiederholen und bestätigen: ...Wo ist Gott geblieben?

Dort am Gardasee erscheint mir das italienische Drama in all seiner Schande und Niedrigkeit. Ich weiss noch nicht, dass es seinen Tiefpunkt erst an dem Tage erreichen wird, als Mussolini, in den höchsten Ruhm eingegangen, auf dem Platz der "Fünfzehn Märtyrer" an den Beinen aufgehängt erscheint. Dieses Drama ist viel bitterer und tragischer als das deutsche. In Berlin lässt sich ein ganzes Volk unter den Ruinen seiner Geschichte Seite an Seite mit seinem Führer begraben. Ohne Zweifel denkt man auch dort an einen Morgen. Jeder sagt sich: Wenn ich überlebe, werde ich Mittel und

Wege finden müssen, mich mit den Russen zu verständigen. Niemand jedoch übt Verrat. Niemand verlässt den Kampfplatz, solange er noch eine Kugel im Lauf hat. Ich habe niemals ein Wort des Hasses gegen den Führer gehört. Niemals eine Klage. Mit Ausnahme einiger Generäle, fühlt sich das deutsche Volk eins mit Hitler bis an die Grenzen des Todes. Und darum, wie auch der Morgen sein wird, Deutschland wird aus diesem Krieg erhoben und geläutert auferstehen.

In Italien hingegen sind alle oder fast alle bereit, den alten Führer zu verraten. Von heute auf morgen. Für ein Linsengericht. Nichts bleibt übrig als eine Handvoll wahrer Faschisten, die ebenso hoch wie die Deutschen in den Himmel der antiken Tugenden aufsteigen werden. Bei allen übrigen jedoch hängt Treue oder Untreue dem Neofaschismus gegenüber nur von den Verschiebungen auf der Karte des Kriegsschauplatzes ab. Bleiben die Amerikaner eine Weile in ihrem Vormarsch stecken, bildet sich sofort ein Kreis von Freunden um Mussolini, und der maquis verliert in 24 Stunden dreiviertel seiner Anhänger.

"Siamo nel Paradiso, Duce."

Sobald jedoch die Deutschen ihren langsamen Rückzug fortsetzen, entfernen sich die Freunde, denn der Chef ist... il Demonio!

All dies ist menschlich, allzu menschlich. Der Italiener versucht zu retten, was er retten kann. Ich liebe diese Menschen ob ihrer vielen guten Eigenschaften. Ich will keinen Stein auf sie werfen. Aber, immerhin...

Was Mussolini anbelangt, so übertraf er sich selbst, seit er die faschistische Republik gegründet hatte. Er hatte es verstanden, was von seinem Land übrig blieb, gegen die deutschen Anforderungen und die alliierten Versprechungen zu verteidigen. Er schuf erstaunliche Gesetze: Eigentumsrecht der Arbeiter an den Fabriken, Verwandlung der Mietzahlung in einen Ratenkauf der Wohnung. Er ging viel weiter als Berlin und Moskau. Das alles war jedoch zu gross, zu revolutionär, zu

schön, um wahr zu werden. Es war vor allen Dingen zu spät. Das italienische Volk hatte ebensowenig Vertrauen zum Neofaschismus wie zum B. B. C. Es konnte nicht vergessen, dass der Duce seit Jahren von seinen nächsten Mitarbeitern betrogen worden war, die sich durch Vertrustung von Fabriken aufs schamloseste bereichert und sich riesige Personalreiche geschaffen hatten. Zu spät...

Langsam bereitete sich unsere Begegnung mit der Bestie vor, deren Henker hinter allen Bergen, in jedem Dorf und an jeder Strassenecke Stellung bezogen. Eine Welt ging unter. Alle Lügen von Freiheit, Demokratie, Volksherrschaft, humanitärer Kultur, die wir zerstört hatten, tauchten unter den Masken weisshaariger Greise aufs neue aus ihren Verstecken auf und waren bald auf den Gesichtern aller Italiener zu lesen.

Die Sirenen des Fliegeralarms lassen ihre melodische Stimme ertönen. 50.000 Bummler befinden sich auf dem Korso. Ebensoviele auf den Bürgersteigen der Garibaldistrasse. Die Galeria ist ein Ameisenhaufen... Bewegt sich diese Menschenmenge nach den Unterständen hin? Nein. Der Himmel bleibt leer. Die hübschen Mailänderinnen tragen Kleider aus bunter Seide, mit grellen exotischen Blumenmustern. Sie blicken uns durch riesige Sonnenbrillen nach, die sich mit ihren weissen Einfassungen von den gebräunten Gesichtern abheben wie altchinesische Masken. Die Männer diskutieren, sie jonglieren mit begeisterten Phrasen unter ständiger Begleitung der Hände. Auf den Kaffeeterrassen ziehen sie mit viel Koketterie die tadellosen Bügelfalten ihrer Hosen hoch und zeigen ihre Socken. die in den gewähltesten Farben prangen. Nun, meine Herren, etwas Disziplin: Zu den Unterständen, zu den Unterständen. Frauen und Kinder zuerst.

Die Sirenen werden schwächer und sterben ganz.

Sie sind hier sehr musikalisch zum Unterschied von den düsteren Apparaten Berlins und Frankreichs. Sie bestehen aus einer einzigen Note: einem sehr hohen, sanften D: eine Musik für Engel... Wir folgen der Menge auf dem traditionellen Promenadenweg, der unvermeidlich im Kaffe Biffi endet, dem Zentrum des vornehmen Mailänder Lebens. Immer noch sehen wir keine Flugzeuge an dem blaugrünen Seidenhimmel. Mailand gibt ein Operettenschauspiel: "Pippo oder der Bomber, der mit Blumen wirft..." Ich frage meinen Nachbarn:

"Aber, ihr habt doch wirkliche Angriffe hier gehabt?"

"Era terribile, Signor... Tutti i vetri giu..."

"O ja, es war schrecklich, alle Fenster kaputt."

"I tutte le case..."

"Und alle Häuser?"

"Era proprio un inferno, un vero inferno, signore!"

Sagen wir ein Fegefeuer und sprechen wir nicht mehr davon. In Mailand muss man die zerstörten Häuser suchen. Sie drängen sich einem nicht auf wie in Berlin, Stuttgart, Ulm, München. Die faschistische Propaganda hat Zeit gehabt, auf die Mauern zu schreiben: "Casa distrutta dagli anglo-assassini..." Gegenüber dem Hauptbahnhof wird über die Ruinen Buch geführt. Da steht nicht länger: "Besucht Capri", oder "Ein Sommer am Lido", sondern: "Zerstörte Schulen: 5, Kirchen: 12; Lazarette..." Und soweit das Auge blickt, steht noch auf Häuserfronten, Parkbänken, öffentlichen Toiletten, alten Renaissancebrunnen zu lesen: "Viva il Duce... Viva il Duce... Viva Mussolini". Immer noch bombardieren die Alliierten Mailand. Die grossen Geschwader haben jedoch den Weg hierher vergessen. Dafür kommt jedoch jeden Abend zur gleichen Stunde ein Flieger und lässt mit Samthandschuhen eine Bombe auf die Stadt fallen. Eine einzige, zur Mahnung. Die Mailänder nennen diesen Himmelshanswurst den Pippo. Um

acht Uhr abends trinkt man auf den Kaffeehausterrassen, im Schutz der Dämmerung, seinen Vermouth. Um neun Uhr geht man nach Hause und isst zu Abend. Um zehn Uhr stellen sich die Mailänder an die Fenster und horchen. Der dumpfe Ton einer Explosion durchbricht die tiefe Stille, die sich über die Stadt gelegt hat. Pippo ist vorüber. Jedoch seit seinem letzten Besuch, der uns galt, vernachlässigte Pippo seine Gewohnheiten. Am 21. April, als wir uns, frisch aus Bergamo kommend, in der Milizkaserne häuslich einrichten wollten, war gerade die psychologische Bombe in den Hof gefallen und hatte grosses Unheil unter den Dachziegeln und Fensterscheiben angerichtet. Wir hatten ohne Zweifel in Deutschland die physikalischen Eigenschaften der Blitzableiter erworben. In dieser Milizkaserne löste sich unsere kleine Gruppe übrigens auf. Pierrot hatte beschlossen, sich den Soldaten Darnands anzuschliessen, die im Gebiet von Tirano die Partisanen bekämpfen. Der Doktor und seine Frau verschwinden spurlos. Die Fallschirmjägerin hat sich zum S. D. gestürzt. Die entstandenen Freundschaftsbande halten den Rest der Gruppe zusammen. Wie ich mit Puk die Terrasse des Kaffee Biffi betrete, sitzen Blondinet, Jean-Pierre und der Philosoph schon dort. Der flugzeugleere Himmel, die Gleichgültigkeit der Leute, die ganze Bewegung in den Strassen der Stadt zeigt an, dass die Kapitulation nahe bevorsteht. Jetzt ist es Zeit zu handeln, denn ich bin ja nach Norditalien gekommen, um den Uebergang über die Alpen zu organisieren. Nach der Niederlage werden die Grenzen bewacht sein, doch das Hochgebirge wird frei bleiben. Meine Fähigkeiten als Bergsteiger werden es mir vielleicht ermöglichen, einen ständigen Durchlass zu schaffen. Endlich werde ich revolutionäre Arbeit leisten können.

Leider jedoch stellt sich schon bei meiner ersten Fühlungnahme mit der "Maus" heraus, dass der militärische Zusammenbruch uns zuvorkommen wird. "Die Maus" ist Chef eines Kurzwellensenders. Jeden Abend

spricht er aus seinem Hotelzimmer mit ganz Europa. Seit dem 21. April bespreche ich mit ihm sorgfältig alle Möglichkeiten, die uns geblieben sind. Wir haben auf einem Tisch im Biffi eine Karte der Alpen ausgebreitet und beratschlagen. Der Finger der "Maus" irrt über die Namen und Linien: über das Tal von Aosta ist nichts zu machen. Das wird von kommunistischen Partisanen und deutschen und östereichischen Deserteuren gehalten. Sie töten jeden, der dahinkommt. Weiter südlich ist vielleicht ein Uebergang nach dem Isere-Tal möglich. Mit den dortigen Partisanen ist leicht umzugehen. Man kann ihnen kleinere Einheiten von 15 bis 20 Milizsoldaten anvertrauen, die sie rüberbringen. Das wird ungefähr eine Million Lire pro Mann kosten. Du hast doch Geld?"

"Keine Rede."

"Ueber die Gegend von Suza und Mont Cenis habe ich keine Daten."

"Und die Seealpen?"

"Die sind heute auf unserer Seite frei. Wir haben noch Verbindungen zwischen San Remo und Nice. Ich werde heute abend anrufen..."

Ich verlasse die "Maus" ziemlich niedergedrückt. Es ist anscheinend unmöglich, die Rückkehr nach Frankreich über das Gebirge in grösserem Masstab zu organisieren. Und dann... wer soll gerettet werden? Es muss in Norditalien ungefähr 10.000 Kollaborationisten geben, doch sind sie verstreut, ohne Verbindung untereinander, alle bereits mehr oder weniger in der Verborgenheit untergetaucht. Die letzte organisierte Einheit, die Miliz, hat Mailand verlassen, um die Ehrenschlacht zu liefern. Eine schöne Tat... Von Vercingetorix bis zu Darnand haben die kampfeslustigen Kelten sich mit Ruhm bedeckt und dabei keine Gelegenheit verstreichen lassen, durch ihre politischen Fehler zu verlieren, was sie in den Schlachten gewonnen hatten. In einem Augenblick, wo es nicht mehr darauf ankommt, den maquis zu bekämpfen, sondern einfach unterzutau-

chen, wo die erste und einzige Pflicht des wahrhaften Revolutionärs darin besteht, die Zeit zu überleben und al'enthalben in den Häusern, Klöstern, Gehöften, in den Bergen die Stellen der Resistenzlager einzunehmen, wirft sich die Miliz in die Fallen des nördlichen Gebirges. Ich verstehe, es ist der letzte Handstreich der Patrouille des bewunderungswürdigen Soldaten Joseph Darnand...

Der Domplatz bietet ein friedliches Bild. Die Tauben schwirren in der Sonne, die sich im Innern der Kathedrale in goldenen Staub auflöst. Die Fahnen der faschistischen Republik f'attern auf den Dächern der Amtsgebäude im Wind. Kontrast. Die Motordreiräder der M. A. S.-Division fegen vorbei und lassen eine Wolke von blauem Rauch zurück. Sie fegen um die Ecken, knapp an den Bürgersteigen entlang. Die Reifen ächzen. Auf der Plattform steht aufrecht ein Maschinengewehr, ein prächtiger Soldat in schwarzem Hemd, schwarzer Hose und blitzblanken Stiefeln. Die Bersaglieri eilen mit ihrem leichten, tänzelnden Schritt vorbei. Vor den Türen der beschlagnahmten Gebäude stehen Wachen der Wehrmacht und der SS in tadelloser Unbeweglichkeit...

Die Angloamerikaner sind in Verona. Man sagt, dass Genua in ihrer Macht ist. Im Innern Mai'ands jedoch scheinen die Kampfeinheiten des Faschimus und des Nationalsozialismus so selbstsicher, als schlüge sich die Wehrmacht vor Irkutsk. Der Maquis? Unbekannt. Die Resistenz? Wo denn? Ich weiss jedoch, dass niemand mehr hinter dem Soldaten steht, der dort Wache hält. Diese ganze Fassade von Uniformen, Schwarzhemden, Motoreinheiten und Fahnen wird ebenso rasch und völlig zusammenfallen, wie die Dekorationen, die Potemkin auf dem Wege der Kaiserin Russlands aufbaute.

Ich sehe "die Maus" am 23. April wieder. Er bringt mir hunderttausend Lire als Wechselgeld auf meine 50.000 Franken. Er schleppt einen Koffer, der Papier-

geld aus allen Ländern enthält. Er meldet mit unverändertem Frohsinn: Es ist aus. Wir machen den Laden zu. Die de Gaullisten haben bereits an der ganzen Grenze entlang die Pässe besetzt. Aber unsere Verbindungen laufen ganz ordentlich weiter. Ich habe heute nacht mit Berlin gesprochen, mit Paris und mit der Dienststelle am Rhein. Die italienische Partei der Christlichen Demokraten hat Rechtsanwalt Marazza und den Architekten Zanchetta zum Kardinal Schuster geschickt, um zu sehen, ob sie die Kapitulation Mussolinis verhandeln können.. Die Deutschen diskutieren mit Don Bicherai, dem Sekretär des Kardinals. Man glaubt, dass Mailand kampflos übergeben werden kann. Unsere Sache steht schlecht.

"Was gedenkst Du zu tun?"

"Ich will mit meiner Gruppe nach Frankreich zurück."

"Ueber San Remo?"

"Nein, über das Hochgebirge. Auf einer Höhe von über dreitausend Metern sch... ich auf die de Gaullisten."

"Ja, Du hast recht. Aber Du musst noch etwas warten, bevor Du Mailand verlässt. Die Deutschen ziehen sich von der Grenze zurück und alle Stellungen werden von den Partisanen besetzt. Ihr würdet nicht durchkommen..."

So begann die Resistenz in Italien, wie früher in Frankreich, eine Rolle zu spielen. Der Kampf gegen die Deutschen, der Ruhm der Schlachten im Dunkeln waren nichts anderes als Schlagworte, mit denen man dem blinden Patriotismus der Völker eine Falle stellte. Die Resistenz war in Wahrheit nur eine Waffe für den Bürgerkrieg in den Händen unserer politischen Feinde. Ihre eigentliche Aufgabe bestand darin, unsere Bewegungen zu hemmen und uns im Augenblick des militärischen Zusammenbruchs verschwinden zu lassen. In Italien würde sie sich darauf beschränken, die politischen Amtsträger des Faschismus zu vernichten, wie sie sich in

Frankreich nur in den grossen Massakern vom September 1944 betätigt hatte: Nach dem Rückzug der Deutschen...

Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Ich muss Bergschuhe, Rucksäcke, Handschuhe, Sonnenbrillen, all die Dinge kaufen, die meinen Kameraden fehlen. Zum Glück schleppe ich seit Paris meine gefütterte Jacke mit, meine Begleiterin auf allen Bergabenteuern, ferner meine Windjacke, meinen Brotbeutel, meine Stiefel.

Wir betreten einen Laden der Galleria.

"Abbiamo di tutto per i francesi..."

"Sie haben alles für die armen Franzosen "scappati della Germania".

O Wunder... Aus dem Hinterladen kommen die schönsten Rucksäcke zum Vorschein. Schuhe mit Kreppsohlen, Lederjacken, Kilometer von Seilen aus dauerhaftestem Material, zusammenlegbare Pickel. Alles, alles... Aber wir müssen uns mit dem Notwendigsten begnügen. Jean-Pierre und Blondinet haben keinen Pfennig. Der Philosoph ist nicht viel besser dran. Unsere Bewegungsfreiheit beruht demnach ausschliesslich auf meinen 100.000 Lire, mit denen wir auf den gefährlichen Wegen des italienischen schwarzen Marktes nicht weit kommen werden.

Die Stadt befindet sich übrigens in einem blühenden wirtschaftlichen Zustand, wenn man die Strenge der Blockade bedenkt. Der Faschismus hat die Läden seiner Kaufleute gegen die deutsche Wehrmacht verteidigt, indem er jedem Soldaten nur zweitausend Lire bewilligte. Zweitausend Lire, das waren im April 1945 zehn gute Mahlzeiten. Die Ledergeschäfte haben in der Auslage die schönsten Damenhandtaschen, Brieftaschen aus Schweinsleder, Gürtel, usw. Die Armbanduhren verkaufen sich fast nach Gewicht. Seidenstoffe und Leinenwäsche sind reichlich vorhanden. Die Schneider arbeiten bis tief in die Nacht hinein. Man kann überall Zelte, Fahrräder, Faltboote, und alles was zum zelten gehört, kaufen. Der schwarze Markt hat alles zu bie-

ten. Wie hat es Mussolini fertig gebracht, aus Mailand die reichste Hauptstadt Europas im Krieg zu machen?

"Das ist gar kein Wunder", erklärt mir ein antifaschistischer Italiener. "Alle Rohstoffe, die die Deutschen seit Anfang 1941 für die Militärfabriken geliefert haben, sind in die Zivilabteilungen verschoben worden. Mussolini selbst hat niemals etwas davon gewusst."

Das muss wohl so sein, denn zum Beispiel sind Gummisohlen aus synthetischem Kautschuk so reichlich vorhanden, dass fast an allen Strassenecken fahrende Händler sie feilbieten.

Einen Monat später wird diese unzeitgemässe Ueppigkeit ebenso verschwunden sein wie der Faschimus selbst. Die amerikanischen Neger werden sich auf die Stadt wie die sieben Plagen Aegyptens niederlassen, werden ihre Dollar zu unwahrscheinlich vorteilhaften Bedingungen in Lire umwandeln, und die Bars leertrinken, die Geschäfte auskaufen. Sie werden ihre persönlichen Sehnsüchte singen voll Gleichgültigkeit den Geschicken Europas gegenüber:

Gone are the days
when my heart
was young and gay...
Gone are my friends
from the cotton fields away...

Die Ereignisse überstürzen sich. Kardinal Schuster hat den Herren Marazza und Zanchetta einen zurückhaltenden Empfang bereitet. Dieser Schritt des C. L. N. A. I. hat ihn jedoch beeindruckt. Man muss um jeden Preis Mussolinis Absichten kennenlernen. Der Faschismus kann nicht länger kämpfen, wenn die Deutschen sich zurückziehen, oder aber es gibt den Bürgerkrieg. Und die Verhandlungen über die Kapitulation der Wehr-

macht sind schon stark vorgeschritten. Der General der Widerstandsbewegung, Cadorna, Sohn des berühmten Cadorna von 1918, kommt nun auch, um mit Meister Marazza Kontakt aufzunehmen. Er wurde seinerzeit mit dem Fallschirm auf Bergamo herabgelassen, um daselbst den Befehl über die Partigiani zu übernehmen. Marazza und er haben einander am 23. im Hause von Bekannten getroffen, wobei sie eine Reihe höchst überflüssiger Vorsichtsmassregeln walten liessen. Sie hätten sich genau so gut im Biffi verabreden und ihren Vermouth neben uns einnehmen können. Doch die Operette muss weiter gespielt werden.

Cadorna erzählt, dass ihm Mussolini durch Vermittlung Cellas, eines sehr geschickten Industriellen, eine Unterredung vorgeschlagen hat. Man bereitet also eine Besprechung zu dritt vor: Cella, vom Duce gesandt, Marazza, als Vertreter des C. L. N. A. I., und Manzoni, ein Freund des christlich-demokratischen Rechtsanwalts. Die Konferenz findet am 24. in einem Saal des Pfandhauses statt, in dem Manzoni angestellt ist. Man "verhandelt" den Faschismus zwischen dem Hin und Her des Volkes, das seine Schätze zum Pfandhaus trägt. Cella vertritt die Meinung Mussolinis: "Eine Lösung finden, die es ermöglicht, überflüssige Zerstörungen und Todesfälle zu vermeiden". Marazza muss sich denen des C. L. N. A. I. fügen: "Kapitulation, bedingungslose". Als echter Christlicher Demokrat erklärt er Cella mit der unglaublichen Naivität und politischen Unfähigkeit seiner Gruppe: "Mussolini soll sich dem Erzbischof gefangen geben. Der Kardinal wird ihn unter seinen Schutz nehmen, bis er vor einem Gerichtshof erscheinen kann, vor dem er sich zu verteidigen haben wird."

Cella antwortete, dass Mussolini keinerlei Bedingungen betreffs seiner eigenen Person stelle, aber dass er niemals kapitulieren wird ohne Garantien für seine Mitarbeiter, die faschistischen Familien, die Einheiten der Schwarzhemden, die von den Alliierten nach den

internationalen Gesetzen in Gewahrsam genommen, und nicht der Willkür der Partisanen ausgeliefert werden sollen. Marazza hat keine Vollmacht, um über Bedingungen der Kapitulation zu verhandeln, sondern nur über eine bedingungslose Kapitulation. Die Verhandlungen sind in einer Sackgasse.

"Ich werde der C. L. N. A. I. berichten" schliesst Marazza.

"Ich werde morgen früh telephonieren", antwortet Cella und verbeugt sich kühl.

Während diese Verhandlungen im Gange sind, von denen wir natürlich erst viel später hören werden, verlassen wir in aller Eile die Milizkaserne, wo nur Untaugliche und eine kleine Anzahl von Kol'aborationisten zurückgeblieben sind. Es ist nicht einfach, ein Zimmer zu finden. Es ist auch nicht einfach, seine Koffer in Strassenbahnen mitzunehmen, auf deren Trittbrettern die Fahrgäste wie Trauben hängen. Wir enden in einem schmutzigen Hotel in der Nähe des Zentralbahnhofes. Wir müssen unsere Pässe vorzeigen... die von der deutschen Botschaft in Paris ausgestellt sind. Von diesem Augenblick an verraten unsere Dokumente uns und wir werden so schnell wie möglich verschwinden müssen. Ein neues Leben beginnt... Zwei Jahre lang werden wir nichts anderes zu tun haben, als die Verbindung mit dem Feind aufzuheben, jeden Tag, jede Woche, sei es in Hotels oder in befreundeten Häusern, sei es in Klöstern oder Berghütten, bald am Meeresstrand, bald am Gletscher lagernd, die Wartezimmer mit geheimnisvollen Vororten von Paris vertauschend, Zuflucht in verbündeten Bauernhäusern suchend, immer verfolgt, immer siegreich entkommend, bis an das andere Ende der Welt.

Wir verbringen die Nacht des 24. im Hotel, packen aber bereits am 25. unsere Koffer wieder, denn im Erdgeschoss in der Kaffeestube haben wir verdächtige Geräusche belauscht. (Am 26. wird die rote Fahne an einem der Fenster dieses Hotels erscheinen, das Zen-

trale eines Befreiungskomitees wird. Wir sind knapp entronnen). Blondinet läuft zum Telephon, da er Gott sei Dank die Anschrift einer Italienerin, die wir in Bergamo trafen und die uns eine Wohngelegenheit angeboten hatte, wiedergefunden hat. Angstvoll hört er das Klingeln am anderen Ende der Leitung... Endlich...

"Donna Manzoni?... Hier sind die Franzosen aus Bergamo... Könnten Sie uns unterbringen?"

"Natürlich... Ihr braucht nur zu kommen... Ich warte auf Euch."

Mittags haben die Strassenbahnen zu fahren aufgehört. Die Streiks werden immer zahlreicher. Es kommt zu Zusammenstössen in verschiedenen Fabriken und vor allem bei Pirelli. Einige Arbeiter haben die Worte der Aufhetzer ernst genommen: "Man kann jetzt ruhig darauflosgehen, die Deutschen haben schon kapituliert". Irrtum. Die Deutschen haben noch nicht kapituliert. Und sie beweisen es, indem sie Fabriken umstellen und angreifen, als wären sie nicht selbst Gefangene ihrer Niederlage Wir treffen unterwegs Gruppen von Proletariern, die von der Wehrmacht begleitet werden. Diese Unglücksraben werden für 24 Stunden ins Konzentrationslager kommen. Die Menge betrachtet sie mit Gleichmut. Man fühlt jedoch aus der Tiefe ihrer Herzen den Hass und die Freude aufsteigen. Man kann im Vorbeigehen aufleuchtende Wolfsblicke erkennen. Schon spielen die Kinder das Spiel des Antifaschismus: man verprügelt die Mussolini-Gruppen, zehn gegen einen. Es wird im Rinnstein und zwischen zusammengefallenen Häusern gekämpft. Holzgewehre und Bälle sind die Waffen. Alle Viertelstunde erhebt sich die goldene Stimme der Luftsirene. Alarm, Entwarnung, Vorwarnung, Endwarnung. Irgendwelche Unberufenen scheinen sich der Sirenen bemächtigt zu haben. Niemand weiss, was das zu bedeuten hat, und niemand möchte es eigentlich wissen. Trotzdem bringt dieses ununterbrochene Sirenengeheul die Stadt in ei-

nen Zustand der Beklemmung, den die zunehmende Hitze noch verstärkt. Die Luft ist mit drohenden Gefahren geladen. Man spürt es in der Magengrube und an der Kehle, es ist eine Stimmung, wie wenn man mitten in einem Hochgebirge den Sturm heraufziehen sieht. Wir schleppen uns mit unseren schweren Koffern durch die Strassen, und haben bereits das Gefühl, dass uns nur noch Feinde umgeben. Dabei müssen wir noch fast ganz Mailand durchqueren.

An der Ecke eines Amtsgebäudes sind schwere Maschinengewehre aufgefahren und halten mehrere Strassenzüge in ihrem Bann. Sie werden von deutschen Soldaten und behelmten Faschisten bedient. Autos fahren mit grösster Geschwindigkeit vorbei.

Um sieben Uhr morgens hat das C. L. N. A. I. eine Versammlung im Salesianerkloster in der Kopernikusstrasse abgehalten. Marazza hat über die unfruchtbaren Verhandlungen mit Cella, der Mussolinis Forderungen klar definiert hatte, Bericht erstattet. Die Helden der "persönlichen Freiheit", des "Rechts" und der "westlichen Zivilisation" bestehen jedoch auf ihrem demokratischen Standpunkt: Bedingungslose Kapitulation. Um 12 Uhr ruft der Advokat im erzbischöflichen Palais an und spricht mit Dom Bicherai, dem Sekretär des Kardinals. Man vereinbart eine dringende Zusammenkunft. Marazza, Dom Bicherai und ein anderer Geistlicher treffen sich auf dem Platz vor dem Zentralbahnhof, zweifellos unter unseren Augen, denn wir sind gerade im Begriff, das Schauspiel, das die Strasse bietet, von den Fenstern unseres Hotels aus zu beobachten, einige Minuten ehe wir fort müssen.

"Der C. L. N. A. I. hat den Deutschen eine Frist bis 15 Uhr gelassen, innerhalb welcher sie die bedingungslose Kapitulation annehmen müssen. Weitere 6 Stunden werden ihnen bis zur endgültigen Unterschrift zugestanden." Marazza erklärt noch einmal: "Um drei Uhr erwarten wir die Antwort des Militärkommandos, in der Andreanistrasse bei dem Bankier."

"Wir werden es weitergeben", antworten die Geistlichen."

Der C. L. N. A. I. weiss genau, dass er nichts verlangen kann. Die Deutschen werden kapitulieren, wenn es ihnen gefällt, entsprechend den Anweisungen aus ihrem Hauptquartier. Sie sind imstande, Mailand bis zur Ankunft der Alliierten zu halten. Die Freunde des Rechtsanwaltes Marazza spielen Theater für die Geschichte. In der Praxis wird geschäftsmässig vorangegangen: die Vorräte des Heeres, die Lastwagen, das Benzin wird gegen die Sicherheit abgegeben, dass niemand auf die Deutschen Feuer machen wird. Man kann versichert sein, dass diese letzte Klausel von der italienischen Resistenz aufs genaueste eingehalten werden wird.

Der Biffi ist zu. Einige Schüsse aus den Maschinengewehren vorüberfahrender Schwarzhemden sol'en Eindruck auf die Menschenmenge machen. Diese erscheint im übrigen recht friedlich. Die Terrasse unseres Lieblingskaffees hat alle ihre Tische und Stühle behalten.

Auf einem von ihnen steht ein Dominikanermönch mit roter Nase und fliegendem Bart und redet zum Volk:

"Treue dem Duce... dem Begründer der Grösse Italiens. Es lebe Mussolini, der glorreiche Führer... Der Sieg ist unser..."

Rasender Applaus. Der Dominikaner grüsst mit dem römischen Gruss... Alle antworten ihm mit erhobenem Arm. Die Revolution ist also doch nicht für morgen angesetzt? Wir finden unseren Jean-Pierre nicht an der verabredeten Stelle. Wir verlieren die Fühlung mit ihm und erst in Paris sollten wir ihn nach seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager wiederfinden. Der Trupp besteht nur noch aus Blondinet, dem Philosophen, Puk und mir. Dann sehe ich noch einmal die "Maus".

"Ich habe heute Nacht gesendet", flüstert er mir

zu. "Ich habe Verbindung mit Berlin, Paris und Bern gesucht."

"Ja, und?"

"Alle unsere Stützpunkte haben aufgehört zu senden. Der Krieg ist aus."

Und das Schweigen der Geheimsender, die in der Nacht vom 24. zum 25. April für immer verstummten, erdrückte die Worte des Dominikaners, der noch immer ein Gefangener der Vergangenheit war.

Während wir Mailand durchqueren, wird im Erzbistum weiter verhandelt. Eine dichte, schweigsame Menge versperrt die Tür, die sich auf die Piazza delle Fontana öffnet. Vor der anderen Tür, auf dem Domplatz, halten zwei SS-Männer unbeweglich Wache.

Rasch verändert sich das äussere Bi'd der Stadt. Die Könige des Schwarzen Marktes sind verschwunden. Sie waren echte Revolutionäre. Die hübschen Mädchen in ihren bunten Kleidern werden seltener. Man fühlt, dass die guten Bürger grün vor Angst sind und schleunigst in ihre Wohnungen kriechen. Der Faschismus, der sie einst gerettet hat, kann ruhig zum Teufel gehen, jetzt, da er nicht mehr der Stärkere ist. Ihr Herz, d h. ihre Brieftasche, schlägt nur für die Resistenz, unter der Bedingung selbstverständlich, dass die Banken, die Aktien und die Mieten unangetastet bleiben. Die Menge ist weniger üppig und farbenprächtig. Die Bevölkerung der Vororte hat sich unmerklich in das Zentrum verschoben. Alles ist auf einmal traurig und düster geworden, wie bei einer Sonnenfinsternis...

Rechtsanwalt Marazza ist es unter grossen Schwierigkeiten gelungen, in das Innere des Erzbistums zu gelangen. Kardinal Schuster kommt ihm entgegen.

"Mussolini wird in einer Viertelstunde hier sein. Er will Sie und General Cadorna sehen."

"Ich bin nicht bevollmächtigt, mit Mussolini zu

verhandeln. Ich muss zunächst dem C. L. N. A. I. darüber berichten."

Der Kardinal stellt den Abgesandten seine Wagen zur Verfügung, und diese begeben sich zum Befreiungskomité. Währenddessen füllt sich das erzbischöfliche Palais mit hohen Würdenträgern des Faschimus: Graziani, die Minister Barracu und Zerbino; Mailands Präfekt Bassi; Tiengo, der Präfekt von Turin, der von General Diamanti beauftragt ist, die Kapitulation seiner Truppen anzubieten. Die Resistenz ist durch Sereni, Arpesani, Valiani und Balzarotti vertreten. Aus dem Hof dringt das sanfte Geräusch der hereingleitenden langen schwarzen Autos herauf. Mussolinis mächtiger Wagen ist in einer Ecke untergebracht. Die Strassen Mailands werden immer stiller und feindseliger... Wir werden auf der Via Torrinese von den Faschisten angehalten, die eine Barrikade aufgebaut haben. Unsere Koffer erregen ihre lebhafte Aufmerksamkeit: Keine Bomben? Keine kommunistischen Flugblätter? Man zweifelt lange, bevor man sich entschliesst, uns freizulassen. Diese Fremden, die da umziehen, sind höchst verdächtig. Ein bewaffneter junger Mann kommt auf uns zu.

"Sie sind Franzosen? Kollaborationisten? Ich war in der N. S. K. K. Jetzt helfe ich hier den Faschisten ein wenig mit."

Es ist ein brauner Junge von vielleicht zwanzig Jahren, mit hellen, strahlenden Augen.

"Und was macht ihr da?"

"Wir werden heute nacht einen Strauss ausfechten."

"Ihr habt nicht die geringste Möglichkeit mehr..."

"Ich weiss, aber ich will kämpfen."

Wir drücken diesem namenlosen Helden, der entschlossen ist, mit dem Faschimus unterzugehen, noch einmal die Hand, und laufen dann weiter. Es ist fast sechs Uhr nachmittags. In dem schwindenden Licht ragt die Kathedrale weiss und rosa empor. Der Duce ist schon in Kardinal Schusters Arbeitszimmer zusammen

mit Graziani, Barracu, Zerbino und Bassi. Als Marazza und Cardona erscheinen, werden sie in den grossen Saal geführt, wo das Licht des sinkenden Tages den roten Damasttapeten, den alten Stühlen und Tischen noch einmal Glanz und Schönheit verleiht. Der Kardinal stellt die Anführer der Resistenz dem Duce vor, der kerzengerade aufgerichtet in der feierlichen Uniform des Ehrenkorporals der faschistischen Miliz vor ihnen steht. Er streckt dem Partisanengeneral seine Hand hin, dann dem Advokaten, und lässt sich in einen Stuhl fallen. Die Zeugen dieser Szene haben berichtet, dass Mussolini äusserst niedergeschlagen wirkte, sehr gealtert schien, mit gelbem Gesicht und einem bläulichen Fleck auf der Kopfhaut, der sich langsam vergrösserte. Er soll einen abwesenden Blick auf Marazza gerichtet und gefragt haben:

"Nun, was haben Sie mir vorzuschlagen?"

"Mein Auftrag ist sehr beschränkt: Bedingungslose Kapitulation."

Der Duce richtet sich auf, und seine Hand verkrampft sich auf der Lehne des Sessels.

"Darum bin ich nicht hier. Es handelt sich um das Schicksal der hohen faschistischen Beamten, der Partei, der Familien, der Miliz..."

"Das ist eine zweitrangige Formalität innerhalb der Kapitulation", antwortet Lombardi, der die Partei "Azione" vertritt.

"Ja, ja, nun ich zweifle nicht... wir werden uns über alle Punkte einigen..."

Feldmarschall Graziani fällt in das Gespräch ein:

"Sie vergessen den deutschen Verbündeten, Duce! Unsere Pflichten..."

Mussolini hört ihn regungslos an, mit müdem Gesicht und stierendem Blick.

"Die einfachsten Ehrengesetze verlangen es. Dies ist zum mindesten unsere Meinung."

Marazza mischt sich ein:

"Ich glaube, die Deutschen haben nicht dieselben

Skrupel wie Sie. Sie sind in diesem Augenblick im Begriff, die Kapitulation zu diskutieren, ohne die Minister der faschistischen Republik davon in Kenntnis gesetzt zu haben..."

Mussolini scheint durch diese Nachricht vernichtet. Bassi, der Mailänder Präfekt, bittet um die Zuziehung von Dom Bicherai, der beauftragt ist, mit der Wehrmacht zu verhandeln. Der Priester liest die deutschen Gesuche vor: Diplomatische Garantien, Schutz der deutschen Zivilisten, die den Engländern ausgeliefert werden sollen, Entwaffnung des Heeres, das unter alliierten Schutz genommen wird.

Daraufhin erklärt Mussolini, nunmehr habe er ein Anrecht auf Handlungsfreiheit.

"Ich werde jetzt zum deutschen Oberkommando gehen", flüstert er.

"Es ist keine Zeit mehr zu verlieren", blufft Marazza. "Sie müssen sich entscheiden. Ueberall haben wir bereits Aufstände in Norditalien. Gallarte, Busto, Arsizio, Seguano sind schon befreit. Es ist bereits in den Vororten zu Zusammenstössen gekommen."

Der Duce schüttelt den Kopf.

"Die Stadt, die das Zeichen zur Revolution gibt, ist Mailand. Solange in Mailand die Regierung nicht gestürzt ist, sind die anderen kleinen Aufstände ganz ohne Bedeutung."

Man hört ihn flüstern:

"Der Bürgerkrieg, wie entsetzlich..."

Draussen fällt bereits die Nacht. Die Strassen der südlichen Stadtviertel werden immer einsamer und stiller. Man hört das Klappen der eisernen Fensterläden, die sich schliessen. Geheimnisvolle Autos gleiten im vollen Licht der Scheinwerfer vorbei. Die Sirenen verkünden immer noch Alarm, aber ihre Stimmen sind immer trauriger geworden und bald schweigen sie ganz. In den elektrischen Zentralen fällt der Druck zusehends. Ein dichter blauer Nebel umhüllt die Stadt, und die Umrisse der Häuser verschwimmen. Die Stadt gleicht jetzt

einem blinden Schiff, das durch eine Nebeldämmerung seinen Weg sucht. Hinter den Fenstern erlöschen die Lichter. Die Schritte der letzten Spaziergänger haben einen anderen Rhythmus. Man streift nicht länger zu seinem Vergnügen umher. Man läuft... Top... Top... Man flüchtet vor diesem Etwas, das sich vorbereitet. Schon vernimmt man Schüsse von weitem. Die Jagd auf den Faschismus hat begonnen. Während wir uns der Donna Frozzi vorstellen, denke ich an jenen jungen Bretonen der Barrikade in der Torineser Strasse, der sein Maschinengewehr zur Hand, ungeduldig auf seine Ruhmes- und Todesnacht wartet, wie andere auf ihre erste Liebesnacht...

Donna Frozzi empfängt uns mit mütterlicher Fürsorge. Ihr Mann ist englischer Kriegsgefangener in Abessinien. Wir wissen, was wir von der Meinung des anderen zu halten haben. Aber sie warnt uns sofort:

"Sagt nichts vor meiner Schwester. Sie ist die Freundin eines der Anführer des nahenden Befreiungskomités und natürlich sehr antifaschistisch."

Unsere Wirtin bereitet Schlafgelegenheiten im Wohnzimer vor und geht daran, die pasta sciutta zu kochen...

Ueber einen Balkon gebeugt, horche ich in die Nacht hinaus, die voll verwirrender Geräusche ist und schwer wie Blei auf den Seelen lastet. Mailand ist im Dunkel versunken. Das Schweigen wird im Norden von einigen Schüssen unterbrochen, aber die Geräusche sind so unbestimmt, dass man eher an Spielerei denkt als an Mord und Totschlag. Der Duft der blühenden Bäume aus den Vororten erfüllt die ganze Strasse. Die Nacht ist ebenso der Liebe wie dem Tod aufgetan. Ab und zu fahren wie erfrischende Windstösse schwer bewaffnete Trupps vorbei. Die SS ist im Begriff, die Stadt zu verlassen und Kampfposten zu beziehen. Sie werden bis auf den letzten Mann Mailand verlassen, denn die SS ergibt sich nie. Das neu einsetzende Schweigen verwandelt die Nacht wieder in eine erdrückende Vision.

Das Schweigen herrscht auch in dem altmodischen Empfangsraum Kardinal Schusters. Der Duce ist niedergeschlagen. Er sagt:

"Die deutsche Armee in Italien ist in völliger Desorganisation begriffen."

Graziani, der in kriegerischer Stimmung ist, ruft:

"Die Ehre des Faschimus, unsere Pflicht unseren Verbündeten gegenüber, heissen uns, den Kampf nicht aufzugeben."

Der Kardinal zollt diesen Worten eine höfliche Anerkennung:

"Sehr ehrenwerte Ansichten, ausserordentlich ehrenwerte Gefühle." Aber ein skeptisches Lächeln erscheint auf seinen Lippen.

Mussolini steht plötzlich auf.

"Ich gehe zu den Deutschen, und in einer Stunde bringe ich Ihnen die Entscheidung..."

Er dreht sich auf den Absätzen herum und verlässt mit grossen Schritten den Saal. Das Warten beginnt. Graziani ruft mit zorniger Stimme dem Abgeordneten des C. L. N. A. I. entgegen:

"Sie werden schon sehen, wenn all dies erst mal veröffentlicht werden kann."

Die Antifaschisten jedoch kümmern sich nicht um den Feldmarschall. Sie streiten sich untereinander und bereiten ihre Inquisitionsgerichte vor, für die grossen Hexenprozesse, die sie nun bald werden beginnen können. Es ist acht Uhr. Der alte Kardinal sieht aus, als schliefe er. Dann ist es neun Uhr... Mussolini wird niemals wiederkommen. Er hat begriffen, dass keine Brücke zu den Feinden führt, die noch ganz anders fanatisch und gewalttätig sein können als der Faschismus. Nach den Erklärungen, die er am 22. Carlo Silvestri gegenüber abgegeben hat, ist es klar, dass der C. L. N. A. I. niemals den grossartigen Plan der revolutionären Erneuerung annehmen wird, den die faschistische Republik bereit war, ihm zu vererben, denn er hat weder die Mittel noch den Willen, ihn zu verwirklichen.

Mussolini darf nicht als ein Mann der Linken von der Bühne abgehen. Das ist eines der wichtigsten Kriegsziele der Alliierten, und derjenigen, die sich hinter den Alliierten verbergen: den Meistern des bolschewistischen Sozialismus. Seit 25 Jahren arbeitet ihre Propaganda darauf hin, den Mythos eines reaktionären Tyrannen zu nähren und zu erhalten. Mussolini muss in der Rolle eines solchen Tyrannen sterben. Deshalb: Bedingungslose Kapitulation.

Aber die italienische Resistenz ist, ebenso wie die französische, in weniger als zwei Jahren unter dem Gewicht ihrer inneren Widersprüche und Lügen zusammengebrochen. Wer erinnert sich heute des C. L. N. A. I. während die Figur Mussolinis sich in ihrer historischen Bedeutung jeden Tag klarer herauskristallisiert? Der Duce war zuletzt als ein Mann der Linken in das politische Kampffeld getreten, und ist als ein Mann der Linken gestorben. Er war ihr grösster und vollendetster Vertreter. Hier ist das letzte Beweisstück: Der Brief Carlo Silvestris an das ausführende Organ der Italienischen Sozialistischen Partei, der Organisation des Proletariats. In Frankreich und Deutschland ist er unbekannt... Und das ist kein Wunder, denn er wirft auf Mussolini ein Licht, das den Augen der Sozialisten der IV. Republik und der S. P. D. unerträglich ist. Dieser Brief bedarf keines Kommentars.

"Sozialistische Freunde:

Benito Mussolini hat mich am 22. April 1945 rufen lassen und mir folgende Erklärung anvertraut, die ich bevollmächtigt bin, an Euch weiterzugeben:

> "Nun da infolge der englisch-amerikanischen Invasion nunmehr mein Nachlass eröffnet ist, möchte ich die Soziale Republik in die Hände der Republikaner und nicht der Königstreuen legen, den Plan zur Sozialisierung und seine künftige Verwirklichung den Sozialisten und nicht den Bür-

gerlichen anvertrauen. Von meiner Person soll nicht die Rede sein. Dagegen wünsche ich, dass der Abtritt der Faschisten ruhig vonstatten gehen möge, ohne Uebergriffe, die bedauerliche Folgen haben könnten. Ich richte mich mit diesem Vorschlag der Machtübergabe an die sozialistische Partei; ich würde mich jedoch freuen, wenn das Angebot auch von der Partei Azione a's annehmbar betrachtet würde, weil auch in dieser Partei die sozialistischen Strömungen überwiegen. Ich dehne das Angebot nur deshalb nicht auf die kommunistische Partei aus, weil die Taktik dieser Partei, in der augenblicklichen internationalen Lage, Gefahr läuft, Italien der englischen Einflusssphäre zu entziehen.

Die Machtübergabe könnte nach folgenden Richtlinien erfolgen:

1) Aus organisatorischen Gründen könnte die Machtübergabe an die Sozialisten und linksgerichteten Parteien nur in Mailand stattfinden und gegebenenfalls in einigen Nachbarstädten: wie Verese, Como, Legnano, Ga'larte, Magenta, usw., in denen das proletarische Element überwiegt.

2) Damit die Sozialistische Partei, die Partei Azione oder ihre antikapitalistische Fraktion, die Republikaner, und eventuell auch andere linksgerichtete Gruppen, die nicht dem C. L. N. A. I. angehören, den Vorschlag annehmen können, müssen sie im Hinblick auf die spätere Zukunft eine dringende und unleugbare Rechtfertigung besitzen, wie etwa die, dass es gilt, die Industrie und die Elektrizitätswerke zu retten, indem sie Mailand zur offenen Stadt erklären. Die Rettung dieser Werke, die für einen Wiederaufbau Italiens von allergrösster Bedeutung sind, ist stets meine grösste Sorge gewesen.

3) Die Sozialistische Partei (Pro'etarische Vereinigung) würde das Kommando über die Stadt

übernehmen, wobei sie sich auf einen Teil der gegebenenfalls im Einvernehmen mit dem Partito d'Azione und mit dem stillschweigenden Einverständnis der Kommunistischen Partei bewaffneten Einheiten der Sozial-Republik stützen könnte, die man Mailand belassen würde, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten, und die ausschliesslich der provisorischen Regierung unterstehen würden.

4) Die provisorische Regierung würde sich sofort mit den deutschen Behörden in Verbindung setzen, um über die Erhaltung der Stadt und ihrer Industriewerke zu verhandeln. Im Falle der Annahme meiner Vorschläge und Bekanntgabe der Evakuierung der Stadt, müsste die provisorische Regierung die Gewähr bieten, dass weder die Stadt noch die bewaffneten Kräfte der Sozial-Republik von den Partisanen oder anderen Gruppen angegriffen würden."

Carlo Silvestri fügt hinzu:

"Wie dem auch sei, nicht Mussolini diktiert heute diese Vorschläge, sondern ich fasse seine Gedanken zusammen. Er zieht es vor, dem C. L. N. A. I. die Verantwortung auf das C. L. N. A. T. zu übertragen, und nicht auf die römische Regierung. Dem C.L.N.A.I. will er das Revolutionäre, Antikapitalistische, Antimornachische, Soziale der faschistischen Republik übertragen, denn er denkt, dass früher oder später im Herzen des C. L. N. A. I. die linksgerichteten Kräfte die Oberhand gewinnen werden und dass diese dann nicht umhin können werden, die Sozialisierungspläne und die anderen grundlegenden Reformen Mussolinis zu verteidigen, als da sind die Abschaffung des Privathandels, die Einführung der genossenschaftlichen Produktion, die ein geheiligtes Erbgut des italienischen Arbeiters bilden. Kameraden der Euch dies schreibt, ist ein Sozialist der Seele und der Tat; schon in seinem 10. Lebensjahr hat er in eng-

ster Verbindung mit Anna Kuliscoff, Filippe Turati, Claudio Treves, Andrea Costa, Camillo Prompolini und Leonida Bissolati gelebt; als Sozialist erhielt er 1924 die Parteikarte mit dem besonderen Ehrenvermerk: "In Anerkennung seines unbezwinglichen Kampfesmutes". Er wünscht Euch dringend zu sprechen, um Euch Mussolinis Vorschläge auseinandersetzen zu können.

Carlo Silvestri."

Mussolini fuhr gegen Norden, während die von der Resistenz verratenen Arbeiter die Liktorenbündel von allen faschistischen Denkmälern herunterschlugen. Die schöne und heldenhafte Claretta Petacci begleitete ihn mit einer Handvoll Getreuer. Wo wollte er hin? Man hat gesagt, er hätte beabsichtigt, die Schweizer Grenze zu überschreiten. Sinnlose Vorstellung. Der Duce wusste sehr gut, dass das berühmte schweizerische Asylrecht nur für Antifaschisten galt, dass die schweizer Neutralität nur noch eine demokratische Lüge mehr war. Was erhoffte er? Seine Truppen in der Festung Tirol zusammenzurufen? Die SS hatte daran gedacht, die Berge des Zillertals, des Ortler und der Dolomiten in einen Wall der Verteidigung umzuwandeln. Aber es waren keinerlei ernstliche Vorbereitungen getroffen worden. Dennoch bestätigt der Weg, den Mussolini einschlug, diese Hypothese zum Teil. Er versuchte, die letzte noch freie Strasse nach dem Brenner hin zu erreichen. Aber der Duce konnte nicht weiter gehen als Hitler in dieser Götterdämmerung. Er war viel zu realistisch, viel zu ausgeglichen. Hitler hatte sich in die Berliner Reichskanzlei eingeschlossen, und das bedeutete, dass alles verloren war. Mussolini hatte sein Schicksal mit dem des Nationalsozialismus verknüpft und mit ihm zusammen musste er untergehen. Die Dinge, die er Carlo Sil-

vestri persönlich gesagt hat, lassen keinen Zweifel über seinen persönlichen Verzicht aufkommen.

Dass er auf die eine oder andere Weise sterben musste, kümmerte ihn wenig. Es ist leicht zu sterben, wenn man auf den schwindelnden Höhen der absoluten Macht gestanden hat.

Nein, ich glaube, Mussolini ging einfach gerade aus, wohin der Weg ihn führte, verloren in seine zunichte gegangenen Träume von Grösse und Ruhm, und voll Bitternis über die menschliche Natur. Er musste im Vorüberfahren an den Mauern der Häuser die grossen Losungsworte, die heldischen Losungsworte lesen, die er selbst für dieses Volk geprägt hatte, das nichts von Heldentum wissen wollte: "Italien wird seinen grossen Platz in der Welt haben."

Er hatte alles verloren, ausser der Ehre und der Geliebten. Der alternde Mann hing mit allen Fasern an seiner Claretta und gewiss hielt er die Hand der jungen Frau, die ihm tapfer in den Tod folgte. Zu derselben Stunde, wo wir namenlosen Kämpfer uns in dem Wohnzimmer der Donna Frozzi dazu rüsteten, ein neues Leben zu beginnen, ging Mussolini in der Einsamkeit seines Ruhmes dahin, wie Napoleon am Abend der Schlacht von Waterloo, verjagt von der neuen Zeit, die nichts von grossen Menschen wissen will.

"Wir warfen uns dem Kaiser entgegen, der nachdenklich dahin schritt, eine Hand in der Oeffnung der Jacke, sein Pferd am Zügel hinter sich herführend, dem Horizont entgegen, über dem der letzte Lichtschein des Tages lag."

DIE BEGEGNUNG MIT DEM TIER

Und da geschah es, dass wir zum ersten Mal mit dem Tier zusammentrafen: Man hatte es kommen hören seit Mitternacht und immer deutlicher mit dem ersten Schimmer des neuen Tages... Ein grauenhafter Schrei, zitternd von ohnmächtigem Hass, der alle Wut über den misslungenen Sieg enthielt. Ebensowenig wie der Nationalsozialismus, würde der Faschimus in den Händen seiner Feinde kapitulieren. Hitlers und Mussolinis Männer waren mit den Waffen in der Hand gestorben. Das Tier warf sich auf die Suche nach einigen Kriegsführern, die ihre Friedensverträge unterschreiben würden. Sein Zorn jedoch kannte keine Grenzen, denn es waren seinen Klauen die beiden wichtigsten Opfer entgangen: Mussolini und Hitler. Der eine wie der andere würden zur Nachwelt sagen können: "Und wir haben dennoch gesiegt!" Es war ein grauenhafter Schrei, erschreckend und erdrückend, ein Zusammenklang von Stimmen einer Million unsichtbarer Bestien. Jedes unsichtbare Tier trug mit seiner Stimme zu dem grossen Schrei des Tieres bei. Alle die Untermenschen, die mit Recht zwanzig Jahre lang zum Gehorsam gezwungen worden waren, schrieen ihren Hass gegen den Gehorsam heraus. Die Feigen, die es nicht gewagt hatten, den Faschismus anzugreifen, solange er noch ein Holzschwert in der Hand hielt, verkündeten selbst ihre Feigheit, die sie jetzt zu zehntausend gegen einen den Faschimus angreifen liess. Endlich. Die Helden waren gefallen...! Endlich brauchte man nicht mehr auszu-

ziehen, um neue Reiche zu erobern... Vorbei war der Bau der neuen Städte in den Pontinischen Sümpfen. Keine Denkmäler mehr, keine Tunnels, keine Bahnbrücke braucht mehr gebaut, keine neuen Erdteile fruchtbar gemacht zu werden!... Aus war es mit Carabinieri in weissen Handschuhen, dafür würde es morgen die Gendarmen mit schwarzen Fingernägeln geben... Hoch die schmutzigen Schuhe, und die zerrissenen Hosen! Hoch die Abtreibungen und das Bordell als Tempel des zukünftigen Reiches. Ein ganzes Volk, das ein Mann ein Vierteljahrhundert lang gezwungen hatte, gerade zu stehen, schrie auf vor Freude darüber, dass es endlich wieder auf dem Schmutzhaufen liegen durfte. Es gibt keine Worte, diesen Schrei in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit wiedergeben zu können... Evviva... ah, ah, ah... Togliatti... hihihihihi!... Bonomi, hihi... democristiani... communisti...

Man hatte diesem Volke Jugend und Kraft verhiessen. Jetzt antwortete es im Diebesrausch — Bonomi... Croce... Sforza... Es wollte wählen. Nicht die Lebenden, sondern die Halbtoten. Es war dies die Rache der Greise. Die Sieger über den Faschismus hatten weisse Haare, zitternde Hände, und rochen schlecht aus dem Mund; und ihre Ideen klangen wie die Gebeine in den Katakomben. Diese Menge schrie viele Dinge und vergass das Wesentliche. Einzig die spanischen Anarchisten auf den Barrikaden von Barcelona hatten den Mut gehabt, das Wesentliche zu schreien: Viva la muerte! — Es lebe der Tod!...

Ich versuchte mich der zeitlichen und örtlichen Umstände zu entsinnen, in denen mir schon einmal jemand von dem Tier gesprochen und mir das Wesen seines Schreies erklärt hatte. Und auf einmal durchfuhr es mich wie ein Lichtstrahl: Alphonse de Chateaubriant!

Im Februar 1940, als der Abgeordnete Henri de Kerillis den Autor von "La Briere" als einen Anführer der "Fünften Kolonne" bezeichnete und das Land vor

seinen verdächtigen Machenschaften warnte, versteckte sich mein alter Meister in einem kleinen Haus des Départements Yonne. Ist es notwendig zu sagen, dass sein politisches Spiel ebensowenig vorhanden war wie die ganze "Fünfte Kolonne", ein Schlagwort und eine Falle für das Volk von derselben Art wie das über die "Zweihundert Familien", und "Brot, Frieden, Freiheit". Er begann damals seine "Seelenchronik" zu schreiben, und Madame Castelot hob ehrfürchtig die Zettel auf, die von seinem Schreibtisch herunterglitten. Er ging kaum aus, lebte damals schon unter einem falschen Namen aus Furcht vor einer Verhaftung. Nichts rechtfertigte diese seine Furcht, es sei denn der Hass derjenigen, die damals gerade im Begriffe standen, Mandel an die Macht zu bringen.

Ich stand in der Nähe von Paris im Wehrdienst. Sonntags ging ich manchmal zu Alphonse de Chateaubriant zu Besuch. Mit meiner kleinen Simca kämpfte ich gegen Sturm und Regen jenes harten Winters. Ich wurde an einem grossen Feuer empfangen. Der Meister schloss mich pathetisch in die Arme. Eines Tages erzählte er mir folgende Geschichte:

"Mein lieber Sohn, wie Sie wissen, war ich 1918 zur Genesung in einem Lazarett bei Nancy. Am 11. November erwachte ich von einem furchtbaren Schrei, der meine Fensterscheiben erzittern liess. Ich fragte meinen Krankenwärter, was ist denn los? Revolution!... Der Mann geht sich erkundigen und kommt völlig bestürzt zurück... Friedensschluss, Friede! Noch Stunden später hatte ich das Geschrei unseres siegreichen Volkes in den Ohren. Bei Sonnenuntergang überkam mich eine furchtbare Traurigkeit. Diese Stimmen waren keine menschlichen Stimmen mehr. Sie verlangten nicht nach Frieden, nach Recht für den Feind von gestern, nach dem goldenen Zeitalter. Sie drückten überhaupt kein Gefühl aus. Ich fühlte mich in diesem Lazarett ebenso einsam wie ein Schiffbrüchiger auf einer verlassenen Insel des Pazifischen Ozeans. Frank-

reichs Schrei hatte nichts Menschliches mehr. Es war der Schrei eines Tieres, des Tieres. Und sehen Sie, mein Sohn, damals in jenem November 1918 enthüllte sich mir zum ersten Mal der Bolschewismus. Wir waren bereits bolschewisiert, denn es handelt sich dabei nicht eigentlich um ein politisches System, sondern um eine Rationalisierung und Organisierung der negativen Kräfte, die in den Tiefen der menschlichen Seele verborgen liegen. Und etwas später, indem ich aufmerksam auf den Schrei horchte, der mich vor Grauen erstarren liess, fand ich das Wort, das mehr sagt, als das Wort Bolschweismus: Vulkanismus, Vulkanismus, das ist die Entfesselung aller bösen Kräfte, die zum menschlichen Wesen gehören und die aus den verschütteten Untiefen der Seele hervorbrechen. Es ist der Sieg des Bösen über das Gute. Der Erfolg des Todesprinzips gegenüber dem Prinzip des Lebens. Der Sturz Gottes und die Auferstehung Satans. Es war unmöglich sich zu irren. Der Friede, der nun begann, war nicht der Friede, sondern der Beginn einer düsteren Zeit, in der die Diebe den ehrlichen Menschen gegenüber Recht haben würden, in der die Politiker ihre Wähler betrügen und die Liebe, die Grundlage unserer alten christlichen Gesellschaftsordnungen, dem Hass Platz machen würde. Es war der Anfang vom Ende. Dieser furchtbare Schrei des 11. November 1918 verkündete unseren moralischen Niedergang, unsere kommenden Leiden, die Wiederkehr des Krieges, den "Vulkanismus"..."

Der alte Mann, dessen Augen die Farbe des Himmels hatten, war in ein mehrstündiges Grübeln versunken. Ich fuhr weg.

Und nun heute vernahm ich zum ersten Mal diesen Schrei des Tieres, den mir Alphonse de Chateaubriant beschrieben hatte. Ich erstarrte vor Grauen. Und in diesem Augenblick erhielt ich die Gewissheit, dass wir in diesem Kriege, trotz vieler kleiner Fehler, trotz der Schwierigkeiten mit Deutschland, das Gute gewählt und das Böse bekämpft hatten... Das Tier hat sich

natürlich des Rundfunks und der Sirenen bemächtigt. In dem Wohnzimmer von Donna Frozzi wiederholt der Apparat das Gebrüll der Strasse.

"Die Tyrannei ist gestürzt worden... Freie Italiener verhaftet die Verräter, die Faschisten... Zeigt die Verdächtigen bei Eurem Komité der Befreiung an... Flaggt, flaggt für die Ankunft der glorreichen Partigiani."

Avanti popolo
Alla riscossa
Bandiera rossa.

Auf unseren Bettgestellen hockend halten wir Kriegsrat. Es ist äusserst gefährlich, in diesem Haus zu bleiben. Gestern Abend hat uns der Freund der Schwester von Donna Frozzi besucht. A's Chef eines der Komités des Viertels, hat er mit scheinbarem Interesse dem Bericht unserer Abenteuer gelauscht, den wir der antifaschistischen Sauce angepasst hatten. Ich fühlte jedoch, dass er nicht sehr überzeugt wegging, und dass unsere Eigenschaft als Arbeiter "scappati della Germania", ihm etwas verdächtig vorgekommen war. Die kleinste Untersuchung unseres Gepäcks würde die Katastrophe herbeiführen und gleichzeitig die alte Frau, die uns beherbergt, ins Unglück stürzen.

"Achtung, Achtung... Alle Patrouillen und Wachtposten...Eröffnet Feuer ohne Warnung auf eine rote Alfa Romeo Nr. 67580 M. I., die die Abzeichen des Partito d'Azione trägt. Sie ist besetzt von Faschisten, die die Stadt zu verlassen suchen."

Musik. Das Geräusch von jemand, der ausspuckt. Räuspern eines improvisierten Speakers... Stille.

"Bergamo ist von den Patrioten befreit worden... Die Alliierten haben Genua besetzt. Eine nach der anderen fallen die Ketten der Sklaverei in Norditalien. Mussolini ist verschwunden. Der Tyrann versteckt sich oder flieht wie ein stinkendes Tier."

Musik, Musik.

Wir müssen die Stadt verlassen und uns in kleinen Tagesmärschen nach Frankreich begeben. Zu Fuss natürlich. Wir werden unsere Koffer hier lassen und nur die Dinge mitnehmen und die Dokumente, die uns kompromittieren könnten und die wir unterwegs zerstören werden. Ich beuge mich über den Plan der Stadt Mailand. Rechts... links... gegen die Porta Pavese. Ich versuche die Namen der Strassen auswendig zu lernen, aber es gelingt mir nicht, mich zu sammeln mit diesem Schrei des Tieres, der mir immer in den Ohren gellt. Dazu keift das Radio ununterbrochen.

"Schiesst ohne Bedenken auf die kriminel'en Faschisten. Flaggt, Mailänder, der Krieg ist für Italien beendet, heute Abend werdet ihr eure Lichter brennen lassen können..."

Der "black out" ist fünf Jahre alt. Er wird keine Nacht länger dauern. Blondinet ist ausgegangen, um die Gegend auszuspüren. Er kehrt schon nach einer halben Stunde zurück. Unser Viertel scheint verhältnismässig ruhig zu sein. Fahnen an den Fenstern.

"Achtung... Achtung... eine deutsche Panzerwagenabteilung ist im Süden gesichtet worden."

Das Radio schweigt einige Minuten lang. Dann:

"Achtung... Eine mächtige Abteilung von Panzerwagen der SS bewegt sich auf Mailand zu. Die Vorhut hat bereits die Vorstädte betreten. Der C. L. N. A. I. wünscht vor allem B'utvergiessen zu vermeiden. Die Patrouillen sollen in ihre entsprechenden P. C. zurückkehren. Verlasst die Wagen auf der Stelle, um jeden Zeitverlust zu verhindern. Wir ersuchen euch, die Fahnen und Abzeichen zu entfernen, denn die Deutschen könnten sie als Zeichen eines Aufruhrs ansehen. Keinen Streit zwischen den Soldaten der beiden Länder. Es muss "Fair play" herrschen in der italienischen Haltung dem besiegten Gegner gegenüber."

Hum! Das Radio schweigt völlig. Wenige Minuten nach diesen weisen Vorschlägen schauen wir zum Fenster hinaus. Der müsste aufmerksam sein, der noch ir-

gendwo eine rote Fahne erkennen könnte oder eine rote Blume im Knopfloch der Mailänder. Die kämpferischen Simcas sind am Rand der Bürgersteige verlassen worden. Die Revolution? Ja, wo denn? Die Deutschen können kommen. Der Mailänder Haltung ist untadelig. Bedauerlicherweise ist das Operettenintermezzo nur kurz. Eine Stunde später hört man aufs Neue den Radiospeaker:

"Achtung, die Panzerwagenabteilung ist östlich von Mailand vorbei, Richtung Brenner... Der C. L. N. A. I. teilt der Bevölkerung mit..."

Alles wieder in bestem Schwung. Halstücher, Simcas, Maschinengewehre und Fahnen nehmen aufs neue ihren Platz ein. Man re-revo'utioniert. Donna Frozzi sieht uns bei unseren Abreisevorbereitungen zu. Wir sind etwas blass; aber fest entschlossen, das Spiel zu spielen. Wir richten die letzten Kleinigkeiten an unserer Ausstattung...

"Deine Lederriemen sind zu neu, überschmier sie mit Asche."

"Mach den Knoten deiner Krawatte etwas schlampiger..."

"Weisse Schnüre sind zu auffällig, nimm doch die alten von deinem SS-Brotbeutel."

Endlich sind wir soweit.

"Gehen wir?"

"Gehen wir."

Wir umarmen die Ita'ienerin.

"Die Madonna begleite euch."

Das Tier sieht uns zu. Hunderttausend Gesichter am Fenster. Hunderttausend rote Fahnen auf den Balkons. Die überladenen Simcas fahren stürmisch vorbei. Blauer Himmel. Leichter und fröhlicher Sonnenschein. Die Strassen sehen festlich aus mit ihren Fahnen, die in dem heiteren Wind knattern..

Das Tier der hunderttausend Köpfe sieht uns aufmerksam zu. Wir gehen vorwärts mit einem Lächeln auf den Lippen. Dennoch sind wir verloren.

Nur ein Wunder konnte den begangenen Fehler — das Haus des Freundes zu verlassen — wieder gutmachen... Gott, wie ist das dumm. Ohne Kampf in die Hand des Feindes zu fallen. Aus Mangel an Vorstellungskraft. Weil man nicht im richtigen Augenblick, als es noch Zeit war, das wahre Gesicht der Revolution erkannte.

In meiner rechten Westentasche trage ich den Pass der deutschen Botschaft in Paris, meine Aufzeichnungen über Berlin und den Brief an die Marquise Graziani, in dem eine hochgestellte Persönlichkeit für mich um eine Audienz bei Mussolini bat. In dem kleinen Koffer, den Blondinet mit vorgetäuschter Gleichgültigkeit trug, befand sich der Mantel des Philosophen, meine Bücher, die alle verboten waren, die Adressbücher. Es war eine Sprengstoffladung, die bei Berührung mit der ersten Patrouille in die Luft fliegen würde... Warum hatte ich das alles vor unserer Abfahrt nicht vernichtet? Jetzt war das unter der aufmerksamen Bewachung der antifaschistischen Nonne ganz unmöglich geworden. In unserem Plan war das Verschwinden der Papiere und des Koffers in dem ersten besten Abflussrohr vorgesehen. Alles war klug und vorsorglich bedacht worden. Alles, bis auf die hunderttausend Köpfe, die an allen Fenstern aufgetaucht waren, um auch die unscheinbarste unserer Handlungen zu überwachen.

Wir gehen weiter. Der Brief der Marquise Graziani brennt in meiner Tasche. Aber in mir ist grosser Friede. Ich fühle mich so kaltblütig und ruhig wie an jenem Tage als ich — zu einer Notlandung und noch dazu mit Rückwind gezwungen — das Höhensteuer meines Flugzeuges umklammerte und zwischen den Bäumen eines Obstgartens und dann den Getreideschober eines Kornfeldes hindurchsteuerte, mit einer Geschwindigkeit von über 80 km auf die weisse, blendende Wand eines

Bauernhofes zu. Ich habe es damals geschafft. Also warum nicht auch heute? Mit einem schnellen und vorsichtigen Blick (als ob die Leute hinter den Fenstern sogar meinen Blicken misstrauen könnten) prüfte ich die Oeffnung eines Abflussrohres... Nein, der Koffer würde nicht durchgehen. Ich gehe weiter und nähere mich dabei langsam dem rechten Gehsteig. Auf der Höhe des nächsten Abflussrohres bin ich dem Bürgersteig nahe genug und lasse mich plötzlich auf das Gitter fallen. Ich nehme mir Zeit. Ziehe mein Taschentuch hervor. Auf der Kante des Bürgersteiges hockend, die Füsse auf der Strasse, verdecke ich jetzt die Oeffnung. Man darf sich ruhig die Stirne abwischen bei dieser Hitze. Ein vom weiten Weg erschöpfter Mensch hat wohl das Recht, den Kopf zu senken und die Arme fallen zu lassen. Das ist ohne Zweifel auch die Meinung der zwei- bis dreihundert Italiener, die mich von ihren Fenstern aus betrachten.

"Du bist also schon müde", fragt Puk mich erstaunt. "Du weisst, dass wir noch lange nicht in Pavia sind?"

Ich stehe auf. Komödiantin... Die Pässe, die Aufzeichnungen, der Brief an die Marquise Graziani liegen auf dem Grund der Gosse. Meine drei Begleiter, die mich unbeweglich auf weniger als zwei Meter umstanden, haben nichts gemerkt und nichts gesehen. Mein Herz klopft wie toll.

"Also gehen wir weiter?"

Der soeben noch vollkommen erschöpfte Mensch wiegt nun mindestens zwanzig Kilo weniger. Ich sage zu meinen Begleitern:

"Die erste Runde haben wir bereits gewonnen."

"Und der Koffer?"

"Später. Bei den ersten Häusertrümmern, die wir finden."

Wir haben unglaubliches Glück. Patrouillen laufen uns über den Weg, aber immer zu früh oder zu spät Simcas. Schleifende Reifen unter der Last von schwer-

bewaffneten Männern, Mahnungen, Schüsse, jauchzende Freude, brüllender Hass. Ferner Lärm. Immer wieder werden vor oder hinter uns Leute angehalten. Es ist ein Glücksspiel, indem der Würfel regelmässig zu unseren Gunsten fällt. Wenn es nur so weiter geht...

"Tedeschi... tedeschi..."

Gilt das uns? Ein Mann ruft uns von seinem Fenster aus an. Puk streckt ihm die Zunge raus. Der tapfere Revolutionär rührt sich nicht. Er hält uns für Deutsche und weiss, dass wir pericolosissimi sind...

Er wird nicht den kleinen Finger rühren, um uns festnehmen zu lassen. Gut. Es ist wahr, Puk und Blondinet mit ihren blonden Haaren, ihren blauen Augen und ihrer hellen Haut sehen ganz und gar wie Deutsche aus Aber ich rette mit dem Philosophen zusammen die Situation. Unser "Italienertum" — brauner Bart und bronzefarbene Haut — ist unbestreitbar.

"Tedeschi..."

Ein Lieferwagen stoppt mit kreischenden Bremsen hart vor uns und versperrt uns den Weg. Oh, weh... Zehn schwerbewaffnete Männer stürzen sich auf uns. Rote Fahnen. Rote Tücher. Roter Wein.

"Mani in alto..."

Hände hoch? Wie ihr wollt. Um die Arme hochzuheben, muss man einen Koffer abstellen. Gerade in den trockenen Rinnstein neben dem Bürgersteig. Er ist so klein, der Koffer.

Puk lächelt bezaubernd. Puk's Lächeln ist unter Umständen eine gute SS-Abteilung wert.

"Francesi... lavoratori francesi... travailleurs francais... déportés... deportatissimi..."

Ein Besoffener mit Triefaugen stösst mir sein Maschinengewehr in den Magen. Der Schwachkopf wird mich umbringen, ohne zu wissen wie, noch wofür. Ich kannte die Launen der Maschinengewehre. Der Philosoph kaute auf seiner kalten Pfeife herum: die Kaltblütigkeit beherrscht die Welt...

"Documenti... documenti..."

Wir zeigen unsere französischen Ausweise, die so echt wie nur möglich waren, vor... Marc Augier, Schriftsteller... Puk... Blondinet, Legationssekretär...

"Und die Rucksäcke? Wozu schleppt ihr die grossen Rucksäcke mit herum?"

"Brot... und schmutzige Wäsche."

Die Rucksäcke werden geöffnet. Der Koffer wird immer kleiner, presst sich an die Kante des Bürgersteiges. Hum... die roten Fahnen flattern, die Trunkenbolde umarmen uns.

"Francesi... es lebe Frankreich... Socialisti wie wir..."

"Ja, ja... natürlich..."

"Evviva la rivoluzione... abbasso Mussolini..."

"Abbasso Mussolini" — denn man muss mit den Wölfen heulen.

Innerlich knirschen wir mit den Zähnen. Wir werden später abrechnen. Die Horde klettert wieder in ihren Lieferwagen. Der Motor faucht. Die Federn ächzen...

"Evviva!!!"

Die Patrouille zieht in eine Staubwolke gehüllt und mit viel Geschiesse und Geschrei ab. Der sich verbreitende Gestank verrät den Brennstoff der Wehrmacht. Der Wagen schwankt gefährlich hin und her... Achtung, der Bürgersteig... eine wahnsinnige Schwenkung... hoppla, nach rechts... hopp'a, nach links... Und das Lieblingslied dieser Revolution von Besoffenen erschallt:

Avanti popolo
A la riscossa...

Uff. Wir müssen diesen verdammten Koffer so schnell wie möglich los werden. Die Mörder mehren sich. Sie kriechen aus allen Kellern, aus allen Garagen, aus den Schulen, den Rathäusern, den Versammlungsstellen der über Nacht entstandenen politischen Parteien. Wir rücken weiter auf unserem Kriegspfad vor

und betrachten verzweifelt die Steinwüste, die uns umgibt. Endlich! Ein Trümmerhaufen, die Ruine eines Hauses...

"Du bist dran, Blondinet. Du musst die tausend, uns umlauernden Augenpaare täuschen. Nicht einfach..."

Die Komödie der vollkommenen Erschöpfung widerho en. Tatsächlich, unser Kamerad beginnt Zeichen der Schwäche zu zeigen. Eine Schwäche ganz besonderer Art. Er führt die Hand an den Hosenschlitz... Ah, sehr gut, sehr gut... Er knöpft sich vor aller Augen auf. Oh!... Puk wirft ihm einen entrüsteten Blick zu. Blondinet geht auf das Haus zu... Man ist schamhaft bei den "scappati"... eine Scham, ostensibilissima... Eine Ewigkeit vergeht. Unsere Herzen klopfen wild. Unser Kamerad erscheint wieder. Es ist langwierig und schwierig, einen Hosenschlitz wieder zuzuknöpfen... Und wenn Blondinet, verwirrt wie er ist, zwischen den Trümmern sogar das Köfferchen vergessen hat, welches er soeben noch in der Hand hielt, verlieren Sie bitte kein Wort darüber. Seien wir taktvoll und verschwiegen.

Wir beschleunigen unsere Schritte, als ob die ganze Stadt uns nachriefe:

"Ihr vergesst euren Koffer!... He!... Den Koffer... Hallo!... Hallo!... Sie haben ihren Koffer vergessen... den Koffer... Koffer!!!"

Wir kaufen die erste Nummer der "Unitá". Sie riecht noch nach frischer Druckerschwärze und verspricht dem Volk ein paradiesisches Glück... Brot ohne Arbeit, Frieden ohne Weisheit, Freiheit ohne Disziplin. Ein altes Lied. Auf einem Brachfeld pflücken wir uns Mohnblumen für unsere Knopflöcher. Wir versuchen, den Geist und die Verhaltungsweise unserer Feinde zu begreifen. Schwer. Wir sind an eine solche Zucht der Gedanken und Handlungen gewöhnt, dass wir das uns umgebende Klima der Anarchie einfach ablehnen. Tödliche Gefahren umlauern uns. Zahlreiche Patrouillen

halten uns an und geben uns wieder frei, nach einem bereits festliegenden Ablauf: Rote Fahnen, Maschinengewehre. "Mano in alto!" Documenti! Ah, ah, francesi. Tutti socialisti, i francesi. Abbasso Musso'ini!... So haben wir einen halben Kilometer hinter uns gebracht.

Und doch verrät uns alles. Die neuen Rucksäcke, die neuen Schnürstiefel. Puk's Haare. Blondinet's Haut. Und der Schritt? Der lange, schwingende und gleichmässige Schritt der SS, den der Philosoph und Blondinet sich nicht abgewöhnen können, der zu einem Teil ihrer selbst geworden ist, so wie die berühmte, die Blutgruppe bezeichnende Ziffer unter dem rechten Arm...

Links... Zwei... Drei... Vier... Achtung, marsch... Du lieber Gott! Solange sie nicht im Paradeschritt an dem nächsten Befreiungskomitee vorbeimarschieren!

Es ist, als ob jede einzelne unserer Bewegungen uns zu "Nazis" stempelt, a's ob meine Antworten auf die Fragen der immer wieder plötzlich auftauchenden Tribunale sich widersprechen, als ob alles mich blossstellt, mich anklagt, mich kennzeichnet als einen der gefürchteten Ueberlebenden aus dem Kloster der schwarzen Männer.

Wir kommen langsam vorwärts. Der Tag ist herrlich. Das Meer der roten und der italienischen Fahnen, mit oder ohne Wappen des Hauses Savoyen, das junge Frühlingsgras auf dem offenen Gelände, die Kleider der Mädchen aus geblümten, strahlend bunten Stoffen, das Gelb der Häuserfronten, das Azurblau des Himmels, der feine, in der Sonne tanzende Staub, das a'les vereint sich zu einer heiteren Symphonie. Es ist Karnevalstag. Die Italiener führen eine Operette auf... "Sogar das Verbrechen ist bei ihnen leicht und ungezwungen..." Ist das Glück wohl zusammen mit dem Tod ausgezogen? Die Mädchen sind so hübsch. Die Cafés haben ihre Türen geschlossen, aber hinter jedem Fenster lockt die in den Korbflaschen von Lambrusco, Garagnano, Asti, Nebiolo eingefangene Fröhlichkeit...

Es wird sehr viel getrunken. Die Maschinengewehrträger gehen langsam und träge durch die Strassen. Andere "Revolutionäre", kaum aus der Schule, ihrer Schutzherrschaft entlaufen, sind vollkommen nüchtern. Sie sind unwahrscheinlich jung und bartlos und von ihren Ansichten durch und durch überzeugt. Die Fragen, die sie stellen, sind klar, bestimmt und tendenziös. Das sind die wirklich gefährlichen.

Viele Frauen sind zwischen den Henkern und Opfern... An einer Ecke versperrt eine wütige schreiende Menge die ganze Breite der Strasse. In einer Blutlache, in der Mitte, liegt ein zerfetzter Leichnam. Eine faschistische Frau ist gelyncht worden. Bravo, die Menschlichkeit schreitet an der Seite der Demokratie! Lasst uns, die wir an diese Demokratie nicht glauben, schnell vorübergehen. Brr... Ich habe die Frauen der Parteigänger von Sabatchewitche, Murovo, Studiankan in Russland aus nächster Nähe gesehen. Ich weiss, wie es in solchen Fällen zugeht. Und wir haben nicht einmal Gift bei uns.

Ueber diesem ganzen Drama, das sich zwischen vier Flüchtlingen und einer ganzen Stadt abspielt, dem ruhigen, ironischen Lächeln Puk's, den Witzen Blondinet's, der Ruhe und Kaltblütigkeit des Philosophen, der auf seiner kalten Pfeife herumkaut, zittert der Schrei der Bestie aus den Hochrufen des Pöbels gebildet... I Partigiani... ha, ha... libertá... ah, ah... die Mahnrufe der Polizei, die Fabriksirenen, die unentwegt zum Streik aufrufen, und dieser Schrei ohne Ende, der über der Stadt in dem unbeweglichen Licht steht...

Jeder Stadtteil hat sein eigenes Gesicht. Hier wehen die Fahnen des Hauses Savoyen, dort die roten Banner mit oder ohne Hammer und Sichel. Etwas weiter hin verschwindet das Wappen von Savoyen auf den flatternden, funkelnagelneuen Fahnen... Reiche Viertel... Volksviertel... kleinbürgerliche Viertel... Die Wellen des Hasses schwelen an oder nehmen ab.

Der Schrei der Bestie klingt mehr oder weniger heiser... Nur das Volk der Schiffer, die auf ihren Kähnen den Kanal entlangfahren, dem auch wir folgen, scheint gleichgültig und ungerührt. Sie fahren ja nur vorbei. Morgen schon sehen sie dem unbegrenzten Horizont entgegen. Sie wissen, dass ihre Welt, ob sie faschistisch ist oder nicht, immer die gleiche bleiben wird. Und ihre Arbeit wird immer die gleiche sein: sie haben ihren Kahn mit der alten grauen Mähre flussaufwärts zu schleppen; das Ruder zu halten, während die Augen über dem schillernden Wasserspiel hinweg in die Ferne gleiten; in der kleinen Kombüse die Abendsuppe zu kochen, während der helle Schein der Lampe friedlich in die Nacht hinausstrahlt. Lange Zeit bleibe ich stehen, um dieses Bild des Friedens und des gesunden Menschenverstandes zu betrachten. Jemand schlägt mir auf die Schulter.

"Documenti..."

Zum zehnten Male zeigen wir mit müden Bewegungen unsere Ausweise vor... Der Mann ist allein. In Zivil. Ohne Halstuch. Einen Orden im Knopfloch... Ich fahre zusammen. Der ist von der Polizei. Er gleicht aufs Haar den Männern der französischen P. J.... Diese Untersuchung ist ernst. Es wird viel schwieriger sein, einen solchen Widersacher auf die falsche Spur zu leiten, als die besoffenen Patrouillen.

"Stranieri... Francesi."

Der Mensch will nicht verstehen. Unsere Ausweise verschwinden in seiner Tasche.

"Folgen Sie mir zum Befreiungskomité."

Oh weh! Ich fühle im voraus, das wir bei Wasser und Brot in dem Gefängnis von San Vittore landen werden. Ja, es beginnt in San Vittore, und endet oben in den Kellern von Montrouge. Ein tiefer Friede breitet sich in mir aus.

Wir folgen dem Mann den Kanal entlang, überqueren die Piazza Pavese, gehen unter dem alten, mit roten Fahnen überladenen Torbogen durch. Dort wird die

"Befreiung" gefeiert. Karusselle für die Kinder, Schiessbuden. Wurfbuden. Mein Blick fällt auf die Puppen, die dazu bestimmt sind, die Würfe der Spielenden aufzufangen. In einer Nacht haben die Budenbesitzer die neuen Märtyrer mit Stroh gefüllt und bunt angemalt. Jetzt wird man mit den Kugeln nach Hitler, Mussolini, Pétain und Franco werfen... Warum soll man sich darüber aufregen? Die Budenbesitzer haben sicher in ihren Kästen die abgenutzten Churchills, Roosevelts und Stalins aufbewahrt, die vor acht Tagen noch die Stelle Mussolinis einnahmen. Ah, lächelnde italienische Weisheit...

Als wir das Befreiungskomité der Piazza Pavese erreichten, war ich sehr ruhig, Blondinet ein bisschen frech, und Puk verlor auch jetzt ihre fabelhafte Haltung nicht. Sie bewegte sich genau so sicher zwischen diesen mit Gewehren behangenen und wie die Mordbuben der Renaissance mit langen Dolchen umgürteten Männern wie auf einem Gartenfest. Sie scherzt. Sie prüft die scharfen Dolche auf ihrem Fingernagel. Die Miene des Philosophen bleibt undurchdringlich, er ist die "Sphinx mit der erloschenen Pfeife..." Eine feindliche Menge umringt uns...

"Faschisti... schlagt sie tot..."

Schnauze. Wir zucken die Achsel. Man stösst uns in den von Säulen umrahmten Innenhof des alten Klosters. Unser "Ueberwinder" sucht einen für den Fall zuständigen Kameraden. Wir warten. Unzählige schwer bewaffnete Männer kommen und gehen. Ständig kommen kriegerische Simcas, die unter der Last der "valenti partigiani" fast zusammenbrechen. Dreiräder mit Benelli- oder Guzzimotoren kommen an und fahren wieder ab.

Und doch trägt ein grosser Teil dieser jungen Leute eine dreifarbige Armbinde und einen Schlips, und ist ordentlich rasiert und gekämmt. Auch scheint es hier weniger Besoffene zu geben... Oh Wunder! Wir sind in eine "christlich-demokratische" Sammelstelle

geraten... Wir konnten es uns also erlauben, dem herbeikommenden "Zuständigen" gegenüber aufzutrumpfen. Wir sprachen in sehr gewählter Form von Humanismus und von abendländischer Kultur. Der Philosoph führte Maritain an. Ich zitierte meinen Mauriac, und alles ging in Ordnung. Wir werden als Franzosen anerkannt. Wir sind tatsächlich Flüchtlinge aus Deutschland. Sogar die Greuelmärchen der britischen Sendestationen müssen herhalten und werden unseren Richtern aufgetischt.

"Aber nach Pavia könnt ihr nicht, ihr jungen Leute. Dort wird noch gekämpft. Die SS hat sich noch nicht ergeben. Der Weg ist viel zu gefährlich. Ihr müsst in Mailand bleiben..."

"Aber wir haben keine Unterkunft."

"Dafür werden wir schon sorgen. Wartet nur einen Augenblick..."

Wir warten. Eine Stunde. Zwei Stunden... Die Dämmerung beginnt über diesen festlichen Tag zu sinken. Wir sitzen auf unseren Rucksäcken. Auf der Strasse riecht es nach brutzelndem Fett und nach Sardinen, Wein und Staub... Der Gendarm, der uns festgenommen hatte, war wieder auf Menschenjagd ausgezogen. Es herrscht immer grosser Betrieb in einem motorisierten Patrouillendienst. Blondinet langweilt sich und unterhält sich mit einem wild dreinschauenden, leicht schwankenden Riesen, dem zwei riesige Colts aus dem Gürtel ragen und ein Jagdmeisterdegen auf dem Schenkel baumelt. Voller Humor zieht ihm Blondinet den Degen aus der ledernen Scheide, betrachtet ihn unbefangen und steckt ihn ganz einfach in seinen Rucksack...

Es wird Nacht. Venezianische Laternen erhellen die Festbaracken. Die Drehorgeln leiern kindliche Melodien ab. Die Mädchen, die am Arm von bewaffneten Männern hängen, lassen sich in dunkle Strassen ziehen. Der Himmel ist von einem unwahrscheinlichen, erhabenen Blau... Es ist noch hell und doch steht schon

ein Stern über dem Triumphbogen. Dann werden es zwei Sterne. Das ist die Dämmerung. Drei Sterne, und es wird Nacht... Der Schrei der Bestie ist verklungen, aber er zittert noch in dem blauen Staub des Abends und in den Melodien des Volksfestes, den Liebesliedern und dem leisen Zirpen der Grillen nach... Plötzlich sehen wir eine düstere, von Waffen starrende Gruppe um die Ecke des Platzes biegen und im Licht der Fackeln und der elektrischen Taschenlampen wie durch ein Blutmeer watend auf uns zukommen. Zwanzig... fünfzig singende und schreiende Männer. An der Spitze marschiert schweigsam, mit einem festen und gleichmässig ausholenden Schritt, der Führer. Er trägt schwarze Hosen und einen Uniformrock, dessen doppelte Patronentaschen leer sind, und weiche Stiefel. Er hat die langen Hände eines Christus von Boticelli und trägt den Kopf leicht nach hinten geneigt. Im Schein der Fackeln kann ich seine düsteren Augen, sein krauses, in den Nacken fallendes Haar und den Balbo-Bart erkennen.

"Tötet ihn, den Faschisten!... Tötet ihn!..."

Ich verstehe nicht, was vor sich geht. Aber plötzlich erkenne ich es nur zu gut... Dieser Mann, dem fünfzig lärmende Parteigänger folgen — die sich, wider Willen hinter ihm zu Zweierreihen zusammenschlossen und in denselben militärischen Schritt einfielen — oh, ich lüge nicht, ihr künftigen Geschlechter, es war ein Hauptmann der Brigade Nere, der den Trupp seiner Henker in vollkommener Ordnung und absolutem Gehorsam zu seinem eigenen Richtplatz führte.

Fünf Minuten später zerriss eine dreifache Salve den Jubel des Festes...

Endlich holte man uns, mit all der Zuvorkommenheit, welche die Revolution den "armen Deportierten" schuldig war. Man führte uns auf die gegenüberliegende Seite der Piazza in einen langen Hof und brachte uns bei einem dort wohnenden Ehepaar unter. Sie war üppig und äusserst gefühlvoll, er blickte uns niederge-

schlagen aus trüben und glanzlosen Augen an. Die Frau begann sofort geschäftig im Zimmer herumzukramen, Betten wurden aufgestellt und der "Minestrone" zubereitet...

"Poveri...poveri..."

Wir waren die Gäste eines Kerkermeisters des Gefängnisses von San Vittore, in das die Faschisten haufenweise geschleppt wurden.

Das Fest geht weiter. Aber am "Befreiungsstand" schiesst man mit wirklichen Kugeln. Jeden Morgen werden auf der Strasse ein halbes Hundert Leichen zusammengelesen und beiseite geschafft... "Handlungen einer persönlichen Rechtsprechung" nennen es die Zeitungen. Es ist wenig im Vergleich zu dem ungeheuerlichen Blutbad in Frankreich im September 1944. Aber wenn man die Statistiken der "Unitá" oder der "Libertá" liest, muss man anerkennen, dass eine so heftig tobende Revolution nur so wenig Faschisten "verbraucht" hat... Von morgens bis abends übertönten die Gewehrsalven den Schrei der Bestie, diesen Schrei der über der Stadt hing, wie der Rauch der Brände über Berlin... Der scharfe Knall der kleinkalibrigen Karabiner, das "staccato" der Berreta-Maschinengewehre, das tiefe Dröhnen der deutschen Maschinengewehre bildeten den Hintergrund dieser Symphonie, die am Morgen oder in der Nacht zu einem Fortissimo anschwillt, zur Stunde des "Minestrone" und der Siesta abklingt, und abends während des Festrummels fast vollkommen erstirbt. Man hört dann nur noch ganz in der Ferne die in leichtem "pizzicatti" aufeinanderfolgenden Pistolenschüsse... Es ist die "persönliche Rechtsprechung", die vorüberzieht.

Fünfzig Leichen... Und dafür wird so viel Pulver verbraucht? Bei Gott, man schiesst in die Luft!... Tartarin de Tarascon hat Nachahmer gefunden. Man

schiesst auch auf geschlossene — also faschistische Fensterläden. Jedes nicht bewohnte Anwesen ist verdächtig. Gruppen von "Patrioten" bewachen es rundherum. und nach einer vorsichtigen Belagerung von einigen Stunden oder Tagen gehen sie zum Ueberfall vor, um... wohlaufgeräumte Zimmer, in Staubüberzüge gehüllte Möbel und Schubladen voll Naphtalin vorzufinden. Die Besitzer sind in die Ferien gefahren. Wenn der Keller gut gefüllt ist, feiert man die Befreiung des Anwesens, und während des glorreichen Heimzuges verpulvert man die tägliche Munitionszuteilung...

Die jungen "Partigiani", die würdevoll herumstolzieren, in der einen Hand das Maschinengewehr, die kleine Freundin an der anderen, schiessen in die Strassenlaternen, um die nötige Dunkelheit für ihre endlos langen Küsse herzustellen. Die ganz grosse Sache übrigens sind die Dächer. Das "Niemandsland" des letzten faschistischen Widerstandes. Jede Nacht verbergen sich hunderttausend "Patrioten" in den Mansarden, verstecken sich hinter den Schornsteinen. Das Mondlicht beginnt die Schemen zu beleben... Es verwandelt den Schatten einer Wetterfahne, und die Silhouette des "kleinen Königs" wiegt sich auf einmal leise im Wind, der von Norden, Osten oder Süden weht... Da gibt es Arbeit für die Kommunisten... Eine ganze Reihe von Schornsteinen marschiert auf der Höhe der Dächer entlang, in taktmässigen Schritten und im vorschriftsmässigen Abstand. Ist das nicht die Division M. A. S., die vorbeizieht,... Achtung, Befreiungskomité!... Was ist das für ein Licht, das sich hin und herbewegt, da unten, hinter dem Fenster einer Mansarde? Ein faschistischer Signalposten, bei Gott!... Die Parteigänger umzingeln das Haus, erstürmen die Treppe. besetzen den Flur, die Handgranaten zum Wurf bereit... Klak... klak... die Maschinengewehre werden aufgestellt... Oeffnet, das Volksgericht! Es ist Mimi Pinsin, die im Begriff steht, sich schlafen zu legen. Um

so schlimmer. Um so besser für den jüngsten und hübschesten "Befreier".

Eines Abends bricht eine bewaffnete Schar in unser Haus ein. Der Kerkermeister von San Vittore ist nicht daheim. Wieder einmal müssen wir schnell ein paar Atemübungen machen, um unsere Kaltblütigkeit nicht zu verlieren... Es geht um unser Leben!...

"Faschisten, es sind Faschisten auf dem Dach!"

Die Schar stürmt die Treppe hinauf. Von der Strasse aus wird ein höllisches Feuer auf die Hausfront eröffnet. Die Scheiben zersplittern. Frauen schreien. Alle "bambini" des Hauses heulen zur gleichen Zeit. Welch ein Konzert! Wir laufen in den Innenhof. Zwischen zwei Salven hört man die Rufe der Jäger:

"Hier her... auf's Dach des nächsten Hauses... nein, dorthin... he, Vittorio... Emmanuele.. auf deiner Seite, Guiseppe... ruf Manzoni mit dem Maschinengewehr..."

Jetzt kauert hinter jedem Schornstein ein bis an die Zähne bewaffneter Partisane. Der Schein des riesigen Mondes versilbert die Dächer. Der Faschist hat keine Möglichkeit seiner Strafe zu entgehen. Und doch zieht sich der Ueberfall in die Länge und nichts geschieht.

"Silenzio... silenzio..."

Langsam und wie mit Bedauern, erlahmt das Geschiesse. Hier und da zischt noch ein Pistolenschuss... Piff... Paff... Ein tiefes Schweigen breitet sich über den fernen Lärm der Stadt... Und da hören wir auf dem Dach des Hauses Schritte. Ganz deutlich. Ein leises Laufen...

Klap... Klap... Klap... Klap...

"Bravo... Bravi.. da ist er!..."

Das Geschiesse beginnt in aller Heftigkeit von neuem. Zehn Minuten. Eine Viertelstunde. Es handelt sich ganz entschieden um Männer und ein Regime, das man zweimal umbringen muss.

"Silenzio... silenzio!..."

Der Standort des Gegners muss genau festgestellt werdeu. Wieder herrscht Schweigen. Jeder hält den Atem an... Und da geht auf einmal ein fürchterliches Miauen los, schwillt an, verklingt, beginnt von neuem und endet in einer langen Liebesklage... Klap... Klap... Klap... Leicht und schnell, läuft Raminagrobis auf dem Dach des Nachbarhauses entlang, dem Auserwählten in dieser Mondnacht entgegen. Im selben Augenblick stürzt die Frau des Kerkermeisters aus ihrer Küche...

"Meine Katze... Haltet ein, es ist meine Katze... Schiesst nicht, ihr Mörderbande..."

Eine Katze ist eine Katze, ein Faschist ist ein Faschist. Wo sind die Faschisten? In den Bergen, will die öffentliche Meinung wissen. Manche versichern, dass die mailändischen Faschisten in Bergamo die Befreier spielen, während die Faschisten aus Bergamo in Turin mit den Armbinden der C. L. N. A. I. herumlaufen. Möglich. Das wäre sogar sehr vernünftig, denn, wenn man alle diejenigen, die sich seit zwanzig Jahren in Italien zum Faschismus bekennen, verhaften oder erschiessen wollte, wer würde dann noch Kerkermeister oder Henker spielen können?

In Wirklichkeit halten nur einige wenige kleine und entschlossene Gruppen der Revolution stand. Einige Abteilungen der M. A. S., der Brigade Nere, die sich in ihren Kasernen oder in Privathäusern, die in Festungen verwandelt wurden, verschanzt haben. Gut bewaffnet widersetzen sich einige dieser Gruppen selbst nach der Ankunft der Amerikaner und Engländer den Angriffen der "Patrioten" länger als eine Woche. Und nachdem diese Gruppen aufgerieben worden sind, steigen noch einige Männer und Frauen auf die Strasse, zur "Ehrenschlacht"...

"Es lebe der Tod!"

An der Porta Venezia hielten die Frauen zweier faschistischer Offiziere fünf Stunden lang dem Ansturm von mehr als hundert "Patrioten" stand. Wer

wird je all diese düsteren Handlungen aufzeichnen und einen Heldengesang des Faschismus daraus schreiben?

Aber es ist das Ende. Immer hoffnungsloser wird der Widerstand, immer mehr verlieren diese letzten Handlungen ihren politischen Sinn, arten in unzusammenhängende Verzweiflungstaten aus. Auf dem Korso, um drei Uhr nachmittags, während die bunte lärmende Menge die "wiedergewonnene Freiheit" geniesst, taucht plötzlich, in rasender Fahrt und aus allen Fenstern feuernd, ein langer schwarzer, mit einer Nummer des C. L. N. A. I., und über und über mit roten Fahnen behängter Fiat auf. In tollen Kurven fegt er vorbei. Lautes Gebrüll und verzweifelte Flucht der Gaffer. Ein paar Minuten später, ganz wie in einem amerikanischen Polizeifilm, rasen die echten Wagen der C. L. N. A. I. vorbei. Dasselbe wüste Durcheinander, dasselbe Kreischen der Reifen in den Kurven. Dasselbe tolle Geschiesse aus allen Fenstern. Resultat: In wenigen Sekunden war keine Menschenseele mehr auf dem Korso zu sehen, nur ein Besoffener liegt in einer Blutlache und stöhnt leise.

Sonne! Sonne!

"I Partigiani..."

Endlich... Die glorreichen Truppen des italienischen Widerstandes sind da. Der siegreiche Vorbeimarsch war durch die unglückliche Panzertruppe der SS, die am 26. April östlich von Mailand auftauchte, etwas verzögert worden. Nun ist alles in Ordnung, aber das hat dem Organisationskomité auch viel Mühe gekostet! Ein Lastwagen. Bravo! Zehn Lastwagen, Bravo! Hundert Lastwagen. Bravissimo!...

Die italienischen Berge mussten verdammt weitläufig sein, um vor den Augen der SS-Polizei eine solche Armee zu verbergen!... Zwei Tonnen grüne Tü-

cher. Fünf Tonnen blaue Tücher. Dreissig Tonnen rote Tücher.

"Evviva... evviva la liberta..."

Sonnenschein... Geschrei. Küsse. Blumen. Das Volk ist trunken von Ruhmesglück. Die Mädchen wissen schon gar nicht mehr, wem sie zuerst ihr Herz schenken sollen. Die heldenhaften Partigiani stehen in grossartiger Pose auf ihren Lastwagen, die noch in der vorigen Woche Rüben und Kohl ge'aden hatten. Es sind einige gute Gesichter darunter. Irgendetwas in der Haltung verrät die Monate in einem Gebirgslager. Aber nicht einer ist unter diesen Helden, der nicht seinen Bruder Adolfo, seinen Vetter Guiseppe, den Neffen, den Schwager, den Bruder der Braut, den Beschützer der kleinen Freundin, den Portier des Hauses und den Strassenkehrer des Viertels eingeladen hätte, um an seinem ewigen Ruhm teilzunehmen. Und diese Menschenmasse gebärdet sich wie wild. schreit und tobt, fuchte't mit den Armen und wirft Kusshände zu den funkelnagelneuen, flatternden Fahnen hinauf. Vergebens versuche ich einen vernünftigen Menschen zu finden, einen wirklichen Soldaten, einen Feind, dem ich gerne die Hand drücken würde. Ich erzähle hier nur ganz objektiv und leidenschaftslos, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Die Masse der aktiven Revolutionäre — oder all derer, die dafür gehalten wurden — strömte durch die Stadt. Es war, als ob alle Gossen Mailands die Strassen überflutet hätten... Es ist die Rache des "Untermenschen" für zwanzigjährigen Gehorsam. Den Ruhm, den man nicht auf den Schlachtfeldern erworben hatte, weil er dort ein wenig zu teuer gekommen wäre, erkaufte man sich hier zum Einheitspreis der Revolution. Die Sonne strahlte und man fuhr mit dem Benzin der deutschen Wehrmacht, das man mühelos erstanden hatte. Man genoss alle Vorteile des Krieges, ohne dessen Gefahren auf sich nehmen zu müssen. Der Sieg ohne Kampf. Der Ruhm im Bereich der ganzen Welt. Und jeder ist ein Held.

"I partigiani... i partigiani..."

Bald würden die Alliierten nachkommen, sagte man. Bunte Baumwolltücher waren über die Strassen gespannt: "Welcome to the allies". Die Mailänder bereiteten den Empfang vor, süsse Hoffnungen im Herzen, denn die Taschen der partigiani waren ebenso leer wie die der "Befreiten". Die Amerikaner sind ernste, vernünftige Leute, deren Ruhm im Verbrauch von Kamelzigaretten und "Chocolate" begründet ist. "Viva gli alleati..." Aber die Alliierten lassen, als grosse Herren, auf sich warten.

Wir bummeln durch die Stadt. Ohne unsere Rucksäcke, die zu auffallend neu sind. Die in ihren Kasernen Eingesperrten sitzen an den Fenstern. Die Menschenmenge betrachtet sie neugierig... Wer würde jemals daran denken, solch gefährliche Menschen zu belästigen, selbst wenn sie waffenlos sind? Man hört sie ihre traurigen Melodien singen. Das ewige Deutschland träumt:

"Vor der Kaserne
Vor dem grossen Tor
Stand eine Laterne — und steht sie noch davor
So woll'n wir uns da wiedersehn
Wenn wir bei der Laterne stehn
Wie einst Lily Marlen — wie einst Lily Marlen."

Was gestern noch Kommandantur war, ist heute Sitz der "Aktiven Partei". Die Wände sind mit Reklamezetteln der "Fronte della Cultura" übersät, die den staunenden Gaffern einen apokalyptischen Frieden mit zwanzig Stockwerken hohen Gebäuden und ebenso verblüffenden wie verlogenen über die, den U. R. S. S.-Bürgern zu Gebote stehenden Glückskalorien anpreisen. Vor dem stets geschlossenen Café hält ein Dominikaner mit einer roten Nase hochtrabende Reden; er hockt auf einem Stuhl mitten unter der fiebernden Menschenmenge...

"Es lebe die christliche Demokratie... alle dem

Papst, dem glorreichen Führer treu... Alles der Kirche... Stimmt für Gott... Stimmt für Gott..."

Unbeschreibliche Begeisterung. Stürmische "Bravis". Der Papst ist übrigens zum Handeln übergegangen. Seine gelben Lastautos durchfahren die Stadt nach allen Richtungen. "Lebensmittelversorgung durch den Vatikan"... "Mehl für das Volk"... Seltsam. Alles ist motorisiert. Die Lastwagen der politischen Parteien verlieren nicht eine Sekunde... Ihre Lautsprecher rufen den Mailändern zu:

"Die Tyrannei Mussolinis ist vorüber... Sieg der Demokratie... Folgt Nenni, Togliatti, irgendjemandem... Aber vor allem bezieht ab heute die "Unitá"!"

Es geht hier, wie in Frankreich und Deutschland, und Holland und Oesterreich, um den Posten mit dem guten Gehalt und wenig Arbeit, um die Eroberung von Wahlrechten, die Einrichtung von Druckereien, das Suchen nach grossen Auflagen. Das "bon mot" von Herrn Georges Bidault in der letzten Zusammenkunft der C. I. N. im August 1944... "Und jetzt, meine Herren, Blut und Stellungen", hat in ganz Europa Anklang gefunden. Dieser geschichtliche Ausspruch, den wir seinem Urheber mit brennenden Fackeln wieder in den Hals stopfen werden, wenn erst die Stunde der christlich-demokratischen Heresie geschlagen hat, wird auf ewig mit der Rückkehr der "Kultur", des "Rechtes" und der "Zivilisation" eng verbunden bleiben.

Aber die "Partigiani" mit ihren theatralischen Posen, die gutgekleideten Jünglinge des bürgerlichen "Befreiungskomités", die hübschen Mädchen mit ihren Sträussen, die Redner auf ihren motorisierten Tribünen, sie alle nehmen ihre Revolution nicht ernst. Das kann niemandem entgehen, der die Tatsachen verfolgt hat... "Wir sind die Verdammten dieser Welt..." Man stösst sich mit den Ellbogen an. Man zwinkert sich zu. Giovanni weiss recht gut, dass er morgen oder in acht Tagen seine Sklavenarbeit bei Pirelli wieder antreten muss. Die Frau des Gefängniswärters wird, trotz der

Lastwagen des Vatikans, nicht ein Gramm Mehl mehr erhalten. Abgesehen von einer Handvo'l Menschen, die eine bevorzugte Stellung im Mittelpunkt der grossen politischen Verschwörung selbst einnehmen, macht sich das italienische Volk keinerlei Illusionen. Dieses Fest, mit den vielen Fahnen und ein wenig Blut, ist nur eine kleine Ablenkung. Ein Tag auf dem Lande, weit weg von der unerträglich gewordenen faschistischen Stadt.

Es war schon ganz dunkel, als wir auf die Piazza Paves zurückkamen. Die Strassen dieses vo'kstümlichen Viertels sehen immer aus, als würde gerade ein Fest gefeiert. Man tanzt an allen Strassenecken, im Schein der venezianischen Laternen, die mitunter in Flammen aufgehen und brennend herabstürzen. In jedem dunklen Winkel stehen engumschlungene Pärchen.

Die Frau des Kerkermeisters hat eine kräftige pasta sciutta zubereitet. Der Mann ist, wie jeden Abend, besoffen. Er hockt neben dem Philosophen, den er ganz besonders ins Herz geschlossen hat, und breitet ein ganzes Lager von Uhren, Fü'lfederhaltern, Tausend-Lire-Scheinen, Brieftaschen, Fotografien von Frauen, Schmuckstücken, Personalausweisen, vor ihm aus. Es ist seine Tagesbeute aus dem Gefängnis von San Vittore.

"I fascisti... tutti fascisti..."

Jeden Morgen um vier Uhr fange ich an, unruhig zu werden. Die Kameraden schlafen. Ich höre die regelmässigen Atemzüge Puk's. Ich döse. Um fünf bin ich hellwach. Es wird Tag im Zimmer. Ich richte mich auf, und horche auf die Geräusche der Strasse. Es ist die Stunde, in der die rote Bestie ruht. Und trotzdem schrecke ich bei jedem Auto zusammen. Ein Klingeln an unserer Tür würde mein Herz erstarren lassen... Von Morgen zu Morgen erwarte ich unsere Ver-

haftung. Das geht immer zwischen dem ersten Morgengrauen und dem vollen Tageslicht vor sich. Ich weiss das. Zweimal haben mich die Deutschen in Paris verhaftet!... Die Klingel... Oeffnet im Namen des Gesetzes!... "Sie haben fünf Minuten Zeit, um ihren Koffer zu packen"... Das sind die Riten der "Eiszeit", von der Köstler spricht. Und aller guten Dinge sind drei... Trotzdem!... Ich betrachte verzweifelt den jungen Morgen. Mein letzter Tag als freier, lebender Mensch!... Puk und die Kameraden schlafen. Sie sind noch nie bei Morgengrauen verhaftet worden. Sie wissen nicht, was die "Eiszeit" bedeutet. Ich stehe leise auf, und beziehe bis sieben Uhr morgens meinen Posten hinter dem Fenster...

Denn das Drama des Koffers ist noch nicht zu Ende. Wir hatten uns zuerst über den gelungenen Streich gefreut... Das war ein schöner Spass! Ein Geschenk an unsere Feinde... Ein SS-Mantel und meine Bücher! Es fehlte nur die Widmung: "Den tapferen Partigiani!" Aber dann haben wir nachgedacht. Der Koffer in dem Trümmerhaufen verriet unseren Durchmarsch. Solche Ruinen werden immer viel besucht. Diebe verstecken sich darin. Landstreicher bewohnen sie. Kinder spielen darin Krieg und die Komités durchsuchen sie auf ihrer Jagd nach Faschisten... Sieh da, ein Koffer!... Ein SS-Mantel? Oh, oh!... Französische Bücher? Aha!... Adressbücher? Sieh einer an!... Die Polizei liebt Adressbücher. Es wird alles zur Questura getragen und die Meldung wird an alle Stationen weitergegeben: "Verhaftet Marc Augier und seine ganze Bande. Kollaborationisten pericolissimi!"... Die Simcas ziehen los. Sie brauchen nicht weit zu fahren. Sie brauchen nur, vom christlich-demokratischen Befreiungskomité aus, das uns selbst bei dem Gefängniswärter von San Vittore einquartiert hat, einmal um den Platz zu fahren. Eine Todesangst überfiel uns am 27. April. Wir hielten eine Beratung ab. Sollen wir fliehen oder lieber versuchen, den Koffer wieder an uns

zu bringen? Flucht ist noch zu gefährlich. Also... ich mache am 28. einen Versuch. Es ist unmöglich, sich der Hausruine zu nähern. Die hunderttausend Köpfe der Bestie glotzen immer noch aus allen Fenstern und auf dem Bürgersteig drängt sich bis tief in die Nacht hinein die unbeschäftigte Menge...

Am 29. April gelang es Puk und Blondinet, den Platz, an dem der Koffer damals zurückgelassen wurde, wiederzufinden. Der Koffer war verschwunden. Unsere Stimmung besserte sich nicht gerade nach dieser Feststellung. Aus dem Lärm der Stadt hörten wir hunderttausend Stimmen heraus, die uns anklagten: "Sie haben Ihren Koffer verloren... Das sind SS-Leute, denen der Koffer gehört... Verhaftet Sie... verhaftet Sie!..."

Es muss etwas geschehen. Neue Beratung.

"Nach Pavia gehen, in Richtung auf die französische Grenze."

"Zu früh. Zu weit. Die Züge fahren noch nicht."

"Also bleiben! Wir sind gut aufgehoben."

"Unmöglich. Sie werden uns unweigerlich verhaften. Es ist nur eine Zeitfrage."

"Versuchen wir den Como-See. Varese. Sechzig Kilometer. Das können wir in zwei Tagen schaffen. Die Strassenbahnen fahren, da kommen wir schon durch die ganze Stadt, ohne bemerkt zu werden, und von Varese aus..."

"Die Schweiz?"

"Vielleicht. Ich habe überhaupt kein Vertrauen zu der Schweiz, aber man kann nie wissen..."

"Also Abfahrt morgen. Alles ist besser, als noch länger in dieser Falle hocken zu bleiben."

Wenn wir gewusst hätten... Der Koffer war zweifellos von irgendeinem armen Teufel gefunden worden.

"Sieh da, ein deutscher Mantel? Man wird ihn für Gianello zurechtmachen und färben lassen... Französische Bücher?... Ins Feuer... Und dieser Koffer ist noch recht gut zu gebrauchen."

Aber in unserer Einbildung häuften sich die Gefahren. Der verfolgte Mensch sucht mit dem primitiven Instinkt des Tieres sein Heil in der Flucht. Die Polizei in der ganzen Welt weiss, dass sie ihre besten Helfer unter den gesuchten Verbrechern selbst findet. Wir brauchten noch Monate, bis wir richtig gelernt hatten, ein verborgenes Dasein zu führen.

Am 2. Mai treten wir an. Wie eine Truppe, die in den Kampf zieht. Abschied von dem italienischen Ehepaar. Ein Schein wird ihnen diskret in die Hand gedrückt (nicht zu gross, denn wir sind ja arme Flüchtlinge) und dann gehts los. Um zwei Uhr nachmittags steigen wir an der letzten Haltestelle der Stadt, noch hinter der Piazza Macchini, aus der Strassenbahn. Wir sehen in der Ferne, in der Sonne flimmernd, das grüne Land. Unsere Herzen jubeln. Wir marschieren mit fröhlichen Schritten der Freiheit entgegen.

"Documenti..."

Das hat ja nicht lange gedauert. Welch eine Macht hat doch so eine Revolution, dass es ihr gelingt, im Handumdrehen eine Million Bürger in Polizisten zu verwandeln! Man muss das gesehen haben, um es zu glauben. Der Mann, der uns verhaftet, ist allein und trägt eine rote Armbinde. Was tun? Ihm den Schädel einschlagen? Flüchten? Zu viel Menschen. Wir würden nicht fünfhundert Schritt weit kommen...

"Folgen Sie mir zum Befreiungskomité..."

Mit gesenkten Köpfen, aber sonst nicht sonderlich beeindruckt, denn wir haben ja schon eine glückliche Erfahrung in dieser Beziehung hinter uns, machen wir kehrt. Eine schwerbewaffnete Menge empfängt uns vor einem riesigen Gebäude, einer Gewerbeschule. Wir werden von den "pistoleros" in ein Schulzimmer gestossen und eingeschlossen. Rote Fahnen. Rote Fahnen und, dieses Mal: kein roter Wein... Das ist schlimm! Seit acht Tagen ist die Menschenjagd schon im Gange, die

Faschisten werden seltener, und ich fühle, dass man sich eingehend mit uns beschäftigen wird. Zehn Minuten später kommen sechs Männer um uns abzuholen. Man verfrachtet uns auf einen Lastwagen. Ziel unbekannt... Schmutzige Strassen, in denen die Wäsche an den Leinen flattert... Dann kommen Fabriken und noch einmal Fabriken... und rote Fahnen. Nichts als rote Fahnen. Mein Gott... Ich begreife! Wir sind einem kommunistischen Komité in die Hände gefallen und befinden uns jetzt im Arbeiterviertel Mailands... Mein armer Puk, ich bitte dich um Verzeihung. Wir haben wenigstens den Trost, zusammen sterben zu dürfen. Blondinet und der Philosoph sind Junggesellen. Es werden also wenigstens keine Waisenkinder zurückbleiben...

Wir fahren äusserst schnell. Die Kurven werden ganz nah am Kantstein und ohne die geringste Verminderung der Geschwindigkeit genommen... Platz da, Platz dem Volksgericht!... Einige amerikanische Tanks könnten dem Volksgericht schon trotzen. Bum! das würde die Arbeit vereinfachen... Aber Stalin ist ein besserer Schutzpatron als der heilige Christoph, und wir jagen weiter, bis wir plötzlich in einer Staubwolke halten.

"Evviva Togliatti... vogliami Togliatti!"

Wir werden in einen Gang gestossen, ohne dass irgendeine Drohung gegen uns ausgestossen wird. Noch eine Schule? Ja, so beginnt das immer. Ich weiss das. Mein Freund S., der mehrere Kriege und Revolutionen mitgemacht hat, sprach häufig davon. "In "bewegten Zeiten" erschiesst man die Leute immer auf Schulhöfen, zwischen dem Spielplatz und dem gewissen Oertchen."

Endlich! Wir sind äusserlich sehr ruhig. Unserer Ansprüche als Deportierte sicher. Unserer Ueberlegenheit als "siegreiche" Franzosen über die ja doch mehr oder weniger besiegten "Maccaroni" gewiss. Aber innerlich sind wir vollkommen verzweifelt. Es ist nur allzu sicher, dass wir es diesmal mit wirklichen und ech-

ten Revolutionären zu tun haben. Vergib ihnen nicht, Gott, denn sie wissen sehr genau, was sie tun. Gesellschaftsschicht gegen Gesellschaftsschicht. Ein zweideutiger Patriotismus dient dazu, die sozialen Klassen, die sich der Machtübernahme widersetzen, zu beseitigen. Hier arbeitet man mit internationalem Masstab. Französische "Kollabos"? Welch ein Fressen! Hier bestimmt nicht Mailand, sondern Moskau... Oh, ihr lieben, gutgekleideten Jünglinge der christlich-demokratischen Partei! Unordnung und Verwirrung seit den ersten Stunden der Revolution!... Ein Bedauern dessen, was hätte sein können und nie sein wird. Liebliches Frankreich... Das alte Haus mit dem Weinberg, dem Obstgarten, den Zitterpappeln am Fluss — unvergessliches Paradies meiner Kindheit... Die weiten Reisen, die grossen Motorradfahrten durch ganz Europa... die eisigen Sonnenuntergänge auf dem Nordatlantik, die Ebenen Lapplands... die Lichtfülle der Sahara... Hum! Ich bin ein kleiner, frecher, unvorsichtiger Junge. Ich habe mit dem Hahn in der Badewanne gespielt und kann ihn nun nicht mehr zudrehen. Die Badewanne füllt sich. Das Wasser läuft über, die ganze Wohnung wird überschwemmt. Ich werde meine wohlverdiente Strafe erhalten...

"Documenti..."

Der Mann nimmt unsere vier Ausweise mit. Man hat uns neuen Wärtern übergeben. Rote Armbinden. Rote Kopftücher. Rot angestrichene Maschinengewehre... Wieviel Blut! Welch ein Programm! Puk befindet sich unter der besonderen Obhut eines Riesen, der wie ein echter Seeräuber aussieht. Ein nackter, stark tätowierter Oberkörper. Nackte Füsse. Eine blutige Binde um den Kopf. Ein Messer so lang wie ein Enterhaken. Er ist schlank, gebräunt, hat stark ausgebildete Muskeln. Sieht sehr gut aus... Vor acht Tagen hat er wohl noch in der Umgegend der Piazza Macchini in einer Fabrik Kugeln gedreht. Er ist ein Held der "Eiszeit" geworden. Seiner Rechte sicher. Seiner, durch die Partei

gesicherten, Macht bewusst. Er trägt das ganze Elend seiner Klasse in sich. Er will sich von der alten Abhängigkeit, dem ewigen Hunger seiner Vorfahren befreien, der Arme. Und in einer Woche hat er die ursprünglichen Freiheiten wieder entdeckt, was für ein Raubtier der Mensch für seinesgleichen sein konnte — und sein Gewehr rot angemalt. Wie könnte man den ersten Stein gegen ihn aufheben? Für ihn denke und kämpfe ich doch seit zehn Jahren! Und als ich ihm die Hand entgegenstrecke, versteht er mich nicht und antwortet mit seinem Gewehr. Er hat recht, Gesellschaftsschicht gegen Gesellschaftsschicht, und ich bin ein sentimentaler Dummkopf... Und dieser Kerl hat eine Art, meine Frau anzusehen, die mir ganz und gar nicht gefällt.

Puk betrachtet ihn mit einer frechen Neugier.

"Er wird mich vergewaltigen, mein Wort darauf", sagt sie zu Blondinet.

"Na, und würde Ihnen das gefallen?"

"Er ist ja soweit nicht übel, nur ein wenig zu dreckig!"

Wir sitzen auf unseren Rucksäcken, rauchen und warten. Die Minuten dehnen sich, aber eine Stunde vergeht erstaunlich rasch. Unsere Wärter sind etwas menschlicher geworden. Sie bieten uns Schokolade an. Plötzlich entsteht eine Bewegung auf dem Gang. Eine Tür knallt.

"Auf, signori... der Chef!"

Ich betrachte den Herannahenden, versuche sein Wesen zu erraten, und ich fühle, dass alles verloren ist. Er ist gross und gut angezogen. Er beugt sein Gesicht, das Gesicht eines Asketen, über unsere Ausweise, und blickt mir dann kalt in die Augen, deren Schärfe auch durch die Brillengläser, die er trägt, nicht gemildert wird. Seine Stimme klingt gemessen, den Forderungen der "Eiszeit" entsprechend. Er spricht sehr gut französisch. Die einzigen Worte, die ich verstand, waren:

"Ihre Ausweise..."

Zu spät! Du bist in Moskau gewesen, mein Lieber.

Ich hatte Kameraden, die von Moskau geschult waren. Es gibt eine Art, sich auszudrücken, eine Frage vorzubringen, die nur jene besitzen, die von da oben "stammen". Es hiess, sehr vorsichtig sein.

"Ihre Ausweise sind in Ordnung. Aber ich sehe: Schriftsteller, Lehrer, Legationssekretär... Merkwürdig, nicht wahr?..."

"Die Intellektuellen sind als erste deportiert worden..."

"Natürlich, natürlich..."

"Wir haben Deutschland über den Brenner verlassen..."

"Merkwürdig, Sie stehen nicht auf der Liste."

Der Hieb sass. Mir bleibt die Spucke weg. Es gibt also Listen von entwischten Deportierten... Ich wusste ja, dass wir es mit dem Teufel selbst zu tun hatten.

Puk bricht in ein Lachen aus.

"Die Liste? Aber, mein Herr, wie können wir denn auf der Liste stehen? Wir sind zu Fuss und bei stockdunkler Nacht über die Grenze gegangen. Glauben Sie denn, dass wir erst die Deutschen benachrichtigen würden?..."

Grossartig!

"Natürlich, natürlich... Aber ein Schriftsteller, ein Lehrer, ein Legationssekretär..."

Er blickt mich lange an.

"Norditalien ist voll von Spionen von Pétain... von Milizsoldaten..."

Oh weh... das gefällt mir gar nicht... diese Namen...

"Es tut mir leid, ja, es tut mir sehr leid. Ich bitte um Verzeihung, aber es ist meine Pflicht, Sie bis morgen festzuhalten, bis wir die Angelegenheit gründlich nachgeprüft haben..."

Der Mann dreht sich um und geht langsam weg. Wir sind verloren. Die ganze Stadt klagt uns an. "Der Koffer... die SS-Leute mit dem Koffer... die Adressbücher... die Bücher Marc Augiers..."

Wir hocken uns wieder auf unsere Rucksäcke. Eine grosse Ruhe entsteht in mir. Wir haben gekämpft und die Schlacht verloren. Wir haben eben Pech gehabt! Dieses Mal schwebt mir das Bild meiner Mutter vor: ein blasser Umriss über dem Weg, der zu dem Hof und an die weisse Wand oder zu den Kerkern von Montrouge führt.

Fünf Minuten später hören wir eine letzte Stimme auf dem Gang.

"Was ist denn das... was soll denn das... verhaften diese Kerle jetzt schon Franzosen?"

Ein kleiner, kugelrunder und überschwenglicher Mensch stürzt auf uns zu. Er trägt eine rote Armbinde mit Hammer und Sichel.

"Ihr seid Landsleute?"

Er streckt uns die Hand entgegen. Er spricht den fürchterlichen Dialekt der Franzosen aus Nizza.

"Was ist denn mit Ihnen los?"

"Wir wissen es nicht. Sie sind von der "Résistance"?"

"Ich bin Leutnant Robert von der F. T. P. und damit beauftragt, die Verbindung mit den "Maquis" Norditaliens aufzunehmen. Erzählen Sie mir Ihre Geschichte."

"Nun, wir sind flüchtige Deportierte aus Deutschland. Wir verliessen Mailand zu Fuss, weil wir nicht genug Geld (hunderttausend Lire, zweihunderttausend Französische Franken und tausend Schweizer Franken, die in das Futter meiner Weste eingenäht waren, brannten wie ein Pflaster aus Mehl und Senf auf meiner Haut), weil wir nicht genug Geld haben, um in der Stadt zu leben... Wir hatten vor, auf die Ankunft eines französischen Konsuls, der uns in die Heimat zurückbefördern könnte, zu warten, und währenddessen auf den Bauernhöfen Arbeit zu suchen... Und da hat man uns verhaftet... Wir verstehen überhaupt nichts mehr..."

"Nun, nun, ich will das sogleich in Ordnung bringen..."

Er geht auf die Tür zu und kommt noch einmal zurück.

"Sind Sie Kommunisten?"

Eine blitzschnelle Rechnung... Nummer der Mitgliedskarte, Bezirk, Einschreibungsjahr... Nein, das geht nicht...

"Hum... nein, wir sind keine Kommunisten."

Der Mann kneift ein Auge zu.

"Macht nichts. Wenn der Chef Sie fragen sollte, sagen Sie ruhig, Sie wären welche. Ich will Ihre Angelegenheit schon in Ordnung bringen."

Leutnant Robert verschwindet. Wir klammerten uns an diesen letzten Hoffnungsschimmer. Langsam und bleiern schleichen die Minuten dahin. Die Zigaretten verbrauchen sich immer schneller. Draussen auf dem Hof, zwitschern die Vögel in den Bäumen. Die Sonne zeichnet unbegrenzte Fernen auf die blaugestrichenen Fensterscheiben. Wie müsste es jetzt im Wald von Braconne schön sein!..."

Ah... unser rundlicher Freund erscheint wieder. Er sieht enttäuscht aus. Er hat ein verschlossenes Gesicht und zornigen Falten auf der Stirn. Nun, um so schlimmer, wenn die Nachforschungen schon durchgeführt worden sind, bleibt uns eben nichts anderes übrig, als die Fäuste zu ballen und für Verbrechen, die wir nicht begangen haben, zu zahlen. Leutnant Robert kommt mit den Ausweisen in der Hand auf uns zu. Er tritt ganz dicht an mich heran und flüstert, indem er mir gerade in die Augen schaut und jede Silbe meines Namens stark betont:

"Herr Marc Augier... ich werde Sie retten..."

Ein Spitzel? Ein verkappter Freund? Ich verziehe keine Miene. Jede Reaktion wäre gefährlich. Ich lasse mein Schicksal laufen und mache ein dummes Gesicht.

"Eh, ah... jh... ja..."

"Ich habe, bei mir zu Hause, ein von einem italie-

nischen Industriellen unterzeichnetes Papier, indem er aussagt, vier französische Flüchtlinge beim Abstieg vom Brenner getroffen zu haben. Dieses Papier wird helfen, Ihnen bei der Questura die notwendige Aufenthaltserlaubnis zu besorgen. Was den Chef hier betrifft, so ist die Sache in Ordnung. Sie stehen unter meiner persönlichen Verantwortung..."

Unsere Geleitmannschaft setzt sich in Bewegung. Der Seeräuber ergreift sein Gewehr. Ein Sancho Panza mit einer Jagdf inte packt mich beim Arm. Lastwagen. Rote Fahnen. Und wieder werden wir durch die Strassen gefahren. Der Pöbel heult und schreit hinter uns her...

"Bringt die Faschisten um..."

Wir halten vor einem kleinen Haus. Leutnant Robert verschwindet darin. Fünf Minuten vergehen. Zehn Minuten. Eine Viertelstunde... Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Dokument? Ist es eine Falle? Aber wir werden nicht so einfach auf den Leim gehen. Wir bleiben vollkommen ruhig und kaltblütig. Wir nehmen die Haltung von Reisenden an, die in eine zweifelhafte Gegend geraten sind. Endlich erscheint unser Führer wieder. Ein Papier in der Hand.

"Da ist es... Ich habe es wiedergefunden... Ich wusste nicht mehr, wo ich es hingesteckt hatte... Los..."

Wir beschleunigen die Fahrt. Es ist sehr heiss. Unser Fahrer hat seine politische Ueberzeugung scheinbar mit einigen Flaschen Chianti befestigen müssen, er steuert als wäre er Nuvolari. Eine Schwenkung knapp an einem Laternenpfosten vorbei... ein Kurve hart an dem Kantstein entlang... Bravo... An jeder Strassenecke brüllt eine von der Sonne und den Paraden berauschte Menge hinter uns her... Der Seeräuber antwortet. Seine schmalen Lippen sind zu einem grausamen und sieghaften Lächeln verzogen. Die Enden seines Halstuches flattern im Wind...

Auf einmal ist alles still und ruhig um uns her.

Unsere Wächter kauern sich auf den Boden des Lastwagens nieder und bedeuten uns, dasselbe zu tun. Die Strassen sind plötzlich vollkommen leer und verlassen. Was ist los? Haben die Deutschen einen Gegenangriff unternommen? Nein... aber dieses viereckige, stark befestigte Gebäude da hinten ist eines der letzten faschistischen Widerstandsnester... Es wäre immerhin komisch, womöglich jetzt von den Kugeln unserer einstigen Verbündeten getroffen zu werden... Stille... Einsamkeit...

Wir kommen ohne Zwischenfall vorüber. Strassen, Alleen... Kurve nach rechts, Kurve nach links... Mehrere Male kreuzen wir den Weg, den wir auf der Hinfahrt nahmen. Ich habe den Eindruck, als ob der Leutnant Robert sich nur sehr ungenügend in Mailand auskennt. Endlich halten wir auf einem Platz... Es drängen sich wohl gut dreitausend Menschen vor einem strengen, niedrigen und langgestreckten Gebäude, das nur ein einziges schweres und mit faustgrossen Nägeln beschlagenes Tor besitzt, und dessen Wände von Schiessscharten durchlöchert sind. Wir werden mit einem Gebrüll empfangen. Dreitausend Arme heben sich zur gleichen Zeit und schütteln die Faust...

"Fascisti..."

Der Seeräuber grüsst unendlich stolz in die Runde. Ich fange drohende Blicke auf und sehe in die verzerrten Gesichter von Frauen. Puk steigt mutig von dem Lastwagen, ein Lächeln auf den Lippen.

"Keine Faschisten... Franzosen."

Das Geschrei verdoppelt sich.

"Kollaborationisten..."

Hum... Das gefällt mir nicht. Unsere Bewachung wird mir immer sympathischer. Ohne sie hätten wir wohl einige unangenehme Minuten erlebt. Man schubst uns auf das Gebäude zu. Ein junger, vornehmer Mensch mit Samtaugen und einem Christusbart kommt sehr freundlich auf uns zu...

"Franzosen?... Treten Sie ein, gnädiges Fräulein,

treten Sie ein, meine Herren... diesen Weg, diesen Weg..."

Und dann plötzlich, wie aus der Pistole geschossen:

"Die Zelle 436 für die Herrschaften..."

Leutnant Robert stürzt hervor.

"Aber nein, he... halt! Wir wollen doch nach der Questura..."

"Ah, dann ist das ein Irrtum, ein kleiner Irrtum... Hier sind wir in San Vittore... ich stehe zu ihrer Verfügung, meine Damen und Herren..."

Robert bricht in ein schallendes Gelächter aus. Unsere Lage war tragisch und lächerlich zugleich. Man hat uns geradewegs nach San Vittore gebracht, wo wir allen menschlichen Berechnungen zu Folge auch wirklich hätten landen müssen, und unser Besuch endet, kaum begonnen, in einer allgemeinen Heiterkeit. Der Seeräuber schlägt sich heftig auf die Brust, der Oberkerkermeister beeilt sich, Puk die Hand zu küssen. Wer ist denn nun eigentlich dieser Leutnant Robert, der in Mailand "Revolution macht" ohne die Questura von San Vittore unterscheiden zu können? Ohne Zweifel ein einstiger P. P. F. aus Nizza und Ex-Kommunist zugleich, der das grosse Spiel treibt... Das ist Revolutionsarbeit. Das Wunder geht weiter... Die Ketten knirschen, der riesige Schlüssel dreht sich in dem Schloss, das Tor öffnet sich...

"Auf bald... bis bald..." sagt der Kerkermeister mit dem Christusbart voller Freude.

Wir klettern wieder in den Lastwagen, Nuvolari kurbelt den Motor an...

Die Menge bricht in begeisterte Hochrufe aus. Man denke auch... seit dem Anfang der Revolution geschieht es zum ersten Mal, dass Gefangene des Liberationskomitees fünf Minuten nach ihrer Einlieferung San Vittore wieder verlassen... Mützen und Hüte fliegen durch die Luft...

"Viva Francia... viva comunisti francesi..."

Wir sind die Helden des Tages. Puk wirft sich in

die Pose eines Kinostars. Sie winkt nachlässig mit der Hand, Stil "Abfahrt Marlene Dietrich von dem Saint Lazare-Bahnhof", lächelt ironisch und verteilt Handküsse, während die Augen des Seeräubers plötzlich feucht werden und er seine Muskeln wie ein wütender Tarzan spielen lässt. Blondinet hat seinen Dickkopf aufgesetzt und murmelt: "Sch...kerle"... Der Philosoph blickt unerschüttert und kaut, vollkommen abwesend, auf seiner Pfeife herum. Diese strahlende Sonne, die flatternden Fahnen, diese Menschenmenge, die, in Staubwolken gehüllt, ihren Hass und ihre Freude herausschreit, diese schlampigen und wirrköpfigen Frauen, mit nackten und schmutzigen Babies auf dem Arm, die in der Sonne funkelnden Bajonnette, die Lastwagen mit ihrer Fracht von Verdammten, der Seeräuber im Vordergrund, mit seinem grausamen Lächeln, dem nackten Oberkörper, dem blutigen Fetzen um die Stirn, dieses Bild, unterstrichen durch den dumpfen aber mächtigen Lärm der Stadt, hat sich unauslöschlich in meiner Erinnerung eingegraben. Durch unser wunderbares Abenteuer ist es uns vergönnt gewesen, den Lauf der Zeit einmal umzukehren. Wir waren mit einem Schlage verwandelt worden. Wir haben die blutigen Tage von 1793 erlebt...

Eine Viertelstunde später setzt man uns endlich bei der Questura ab.

Wir sind frei und haben vorschriftsmässige Papiere. Leutnant Robert springt auf den Lastwagen.

"Auf Wiedersehen, Herr Marc Augier... auf Wiedersehen und viel Glück!"

Ich habe ihn nichts gefragt. Wir mussten das Spiel bis zum Ende spielen. Ich habe ihn auch nie wiedergesehen. Wer war es? Welches sein wahres Gesicht und seine eigentliche Aufgabe? Die Revolutionen enthüllen ihr Geheimnis nicht so schnell. Aber sollte dieses Buch in die Hände eines gewissen Leutnants der F. T. P. gelangen, der uns am 2. Mai gerettet hat, so möge es ihm die Gewissheit geben, dass er sich immer und unter al-

len Umständen bereit findet, ihm auf jede Art und Weise beizustehen.

Ich glaube, am nächsten Morgen ist Blondinet in die Kirche gegangen. Ich mag Gott nicht mit meinen kleinen Sorgen belästigen. Ich zog es vor, in den Zoologischen Garten zu gehen. In den Kronen der Platanen jubelte der Chor der Inselvögel. Der Duft der Blumen stieg in den strahlenden Morgen. Zum ersten Mal in meinem Leben entdeckte ich die Umrisse eines Blattes, die reine Linie eines Baumstammes, die schimmernden Lichtreflexe auf einem Tisch. Ich wagte es nicht, in den Staub zu knieen.

Das Fest neigte sich seinem Ende zu. Seit die Amerikaner erst mit ihren flachnäsigen Jeeps, dann mit ihren Tanks, der schweren Artillerie, den Sturmgeschützen, der endlosen Schlange der motorisierten M. P. mit ihren weissen Handschuhen und den benagelten Lederschutzgürteln in Mailand eingezogen, ist irgendetwas anders geworden. Es war, als ob die Sonne von der unheimlichen und gewaltigen amerikanischen Kriegsmacht verdunkelt worden wäre, als ob sich wie durch einen Zauberspruch der schwermütige, rote und klebrige Nebel des Hudsonufers, das aufreizende, herbstliche Nieselwetter vom Long-Island und dann die schwarze Kälte des Mackenzie, die die Worte auf den Lippen der Menschen gefrieren lässt, über die Stadt gebreitet hätte.

Lange bevor die Truppen einmarschierten, war in Mailand die Revolution schon beendet, das Volk merkte nur nichts davon. Die Machtübernahme war sehr geschickt vor sich gegangen. Es begann damit, dass am 26. April ein rasend gewordener Pöbel sich darum schlug — die Menschen zerfleischten sich fast wie die wilden Tiere — den auf der Piazza der fünfzehn Märtyrer zur Schau gestellten "superbo pulcinella" — Mussolini an den Füssen aufgehängt — zu sehen.

Ein ebenso geheimnisvoller wie gebieterischer Befehl war von dem alliierten Hauptquartier ausgegangen:

"Diese widerliche Kundgebung ist sofort zu unterbrechen..."

Und dann fand der grosse Vorbeimarsch statt. Die hübschen Mailänderinnen erwarteten die Sieger unter flatternden Fahnen, mit Blumensträussen in den Händen und einem Lächeln auf den Lippen...

"Bravi il alleati..."

Alle diejenigen, die auf die Panzer klettern wollten, stiess man auf den Bürgersteig zurück. Die G. I.'s sassen, das Gewehr zwischen den Beinen, und den Rücken der Menge zugekehrt, auf dem Rand der Lastwagen, und liessen sich nicht einmal in ihren Gesprächen stören. Sie waren sich, seit über einem Jahr in Italien kämpfend, vollkommen über den wirklichen Grund und den Wert dieser Begeisterung klar. Und um nicht den geringsten Irrtum aufkommen zu lassen, hatten sie mit Kreide auf ihre Fahrzeuge geschrieben: "No chocolate"... "No cigarette"... Die Italiener sehen ihnen schwermütig nach. Dieses Volk verstand es nicht, konnte es nicht verstehen, dass es dem Faschimus auch in der Niederlage fest verbunden blieb, und die Arbeiter der elften Stunde in diesem Religionskrieg nicht mehr zugelassen wurden.

Ankündigungen, die denen des Grosskommandanten von Mailand fast aufs Haar glichen, erschienen an den Wänden: "Die irregulären Truppen der italienischen Befreiung (i partigiani) werden aufgefordert, unverzüglich alle in ihrem Besitz befindlichen Waffen den amerikanischen Behören abzuliefern." "Das Tragen von roten Halstüchern ist verboten"... Immer strenger und drohender wurden diese Ankündigungen im Laufe der Tage, als die Gewehre und Maschinengewehre weiterhin in den Händen der "valenti" blieben. Die immer zurückhaltenden Engländer hatten die riesigen Plakate, die von den Balkons der "Liberationskomitees" hingen, "hier werden Denunzierungen entgegengenommen", entfernen lassen. Da es sich vor allem darum handelte, das Eisenbahnnetz

wieder herzustellen, um den Truppentransport sichern zu können, und die Elektrizitätswerke wieder in Stand zu setzen, da man ja für das tägliche Brot des Volkes zu sorgen hatte — weil das Leben nicht aufhört, denn das Leben ist nicht "revolutionär" —veröffentlichte die neue Zeitung, die bisher endlose Freiheiten versprochen hatte, jeden Tag kurze und bündige Befehle: "Auf Befehl der alliierten Militärregierung wird das Bahnpersonal am 10. Mai seine Arbeit wieder aufnehmen"... "Das Personal der Pirelli-Fabriken hat am Montag um 7 Uhr morgens auf seinem Posten zu sein"...

So war also nichts geschehen... Das durch jahrelange Propaganda betörte Volk hatte geglaubt, es genüge, einfach die "Tyrannen" zu ermorden, damit ganz automatisch eine Zeit des Wohlstandes und des Glückes anbräche, in der das Korn ganz von allein wachsen, das B'ei sich in Gold und das Wasser aller Brunnen der Stadt sich in Wein verwandeln würde... Als ob niemals ein Gewehr den Pflug ersetzt hätte! Armes Volk! Es begriff, ein wenig spät allerdings, dass es wieder einmal nur den Herrn gewechselt hatte. Die Klügsten fanden schon nach einigen Tagen zu der geistigen Disziplin des Faschismus zurück. Ja, der Begriff eines Führers war nun einmal unzertrennlich von der menschlichen Beschaffenheit. Eine Stadt konnte genau so wenig wie eine Industrie oder eine Familie ohne einen Führer leben. Für Italien begann die "Zeit der Reue"...

Diese Zeitspanne einer Entzauberung und eines schlechten Gewissens hatte begonnen, nachdem Mussolini seinen Leidensweg vollendet hatte. Wir kehrten niedergeschlagen und angeekelt und entsetzt von dem Anblick der menschlichen Bestialität, von dem Platz der "fünfzehn Märtyrer" zurück. Wir kamen erst bei völliger Dunkelheit in unserm Quartier an. Der Gefängniswärter von San Vittore war nicht, wie sonst, betrunken. Er sass vor dem Küchentisch, über einen Teller Suppe gebeugt, den er nicht anrührte...

"Sie haben es also gesehen", sagte er und senkte den Kopf noch tiefer.

Ein drückendes Schweigen folgte.

"Los, iss, du Armer", sagte die Frau.

"Ich habe keinen Hunger..."

Er sah uns mit verzweifelten und vollkommen verwirrten Augen an.

"Es ist wahr, ich habe auch keinen Hunger", bemerkte die Frau, "es kommt mir vor als hätte ich einen grossen K'oss hier", und sie drückte mit der Hand gegen den Magen.

Sie gingen ohne Abendessen ins Bett, und das war ein ganz bedeutendes Ereignis in ihrem Leben. Gewissensbisse des kleinen Mannes... Scham und Angst der Kleinbürger.

Alles kam so, wie wir es vorausgesehen hatten. Schon verbreiteten die Kommunisten — anstatt die Waffen abzuliefern, die auf Befehl der Partei vergraben wurden — die ersten Schlagworte gegen die "kapitalistische Diktatur" und "den Imperialismus der nordamerikanischen Wirtschaft"... Der Fall von Triest rückte in den Vordergrund. Die Horden des Balkan marschierten in Richtung Italien. Das Schicksal schien sich geradezu vorgenommen zu haben, uns in allen Stücken recht zu gegen. All das, worüber wir fünf Jahre lang in unseren Artikeln geschrieben und wovor wir gewarnt hatten — Anschauungen, die schon machem von uns das Leben gekostet hatten — verwirklichte sich nun.

Und darum sind Mussolini und Hitler "im Glück" gestorben. Weil sie wussten, dass sie zu Märtyrern werden mussten, um zu siegen, das heisst, um ihre Weltanschauung durchzusetzen. Die Völker lehnten die Wahrheiten, die sie verkündeten — und die wir schon längst anerkannt hatten — ab, weil sie zu weit reichten, weil die Revolution zu grundsätzlich war, wie ja auch damals die Predigten Christi zu umfassend und grundsätzlich für das jüdische Volk gewesen sind. Stirb und werde. Zum ersten Mal in meinem Leben begriff ich den

symbolischen Wert des Blutopfers auf welchem die meisten Religionen begründet sind. Lebend konnten Hitler und Mussolini keine weiteren Wunder vollbringen; tot erst wurden sie zu wirklichen Siegern. Scharen von Aposteln würden sich über die ganze moderne Welt ergiessen, um ein Märtyrertum in Form von "Kollaborationsprozessen" und Hinrichtungen wegen "Einverständnisses mit dem Feind" anzutreten. Seit der Zeit von Golgatha bis zu den Ereignissen auf der Piazza der fünfzehn Märtyrer hat sich weder der Inhalt noch die Form des Dramas geändert. Jesus hatte in seiner Auflehnung gegen das jüdische Volk, in dem seinem Märtyrertode folgenden Triumph für zwei Jahrtausende dem Prinzip des Guten zum Sieg über das Böse verholfen. Aber das Christentum unterlag den Angriffen des mächtigen und genialen jüdischen Volkes, das zum eigentlichen Herrscher der Menschheit geworden war. Und dagegen hatten sich die neuen Apostel aufgelehnt. Und alles hatte sich wiederholt.

Der Widerhall des Sieges Hitlers und Mussolinis verbreitete sich schnell. Die erste Stufe war bereits erreicht; man hatte die Notwendigkeit eines Führers für die menschliche Gesellschaft erkannt. Und die Notwendigkeit bewies sich ganz von selbst an der Leere, die durch das Verschwinden von Hitler und Mussolini entstanden war. Schon flüsterte man in dem unterdrückten Frankreich: "Es fehlt uns ein Führer! Hätten wir nur einen guten Führer!" In Italien war diese leise Stimme zur lauten Forderung geworden. Die Spuren einer zwanzigjährigen politischen Bildung lassen sich nicht in ein paar Stunden auslöschen... "Trotz alledem, der Faschismus!... Mussolini sagte!... Die Arbeiten Mussolinis!... Die Reden Mussolinis!..." Die Stimmen der Völker klangen zusammen und schon fiel, in das eisige Schweigen nach diesem Kriegsende, das Verdammungsurteil eben dieses Krieges... "Mussolini hatte recht!" Und zur selben Zeit flüsterte man in den Katakomben Deutschlands, trotz aller Drohungen der Alliierten...

"Hitler hatte recht!" Bis nach Frankreich klang der Ruf, das mit all seiner bäuerlichen Vorsicht wiederholte... "Pétain hatte recht!"

Die Revolution der Betrogenen war zu Ende. Die Völker erwachten, ärmer und geknechteter als vorher, und dazu hatten sie noch ihre wagemutigsten Söhne, das heisst also die Elite, verloren... Die Speicher Mailands leerten sich mit einer unerhörten Schnelligkeit. Alles, was der Duce mit der Vorsorglichkeit eines Familienvaters seinen Verbündeten gegenüber verteidigt hatte, verschwand in den Tornistern der amerikanischen Neger. Die Lire fiel, genau wie der Franken nach dem siegreichen Einzug de Gaulles in Paris. Vor der Revolution konnte man für 200 Lire sehr gut essen. Am 10. Mai brauchte man schon 400 dazu. Am 1. Juni 600. Die Fabriken standen schon nach ein paar Wochen still, weil ihnen die deutschen Rohstoffe fehlten. Wer nicht in die Dienste der Befreier trat, wurde arbeitslos. Ein "komischer" Frieden hatte begonnen...

Und es geschah, dass die goldene Madonna, die "gute Mutter" Mailands, an einem sonnigen Nachmittag wieder auf der Spitze der Turmhaube erschien, von der weissen Marmornadel des Domes getragen, in der Tiefe des Himmels fast verschwindend, weit weg von den Menschen und ihren vergänglichen Leidenschaften. Die schmächtige Gestalt des Erzbischofs Schuster erschien, mit Bischofsmütze und Krummstab, auf irgendeiner hohen Galerie der Kathedrale. Er gab fünftausend Mailändern seinen Segen, die sich auf dem weiten Platz drängten und quetschten, die Balkone überfüllten, aus allen Fenstern quollen und an den Strassenlaternen hingen. Als der Schleier, der die goldene Madonna verbarg, von einer geschickten Maschinerie abgezogen wurden, und die "gute Mutter" in ihrem tollen Gleichgewicht und wie die Sonne selbst strahlend auf der Spitze der Kathedrale erschien, erscholl ein unwahrscheinlicher Lärm, die Strophen der Internationale erklangen, die Ave Marias und, ohne Zweifel, zwischen geschlos-

senen Lippen gemurmelt, die ersten Takte der Giovinezza. Einige begeisterte "Partigiani" schossen mit Maschinegewehren in die Luft. Zehn, zwanzig, tausende Salven erschollen zugleich. Pif!... Paf!... Puf!... Es war schlimmer als vor Stalingrad. Eine Stunde lang verschossen die Mailänder ihr Pulver. Frauen wurden ohnmächtig, Kinder halb irsinnig vor Angst, brüllten. Man verschoss auch die letzte Patrone, bevor man die Waffen an die neuen Herren ablieferte und auf den Jahrmärkten wieder zu den Pressluftkarabinern griff. Das letzte Aufzucken des Pöbelungeheuers war so beeindruckend, dass Puk, die bisher doch so tapfer und mutig alle Prüfungen überstanden hatte, so weiss wie der Marmor des Doms war.

Aber es war das Ende. Erzbischof Schuster stellte die goldene Madonna der Fratze des Tieres entgegen. Der englische Imperialismus sah mit Bestürzung wie die Russen sich am Adriatischen Meer festsetzten. Die Yankees entdeckten den antikapitalistischen Marxismus im Angesicht ihrer Vorposten. Alle diese Mächte vereinten sich in-extremis, um eine Art "Gottesfrieden" aufzustellen, den wir ausnutzen mussten, bevor Frankreich uns seine Spione und Polizisten entgegenschickte. Die Stunde war gekommen, um sich auf den Weg zu machen. Wir waren nicht mehr so unerbittlich alleine. In ganz Italien öffneten uns die Klöster ihre Tore, die Tore der christlichen Barmherzigkeit, und bald sollten, von Italien bis nach Frankreich, von Belgien bis nach Spanien alle diese Klöster für uns, die wir die neuen Pilger und Märtyrer waren, die frühere Internationale, die einst die Einheit Europas auf dem Weg des Heiligen Johannes von Compostella sicherte, erneuern.